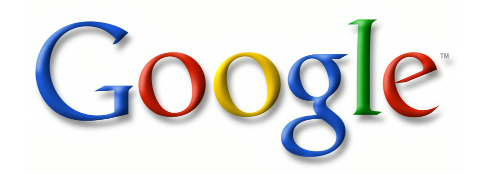
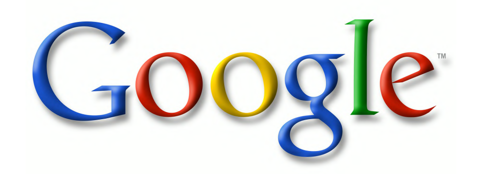








Ordre zur ausfertigung
f. I. G. 3361. pro año 18

Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen;

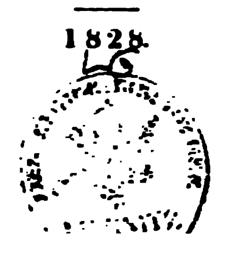
von

Friedrich Ancillon.

Inter utrumque tene.
OVID. MET. L. II.

Erster Theil.
Geschichte und Politik.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.
1828.






F15862
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Ordre zur Ausschätzung
f. I. G. 3361. pro año 1834.

Inhalt.



Inhalt.

Leibnitzens Ausspruch bewährt sich noch alle Tage, und leuchtet einem jeden ungetrüb-ten Auge ein. Vielseitigkeit allein führt zur Wahrheit, Einseitigkeit ist die Quelle der meisten Irrthümer, weil in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur alle Dinge viele und verschiedene Seiten darbieten. In der Regel faßt ein jeder Mensch nur eine oder ei-nige Seiten der Gegenstände auf, und diese bestimmen oder veranlassen seine individuel-len Ansichten. In so fern es sich auf die-se von ihm wahrgenommene Seite des Ge-genstandes bezieht, hat sein Urtheil einige Wahrheit; aber in so fern ihm die anderen Seiten des Gegenstandes entgehen und, von ihm vernachläßiget oder übersehen, nicht in Anschlag gebracht werden, verliert sein Ur-theil an Wahrheit. Mehr oder minder be-deutende Irrthümer schleichen sich auf diese Art in das ganze System unserer Vorstellun-gen ein, und können nur durch eine vollstän-

dige Kenntniß aller Bestandtheile der Dinge und ihre gründliche Vergleichung mit einander, beseitiget werden.

Auch stehet im Weltall kein einziges Wesen von allen anderen abgeschnitten und isolirt da. Die verschiedenen Wesen üben auf einander eine ununterbrochene Wechselwirkung aus. Diese Wechselwirkung, die erste Bedingung ihres Daseins, ist von ihnen unzertrennlich, und es ist unmöglich, sie wahrzunehmen, zu verstehen, zu begreifen, wenn man nicht ein jedes einzelne Wesen in allen seinen Beziehungen zu der dasselbe umgebenden Welt zu erkennen trachtet.

Könnte ein Wesen von allen anderen abgeschnitten werden, so würde dessen Dasein aufhören. Könnte man auch eine solche Trennung in Gedanken zu Stande bringen, so würde man doch in der Idee ein solches isolirtes Wesen nicht fassen und festhalten können. Nur in seinem Zusammenhange mit

allen anderen Theilen der Natur findet es seinen wahren Sinn und die ganze Entfaltung seines Daseins.

So wie die Wesen beschaffen sind, so müssen es auch unsere Vorstellungen, unsre Begriffe, unsere Urtheile und unsere Grundsätze seyn, denn sie sind nur dann wahr, wenn sie der Realität der Wesen entsprechen. Sie müssen also zusammenhängen, und hangen in der That zusammen wie die Wesen selbst. Auch sie üben auf einander eine stete Wechselwirkung aus, immer zugleich begrenzend und begrenzt, bestimmend und bestimmt.

Jedesmal also, wenn wir irgend eine Vorstellung, einen Begriff, einen Grundsatz von allen anderen mit ihm verwandten absondern, ihn allein aufstellen, ihn von allen Beschränkungen befreien, und ihm eine unabhängige, unbedingte, allgemeine Wahrheit zuschreiben oder andichten, büßt er nothwendig einen Theil seiner Richtigkeit und Wahrheit ein,

eben so wie ein auf diese Art isolirtes Wesen sein Dasein verlieren würde. Denn die Realität ist die Wahrheit der Wesen, so wie die Wahrheit der Ideen die Realität derselben ausmacht.

Solche von ihrer Umgebung getrennte, von den Wurzeln, die sie mit anderen Ideen verbinden, losgerissene Idee, gestaltet sich zu einem Extrem, welches, als ausschließliches Princip aufgestellt, keine Wahrheit haben kann. Ein solches Verfahren hat gewöhnlich zur Folge, daß man ihm als Correctiv ein anderes Extrem entgegensetzt, welches aber, statt als Heilmittel zu wirken, nur eine andere nicht minder gefährliche Krankheit des Geistes veranlaßt.

Die extremen Meinungen und Urtheile entstehen aus verschiedenen Quellen; bald aus einem engen, beschränkten Verstande, bald aus einer leidenschaftlichen Bewegung des Gemüths, die das Auge trübt, Umsicht

und Einsicht verhindert. Oefters auch, bei einem umfassenden Geist und mit ruhiger Besonnenheit, verfährt man absichtlich auf diese Art, um gewissen Lieblingsideen Eingang zu verschaffen.

Aber welches auch der Ursprung einer solchen Einseitigkeit seyn mag, so bleibt sie immer gleich verderblich. Sie ist es um so mehr, da in der Regel solche einseitige Extreme viel Anhänger finden: sie verführen die schwachen Köpfe durch ihre anscheinende Einfachheit, die lebhaften Gemüther durch die grellen, glänzenden Farben, mit welchen man sie ausmalt, und die energischen Menschen durch eine Art von Kraft, die in ihnen zu liegen scheint.

Die Wahrheit hat vielleicht keine größeren Feinde als die excentrischen Urtheile und die extremen Meinungen. Wenn das Wesen der Wahrheit in der Harmonie der Begriffe, in der Verschmelzung aller Verhältnisse zur

Einheit und in der vollständigen Auffassung der Dinge besteht, so sind die Extreme grade ihre Gegensätze.

Je einfacher ein Gegenstand ist, um so verfänglicher, aber auch um so weniger nachtheilig wird es, in Hinsicht seiner in eine extreme Meinung zu verfallen. Je zusammengesetzter der Gegenstand, um so mehr ist Vielseitigkeit nöthig, wenn man ihn ganz ergründen will, und um so mehr entfernt man sich von der Wahrheit, wenn man sich extremen Urtheilen hingibt.

Dieses ist besonders mit der Geschichte und der Politik der Fall. Diese Wissenschaften haben es mit dem Menschen zu thun, einem wahren Mikrokosmus, der alle möglichen Gegensätze darbietet, in sich vereinigt und verbindet. Die Gegenstände, auf welche diese Wissenschaften sich beziehen, bestehen aus so mannigfaltigen Elementen, daß sie ihren Zweck nothwendig verfehlen müssen,

Leibnitzens Ausspruch bewährt sich noch alle Tage, und leuchtet einem jeden ungetrübten Auge ein. Vielseitigkeit allein führt zur Wahrheit, Einseitigkeit ist die Quelle der meisten Irrthümer, weil in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur alle Dinge viele und verschiedene Seiten darbieten. In der Regel faßt ein jeder Mensch nur eine oder einige Seiten der Gegenstände auf, und diese bestimmen oder veranlassen seine individuellen Ansichten. In so fern es sich auf diese von ihm wahrgenommene Seite des Gegenstandes bezieht, hat sein Urtheil einige Wahrheit; aber in so fern ihm die anderen Seiten des Gegenstandes entgehen und, von ihm vernachläßiget oder übersehen, nicht in Anschlag gebracht werden, verliert sein Urtheil an Wahrheit. Mehr oder minder bedeutende Irrthümer schleichen sich auf diese Art in das ganze System unserer Vorstellungen ein, und können nur durch eine vollstän-

dige Kenntniß aller Bestandtheile der Dinge und ihre gründliche Vergleichung mit einander, beseitiget werden.

Auch stehet im Weltall kein einziges Wesen von allen anderen abgeschnitten und isolirt da. Die verschiedenen Wesen üben auf einander eine ununterbrochene Wechselwirkung aus. Diese Wechselwirkung, die erste Bedingung ihres Daseins, ist von ihnen unzertrennlich, und es ist unmöglich, sie wahrzunehmen, zu verstehen, zu begreifen, wenn man nicht ein jedes einzelne Wesen in allen seinen Beziehungen zu der dasselbe umgebenden Welt zu erkennen trachtet.

Könnte ein Wesen von allen anderen abgeschnitten werden, so würde dessen Dasein aufhören. Könnte man auch eine solche Trennung in Gedanken zu Stande bringen, so würde man doch in der Idee ein solches isolirtes Wesen nicht fassen und festhalten können. Nur in seinem Zusammenhange mit

allen anderen Theilen der Natur findet es seinen wahren Sinn und die ganze Entfaltung seines Daseins.

So wie die Wesen beschaffen sind, so müssen es auch unsere Vorstellungen, unsre Begriffe, unsere Urtheile und unsere Grundsätze seyn, denn sie sind nur dann wahr, wenn sie der Realität der Wesen entsprechen. Sie müssen also zusammenhängen, und hangen in der That zusammen wie die Wesen selbst. Auch sie üben auf einander eine stete Wechselwirkung aus, immer zugleich begrenzend und begrenzt, bestimmend und bestimmt.

Jedesmal also, wenn wir irgend eine Vorstellung, einen Begriff, einen Grundsatz von allen anderen mit ihm verwandten absondern, ihn allein aufstellen, ihn von allen Beschränkungen befreien, und ihm eine unabhängige, unbedingte, allgemeine Wahrheit zuschreiben oder andichten, büßt er nothwendig einen Theil seiner Richtigkeit und Wahrheit ein,

eben so wie ein auf diese Art isolirtes Wesen sein Dasein verlieren würde. Denn die Realität ist die Wahrheit der Wesen, so wie die Wahrheit der Ideen die Realität derselben ausmacht.

Solche von ihrer Umgebung getrennte, von den Wurzeln, die sie mit anderen Ideen verbinden, losgerissene Idee, gestaltet sich zu einem Extrem, welches, als ausschließliches Princip aufgestellt, keine Wahrheit haben kann. Ein solches Verfahren hat gewöhnlich zur Folge, daß man ihm als Correctiv ein anderes Extrem entgegensetzt, welches aber, statt als Heilmittel zu wirken, nur eine andere nicht minder gefährliche Krankheit des Geistes veranlaßt.

Die extremen Meinungen und Urtheile entstehen aus verschiedenen Quellen; bald aus einem engen, beschränkten Verstande, bald aus einer leidenschaftlichen Bewegung des Gemüths, die das Auge trübt, Umsicht

die Cultur können den Charakter der Geschlechtsliebe auch in den wärmsten Klimaten verändern, und daß eine gewisse Religion, eine gewisse Gesetzgebung und eine gewisse Cultur nicht von einem gewissen Grade der Länge und der Breite, von einem gewissen Grade der Wärme und der Kälte unzertrennlich sind, beweisen die Erfahrung und die Geschichte.

In Kleinasien hat, in Hinsicht der Verhältnisse der beiden Geschlechter, der Griechische Polytheismus, so wie späterhin die Christliche Religion, ganz andere Früchte getragen als die Mohammedanische. Freie Staaten haben da geblühet, wo unter der eisernen Ruthe des Despotismus Alles hinwelkt. Kleinasien war in der Cultur dem eigentlichen Griechenland vorangegangen; so groß war der Schwung, den grade das herrliche Klima und das

rer Geburt, von ihrer Wiege, Arabien, sehr verschieden sind.

Wenn der Einfluß des Klima so überwiegend, ja ausschließlich entscheidend beim Menschen wäre, so würde man nicht unter allen Zonen, die Pole und die Linie vielleicht ausgenommen, alle Arten von Tugenden und von Lastern, von Talenten und von Genie finden; wie es doch der Fall ist. Nur wird hier oder dort das Eine oder das Andere häufiger oder seltener gefunden. Woher käme es, wenn die Theorie von den Einwirkungen des Klima die richtige wäre, daß in intellectueller und moralischer Hinsicht, mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen, man sagen kann das *omnis fert omnia tellus*? Entweder wird das Urgewebe der Organisation bei dem Menschen in den verschiedenen Regionen der Erde nicht dermaßen von klimatischen Verhältnissen modifizirt oder vielmehr bestimmt, daß es einen unverlöschlichen Grundcharakter hätte; oder die moralischen Ursachen haben bei dem Menschen ein entschiedenes Uebergewicht über die physischen.

Auch sogar bei den Thieren, ja bei den Pflanzen, wo die physischen Kräfte vorherrschen und wo die moralischen und geistigen gar nicht einwirken, sieht man, daß die Verpflanzung der meisten Gewächse und die Versetzung sehr vieler Thierarten unter die verschiedenartigsten Klimate glücklich Statt finde. Sind nicht unsere Gemüse und Obstarten, sind nicht die meisten unserer nutzbaren Thiere fremden Ursprungs, und hat sie nicht Europa von Asien entlehnt?

Man hat oft ausschließlich der Einwirkung des Klima den Muth gewisser Völker, die Unbeweglichkeit der Asiatischen Völker, den Monachism, den Hang zum Wein und zu geistigen Getränken, die Neigung zum Selbstmord, den ernsten und finsteren Charakter der Engländer, die Achtung oder Verachtung der Frauen, ja den Charakter der Litteratur, zumal der Dichtkunst bei den verschiedenen Völkern, zuschreiben wollen. Alle diese einseitigen oder übertriebenen Behauptungen verdienen Berichtigung, oder Einschränkung, oder völlige Widerlegung.

Es gibt verschiedene Arten von Muth. Der physische Muth, der aus dem Gefühl der einem Individuum inwohnenden physischen Kraft und vielleicht aus einer gewissen Temperatur des Bluts entsteht, und der



Schwertstreich von Allen, die es unternommen haben, unterjocht worden sind, und die unempfindlich und unmännlich Alles über sich ergehen lassen, haben nicht den thätigen Muth, weder den physischen noch den moralischen. Aber dieselben Indier beweisen durch das, was irrige Religionsbegriffe über sie vermögen, daß sie den leidenden Muth besitzen, daß ihre natürliche Feigheit von moralischen Triebfedern überwogen und überwunden werden kann, und daß unter glücklicheren Umständen geistige Ideen ihnen auch den thätigen Muth einflößen würden.

Die mittäglichen Völker haben weit mehr als die nördlichen reges, äußeres, sinnliches Leben, das zwar öfters mit einer gewissen Genialität in den Tiefen des Gemüths zusammenhängt, aber auch eine Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit voraussetzt oder herbeiführt, welche der bindenden Gewalt der Gesetze sehr bedürfen. Die nordischen Völker hingegen schreiten langsamer, aber ruhiger und sicherer auf der Leiter der Cultur empor; sie entwickeln sich allmählig, aber beinahe ohne äußere Leitung und äußere Hülfsmittel. Lange haben sie ohne eigentliche gesellige Ordnung, und ohne zwingende Gewalt gelebt. Es ist in ihnen mehr eine gewisse Negativität, in den anderen mehr Positivität.

Daß eine rastlose, fortschreitende, sich stets erneuernde, bald zerstörende, bald schaffende Bewegung der Hauptcharakter von Europa ist; daß die Ruhe, eine ununterbrochene, immer wieder zurückkehrende, sich

immer von selbst wieder erzeugende Ruhe, das Charakteristische von Asien sey, ist gar nicht zu leugnen. Wenn ich von der Bewegung hier rede, so gilt es nicht diejenige, die aus dem Wechsel der Begebenheiten entstehet, denn Asien hat, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viele und so große Begebenheiten erlebt, als Europa; aber ich rede von der Bewegung der Ideen, der Sitten, der Verhältnisse, und so auch von der Ruhe und dem Stillstande derselben.

Daß diese Ruhe sich nicht allein und ausschließlich aus dem Klima erklären läßt, beweiset die einfache Thatsache, daß nach vier Jahrhunderten die Osmanen in Europa in ihrem ganzen bürgerlichen und politischen Wesen dieselbe Unbeweglichkeit und Unwandelbarkeit zeigen.

Woher dieses sonderbare Phänomen von den

Dieselbe träge Ruhe, welche die Gesetze und die Institutionen auf demselben Punct der Vollkommenheit oder vielmehr der Unvollkommenheit festhält, macht auch, daß die Kleidungsart, die Manieren, die Sitten bleiben, was sie vor Jahrhunderten waren. Viel Abwechselungen in solchen Dingen setzen eine geistige Thätigkeit voraus, die das Bedürfniß der Bewegung, der Mannigfaltigkeit, der Veränderung hervorruft und immer neue Erfindungen und Combinationen zum Vorschein bringt, die man erzeugt, sey es auch nur um zu neuen Eindrücke und neuen Vorstellungen zu gelangen. So war vielleicht den Asiaten die Kleidungsart vom Klima ursprünglich angewiesen. Aber die ihnen angeborne Trägheit macht, daß sie beim Alten verbleiben, und dieselbe Tracht hat sich durch alle Jahrhunderte durchgewunden. Die Mode, die allmächtige Göttin in Europa, existirt bei ihnen gar nicht: sie wechselt eben so wenig in Hinsicht des Stoffes als der Form.

Mit dieser Unbeweglichkeit der Institutionen und der Gebräuche im Morgenlande, hängt der Reiz zur Trägheit zusammen, sey es, daß beide Neigungen eine und dieselbe Wurzel haben, sey es, daß die Trägheit zur Unbeweglichkeit führe. Das Klima hat unstreitig Einfluß auf die Thätigkeit oder Unthätigkeit, nicht allein, weil das Klima den Körper stärkt oder schwächt und die Bewegungsorgane beflügelt oder lähmt, sondern weil das Klima die Zahl der Bedürfnisse vermindert oder vermehrt, und die Herbeischaffung der Mittel zur Befriedigung derselben

erleichtert oder erschwert. Nun thut ein mildes, warmes, fruchtbares Klima das erstere, und gibt dadurch der Trägheit einen eigenen Reiz. Allein auch hier muß man nicht die Wirksamkeit des Klima übertreiben. Ohne Arbeit zu leben, wenn es möglich wäre, fühlte sich im Grunde jeder Mensch geneigt, im Abend- wie im Morgenlande. Die Noth führt zur ersten Arbeit; Liebe zum Genuß erwacht später, und läßt uns manches Schwere unternehmen und ertragen, was nicht nothwendig wäre. Am Ende erwacht die Liebe zum Genuß der Arbeit selbst; noch höher stehet und noch später erwacht die Arbeitsamkeit aus Grundsätzen, welche uns dieselbe als heilige Pflicht auflegen. Der glücklichste Staat wäre unstreitig derjenige, in welchem, außer wenn man alt und abgelebt oder krank und unvermögend wäre, man, ohne zu arbeiten, keine Mittel fände das Leben zu fristen, und wo Der, welcher Trieb

Production und Arbeit erforderlich sind, oder indem, durch Anregung neuer Ideen und durch Erweckung des Thätigkeitstriebes, sie Liebe zur Arbeit selbst einzuflößen weiß. Eigenthum, Sicherheit, Freiheit, reichen oft nicht hin, die angeborene Trägheit des Menschen in Thätigkeit zu verwandeln. Man sehe mehrere der kleinen Cantone der Schweiz. Allein es ist darum nicht minder wahr, daß das Gegentheil jener Erfolge, nämlich Unsicherheit des Eigenthums und Mangel an Freiheit, den Hang zur Trägheit sehr vermehren.

Weil man die Trägheit gewisser Völker einzig und allein aus dem Klima herleitete, hat man auch den Monachism, der mit der Trägheit unstreitig Wahlverwandtschaften hat, aus demselben erklären wollen.

Allein der Monachism hat einen andern Ursprung. Er ist eine Verirrung des Geistes und des Gemüths, und entstehet aus der Uebertreibung einer wahren, aber einseitig gefaßten und also falsch gewordenen Idee, nämlich die, daß Entbehren und Entsagen, an sich, ohne Zweck und ohne Noth, die Hauptbedingungen der Tugend sind und den Christlichen Heroismus bilden. Diese Uebertreibung ließ glauben, daß es sicherer und leichter sey, der Welt zu entsagen, als der Welt und ihren Reizen zu widerstehen, und daß das Heil der Seele sich mit einem thätigen und gemeinnützigen Leben schwer vereinbaren lasse.

In Aegypten und im ganzen Morgenlande waren, in der ersten Zeit der Entstehung des beschau-

lichen Lebens und noch später, nur Anachoreten und Waldbrüder, nicht eigentliche Mönche. Im Abendlande schlossen sich früher Diejenigen, die der Welt entsagen wollten, einer gemeinschaftlichen Regel an, und bildeten Ordensgemeinschaften. Im Abendlande waren die Mönche in ihrer ersten und besten Zeit arbeitsam und nützlich, theils durch Urbarmachung der Ländereien, oder durch die Pflege der Armen, oder durch die Sorge für den öffentlichen Unterricht und durch gelehrte Untersuchungen. Im Morgenlande hingegen waren die Anachoreten müssig und unbeschäftigt. Dieses beschauliche Leben zu führen, war weniger ein Ergebniß der Hitze des Klima als des Umstandes, daß es im Morgenlande der physischen Bedürfnisse weniger und der Mittel, dieselben zu befriedigen, mehrere gibt.

Der Hang zu geistigen Getränken hat eben so wenig seinen ausschließlichen Ursprung in der Wärmeoder Kälte des Klima; er liegt ebenfalls tiefer in der Natur des Menschen. Der Mensch will in gewissen Augenblicken der Erschlaffung, der Uebermüdung oder des Trübsinnes, das Gefühl des Lebens in sich erhöhen und steigern, in anderen Augenblicken das Gefühl des Lebens in sich ertödten, wenigstens schwächen. Die geistigen Getränke thun beides, oder können beides thun. Daher werden sie von Leuten ganz entgegengesetzten Charakters gesucht und geliebt. Ein solches Mittel, die Flamme des Lebens oder das Bewußtsein desselben zu dämpfen oder auflodern zu lassen, bedarf der Mensch in seinem rohen und öfters in

sei=

seinem verbildeten Zustand. Die Muselmänner, denen der Wein verboten ist, ersetzen ihn durch das noch viel verderblichere Opium.

Als Mohammed seinen Gläubigen den Wein verbot, dachte er gewiß nicht, daß der Koran sich in so weinreiche Gegenden verbreiten würde. Bemerkenswerth ist es, daß da, wo der Wein wächst, er der Gesundheit des Menschen am meisten frommt, ja zu dessen Erhaltung beitragen kann, wogegen er in den kalten Ländern, denen der Weinbau versagt ist, öfters sehr nachtheilig auf den physischen Menschen einwirkt; denn in den heißen Gegenden neigt sich das Blut leicht zur Auflösung, in den kalten zur Entzündung, und doch, durch einen sonderbaren Widerspruch der Natur, lieben die Nordländer weit mehr als die Südländer die hitzigen geistigen Getränke. In den warmen Ländern führen sie weit seltener zu Excessen als in den kalten; in den ersteren stimmen sie zur Heiterkeit, in den letzteren oft zu finsteren und heftigen Leidenschaften.

Doch ist nicht zu läugnen, daß geistige Getränke auf den Verstand, das Gemüth, das ganze Wesen des Menschen eine große Wirksamkeit ausüben. Könnte man, wie mit einer Wünschelruthe, den Wein zum gewöhnlichen Getränke eines Volkes machen, welches in der Regel ein ganz anderes Getränk genießt, so würden in Zeit von funfzig Jahren auffallende Veränderungen in seinem Charakter eintreten. Der Geist würde regsamer, lebendiger, feuriger werden, das Ge-

müth erheitert, und der Mensch einen leichtern Sinn annehmen. Die Leidenschaften können freilich dadurch auch genährt, angefeuert und bis zur Raserei gesteigert werden. Allein, die geistigen Getränke verbieten, um jenen Wirkungen vorzubeugen, wäre ein unvollkommenes Mittel oder ein gewaltsames, welches entweder das Ziel verfehlen, oder es nur auf falschen Wegen und vermittelst großer Aufopferungen erreichen würde. Die bürgerlichen Gesetze treten in das Gebiet der Sittengesetze, wenn sie gewisse Vergnügen verbieten weil man dieselben übertreiben und so zu schlechten oder verbrecherischen Handlungen verführt werden kann. Der Gesetzgeber kann alle Handlungen verbieten und verpönen, die aus dem Mißbrauch gewisser Dinge entstehen, sobald dadurch die Freiheit und die Sicherheit Anderer verletzt oder bedrohet werden, und kann so diesem Mißbrauche vorbeugen. Aber er verbiete nicht einen Genuß, der an sich eben so unschuldig wie viele andere ist, und der nur durch Uebertreibung verderblich wird, besonders wenn man sich ihn nur im Geheimen und durch die Uebertretung eines Gesetzes verschaffen kann.

Der Selbstmord, auch wenn er von klimatischen Ursachen abhängt und von einer Einwirkung der Atmosphäre und der Lebensart auf die Organe herbeigeführt wird, liegt nicht außerhalb der Sphäre der Gesetzgebung. Hier kann sie gewissermaßen und bis auf einen gewissen Grad die Handlung verhindern.

An sich ist der Selbstmord nicht allein eine dem Sittengesetz und der Religion widersprechende Handlung, sondern er ist auch in den meisten Fällen den bürgerlichen Pflichten entgegen, indem der Mensch sich durch denselben allen positiven Pflichten entzieht.

Der Selbstmord mag von physischen Ursachen, wie bei den Engländern, oder von einer gewissen Richtung des Charakters und von gewissen Lehren, wie bei den Römern, abhängen, immer fragt es sich: gibt es Gesetze, die, indem sie gewisse Folgen mit dem Selbstmorde unerlaßlich verbinden, den Selbstmord verhindern können?

Gibt es solche, so muß man sie als Vorbeugungsmittel des Selbstmordes aufstellen.

Von eigentlichen Strafen kann hier nie die Rede seyn, da es eine Handlung gilt, die sich allen Strafen entzieht.

Gewisse Vorstellungen von Schande und Verwerfung üben oft im Menschen, über physische und noch mehr über moralische Verhältnisse eine Kraft aus, die mehr in einer Idiosyncrasie seiner Natur, als in der Vernunft gegründet, aber deswegen nicht minder wirksam ist. Das Leben ist einem Menschen zur Last; weit entfernt den Tod zu fürchten, wünscht er sich ihn und ist im Begriff, ihn sich zu geben; aber die Idee, nicht begraben, sondern auf den Anger geworfen zu werden, seine Kinder und seine Familie zu entehren, hält ihn vom Selbstmorde zurück.

Sey auch der Selbstmord eine Krankheit, oder der letzte Paroxismus einer Krankheit, auch hier bewährt sich die Gewalt der Seele auf den Körper und einer Idee über eine Empfindung. Der Selbstmord ist ein Unglück, noch weit mehr als ein Verbrechen; aber gewisse Vorstellungen, welche die Gesetzgebung erwecken kann, können das Unglück entfernen. Der Selbstmord ist eine leidenschaftliche Handlung; man weiß nicht eigentlich, was man thut, wenn man sich entleibt; aber gewisse Vorstellungen vermögen viel, um die Leidenschaft abzukühlen.

In Hinsicht des Hanges der Engländer zum Selbstmorde, geht es wie mit den anderen Eigenthümlichkeiten derselben Er hängt mit ihrem Charakter zusammen, und auf diesen hat die insularische Lage von England, dessen frühere Geschichte und Verfassung, einen bedeutend großen Einfluß gehabt, aber das Klima hat wenig oder gar nicht darauf eingewirkt. Lebendigkeit ohne Munterkeit, Thätigkeit mit Fixität, und Beweglichkeit mit Beharrlichkeit verbunden, bilden den Englischen Nationalcharakter.

Freilich ist es schwerer ein finsteres, aber lebendiges Volk zu leiten und zu regieren, als ein lebhaftes, munteres, fröhliches, oder als ein phlegmatisches, träges, trauriges, verschlossenes. Das erstere nimmt Alles von der ernsten Seite und überlegt sehr reiflich; es ist zugleich im Handeln thätig und rasch. Das andere betrachtet Alles von der leichten Seite; durch seine gute Laune, so wie durch seinen Witz, erhö-

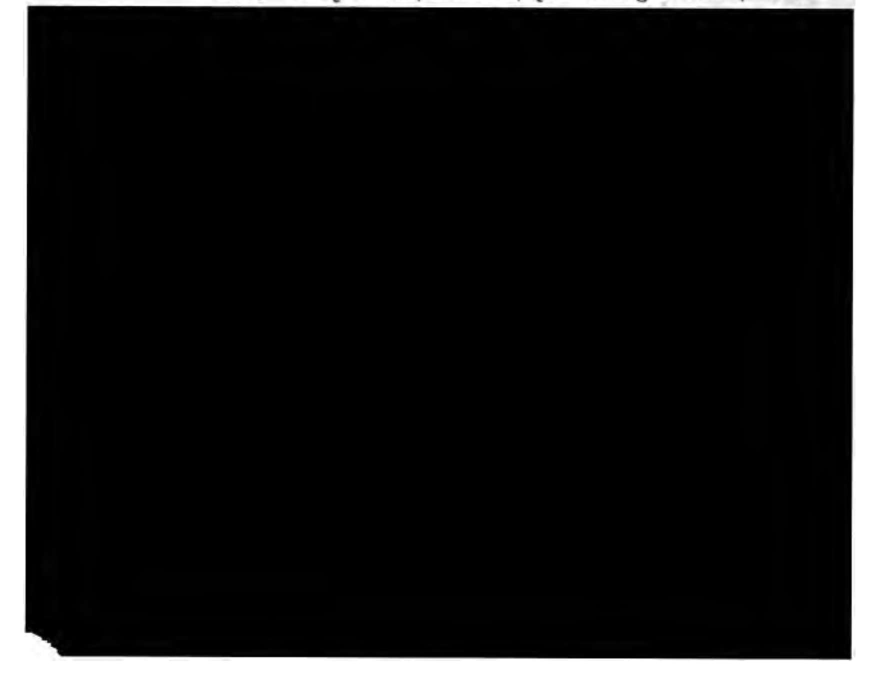
het es das Vergnügen und mildert den Schmerz und gleitet über Alles weg. Ein drittes Volk ist wenig aufgelegt zum schnellen Denken, noch weniger zum schnellen Handeln, und brütet lange leidenschaftlos über denselben Gegenstand. Das erste Volk sind die Engländer, das zweite die Franzosen, das dritte die Holländer. Alle drei Völker, obgleich ihr Klima sich nicht verändert hat, sind zu verschiedenen Zeitaltern auf eine ganz entgegengesetzte Art beherrscht und regiert worden.

Unstreitig hat das Klima, und besonders die von ihm abhängende Lebensart und Nahrungsweise, auf den Charakter dieser drei Völker mehr oder minder Einfluß gehabt; allein troß der Verschiedenheit dieser Charaktere sind alle drei Völker der Willkühr der sie Regierenden oder wenigstens dem alleinigen Willen ihrer Herrscher unterworfen gewesen, und alle drei sind unter sehr von einander abweichenden Formen einer andern Verfassung entgegengegangen. Ein Beweis mehr, daß die moralischen Ursachen in ihrer Wirksamkeit die physischen sehr überwiegen. Hatte der Engländer nicht denselben klimatischen Charakter unter Heinrich dem Achten und der Franzose unter Ludwig dem Zwölften, den sie später gehabt und entwikkelt haben? und doch wie verschieden von dem was sie heute sind!

Noch weit mehr hängt der größere oder geringere Grad der Achtung, die man den Frauen zollt, von den moralischen Ursachen, und nicht vom Klima ab.

Kein Volk hatte mehr Achtung im allgemeinen für die Frauen, als die Völker Germanischen Ursprungs, und doch welche Gesetze bei mehreren! Die Alemannen haben den den Frauen zugefügten Schimpf sehr leicht genommen, und ihn rein physisch nach einem materiellen Maaßstab behandelt, die Westgothen die Verletzungen der ehelichen Treue von Seiten der Frauen grausam bestraft. So verschieden auch die Gesichtspuncte sind, aus welchen diese so verschiedenartigen Gesetzgebungen hervorgegangen, so treffen sie doch darin zusammen, daß beide diesen Punct nicht an sich, noch hinsichtlich der Frauen selbst, sondern nur in Beziehung auf die Männer betrachteten.

Diese Art, die Sache zu nehmen, verräth ein Volk, welches auf einer sehr niedrigen Stufe der



konnte nicht bei ihnen aufkommen, und also konnte die Gesetzgebung auch nicht auf dieselbe Rücksicht nehmen. Das Klima hatte gewiß auf diese Verschiedenheit der Gesetze der Alemannen und der Westgothen wenig oder gar keinen Einfluß. Die Westgothen waren vermuthlich als sie noch die Ufer der Donau bewohnten, in dieser Hinsicht wie in anderen, von den Alemannen verschieden. Die Sonne von Spanien hat diese Eifersucht nicht hervorgebracht; dazu waren sie in diesem Lande zu kurze Zeit herrschend; sondern sie brachten sie aus ihrem frühern Wohnsitze mit, und diese Leidenschaft, mit rohen und wilden Sitten vermischt, gab ihnen auch die unmenschlichen Gesetze ein, welche die Sklaven gegen ihre Herren und die Kinder gegen ihre Mütter aufwiegelten und alle häuslichen Verhältnisse zerrütteten.

Nichts eignet sich mehr, die Unhaltbarkeit der Theorie des klimatischen Einflusses zu beweisen, als die Verschiedenheit der Sitten und des Charakters der Chinesen, der Japaner und der Indier. Bei den Chinesen siehet man die Gewalt und die Macht der bürgerlichen und politischen Institutionen in ihrer ganzen Kraft. Man kann nicht sagen, daß diese Institutionen Früchte des Klima sind, und von demselben hervorgebracht oder begünstigt worden wären, da das Klima in Japan, in China und in Cochinchina gewiß nicht wesentlich verschieden sind. Auch beweiset hinlänglich die Natur dieser Institutionen, in sich und an sich betrachtet, daß sie nicht dem Boden ent-

sprossen, noch auf denselben berechnet sind. In Japan hat von jeher das Volk einen finstern, wilden, grausamen Charakter gehabt. Der Charakter hat sich erhalten, trotz der Fruchtbarkeit einer ergiebigen Natur, und trotz einem Klima, das zwar durch die Erdbeben und die Vulkane großen Zerstörungen ausgesetzt ist, aber vermittelst seiner eigenthümlichen productiven Kraft aus den Zerstörungen Schöpfungen aller Art hervorgehen läßt. Die Gesetzgebung, indem sie dem Nationalcharakter entspricht, scheint aus ihm allein hervorgegangen, und hat durch ihre eigenen Fehler die des letztern verstärkt; ein merkwürdiges und belehrendes Beispiel, wie die Gesetzgebung, wenn sie sich nicht über die herrschenden Sitten und den geistigen Charakter eines Volks erhebt, um beide allmählig zu veredeln, unter sich selbst herabsinkt und alle



des Süden gefunden und angegeben; die eine die Classische, die andere die Romantische genannt und hat dem Klima auf beide einen großen Einfluß zugeschrieben. Die erstere soll der Poesie der Alten, die im Süden von Europa geblühet und sich entfaltet hatte, und zur höchsten Entwickelung gelangt war, nur nachgebildet und nachgedichtet, ohne Originalität seyn. Die zweite, im Norden entsprungen, das Gepräge des nördlichen Klima und den Stempel der nördlichen Natur tragend und von dort aus sich im Süden verbreitend, soll von der Classischen specifisch verschieden seyn.

Allein der Unterschied zwischen der Classischen und der Romantischen Poesie ist nicht im Wesen dieser beiden Poesien gegründet. Beide bieten dieselben Arten von Gedichten, epische, dramatische, lyrische, bis auf wenige und unbedeutende Verschiedenheiten, dar. Beide haben denselben Zweck, beide beziehen sich auf gewisse Regeln, die aus der Natur des Menschen hervorgehen und sich aus den Gesetzen der freien Thätigkeit der Phantasie, des Verstandes und des Gemüths ergeben; beide streben nach dem Schönen oder nach dem Erhabenen, und tragen abwechselnd, bald mehr, bald weniger, den Charakter des einen oder des andern: sie haben dessenungeachtet nicht denselben Ton, dieselbe Farbe, denselben Geist; allein diese Verschiedenheiten kommen nicht vom Klima, sondern von dem Unterschiede der alten und der neuen Welt.

Die Poesie und die Künste sind immer nur der

sinnliche Abdruck und das lebendige Zeichen eines gewissen Zustandes der Gesellschaft und der Cultur. Nach den Jahrhunderten und den Ländern produciren und reproduciren sie ungleichartige Gegenstände, oder sie stellen dieselben Gegenstände in einem eigenthümlichen Lichte auf, weil sie in der That, in zwei weit von einander entfernten Perioden der Civilisation, auf eine eigenthümliche Art modifizirt werden.

Es ist nicht, weil die Normen der Kunst in der einen und der andern Periode von einander abweichen, daß die Classische und die Romantische Poesie sich wie zwei entgegengesetzte Welten gestaltet haben. Die Normen der Kunst bleiben sich immer gleich, und sind ewig, in wiefern, sie immer Einheit und Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Lebendigkeit, Ordnung und Freiheit gefordert haben und noch fordern. Auch kann man nicht in verschiedenen ihnen eigenthümlichen Darstellungsarten die Demarcationslinie zwischen beiden Poesien angeben und zeichnen. Die Arten in beiden sind dieselben, und eine jede dieser Arten behält auch in beiden ihren eigenthümlichen Gattungscharakter.

Aber die neue Welt ist der alten Welt ganz unähnlich. Die Cultur hat in beiden ganz eigenthümliche Formen angenommen. Dieser Umstand, und dieser allein, hat die Verschiedenheit beider Poesien herbeigeführt und veranlaßt. Die Christliche Religion mit ihrer übersinnlichen Tendenz, im Gegensatz zu den sinnlichen Religionen der alten Welt; die Würde und die Gleichheit der Rechte der Frauen, gegen ihre Ernie-

drigung und Knechtschaft in der alten Welt; die Sklaverei, der Grundstein der alten Verfassungen, gegen die persönliche Freiheit Aller in den neueren Staaten; die Theilung der Arbeit in den Händen der Freien, die täglichen vermischten Gesellschaften beider Geschlechter, die stete Einwirkung des Welthandels auf alle Verhältnisse, die noch immer fortdauernden Wirkungen mehrerer Institutionen des Mittelalters, wie z. B. des Ritterthums; alles dieses bildet eben so viele thätige und mächtige Principien, die zwischen dem Leben in der neuern Zeit und den Formen der alten Welt den auffallendsten, grellsten Contrast bilden.

Der Charakter der Gegenstände bestimmt den Ton, die Farbe, den eigenthümlichen Charakter der Künste, welche diese Gegenstände nachbilden und reproduciren, da sie in der Regel vor allem für die Zeitgenossen arbeiten. Daher der Unterschied der Poesie in der alten und in der neuen Welt. Eine Natur, die anders angebauet, verarbeitet, gestaltet und benutzt wird; eine Gesellschaft, die auf eine eigene Art organisirt, aus ganz verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist; eine Religion, die eine höhere Ordnung der Dinge verkündet und ihr angehört, die ein von den heidnischen Religionen ganz verschiedenes Wunderbares, eingeführt, statt der Gewalt übermenschlicher, aber doch endlicher, mit dem Menschen vertraulich lebender Wesen, eine unsichtbare, unendliche Macht, die über die Menschen waltet,

aufgestellt hat, mußten nothwendig auf die Poesie der Neueren einen großen Einfluß haben, und können allenfalls die heutige Lieblingseintheilung der Poesie in die Classische und in die Romantische rechtfertigen, obgleich diese Benennungen Nebenbegriffe erwecken, welche leicht die Frage verwirren können.

Doch indem ich den Unterschied der Classischen und der Romantischen Poesie ganz anderen Hauptursachen, als dem Einfluß des nördlichen oder des südlichen Klima zuschreibe, bin ich weit entfernt, die Einwirkung des Klima auf das poetische Leben und auf den Charakter der Dichtungen zu leugnen. Allein weit mehr als der Grad von Hitze oder Kälte, oder andere materielle Bedingungen des physischen Lebens, wirkt auf das Gemüth und die Phantasie des Dichters der tägliche Anblick einer ganz verschiedenen Natur. Dieser von dem Klima mittelbar auch abhängige Umstand gibt dem moralischen und intellectuellen Vermögen des Menschen eine eigenthümliche Richtung und einen eigenen Charakter.

Die Phantasie erhebt ihren Flug mit den Bergen, und verliert in den Ebenen an Schwung und Kraft. Sie nimmt unter einem neblichten Himmel, in den Regionen, wo einen großen Theil des Jahres Eis und Schnee die Erde bedecken, wo das traurige Grün der Tannen allein noch an das Leben der Natur erinnert, einen finstern Anstrich; unter einem blauen, durchsichtigen Himmel, in einer balsamischen Atmo-

sphäre, in der Mitte von Orangen- und Citronenbäumen erheitert, verklärt sie sich, wird mild, anmuthig und lachend. Kühn wie die Natur, wenn dieselbe steile, hohe, tiefe Abgründe, abenteuerliche Umrisse, erhabene Gegenstände zeichnet, erscheint sie matt, kalt, unfruchtbar in den Ländern, die nichts als eine formlose oder einförmige Fruchtbarkeit auszeichnet.

Warm und farbenreich wie die Sonne, vulkanisch wie die feuerspeienden Berge, freundlich wie der Boden, wollüstig wie die Luft, wird die Poesie im Süden ein lebendiges, reges, glänzendes Spiel der Phantasie; sie verweilt immer und gern in der äußern, sinnlichen Natur, und stellt die sie umgebende Welt mit der magischen Pracht ihrer Farben und dem hohen Reiz ihrer Formen dar. Unter dem nicht genug zu preisenden Einfluß einer solchen Natur, geht die Seele des Dichters in die Gegenstände, die er beschreibt, in die Dichtungen, die er erfindet, über, und seine Schöpfungen treten zwar aus seinem Innern hervor, werden aber außer ihm lebendig gestaltet und in eine wirkliche Welt verwandelt. Im Norden sendet die Natur nicht die unzählbare Menge von Bildern, Anschauungen und Empfindungen, die sich an Schönheit und Annehmlichkeit überbieten, der Seele zu. Weit entfernt, von seinen Umgebungen eingeladen, aus sich selbst herauszugehen, wird der Mensch durch die Unfreundlichkeit der Luft und durch die neblichten, traurigen, strengen Gegenstände zurückgescheucht, und sich in sich selbst zurückzuziehen gezwungen; seine Gefühle

beschäftigen ihn weit mehr als seine sinnlichen Empfindungen; seine Ideen, seine Vorstellungen, lebhafter und interessanter als die äußere Welt, ziehen ihn auch weit mehr an. Er fühlt sich weniger versucht, dieselbe auszumalen und zu beschreiben, oder eine ähnliche und analoge ihr nachzudichten, als seine eigenen Gedanken, Gefühle, Leidenschaften mit Feuer und Kraft wiederzugeben und auszudrücken. Das Gemüth des Dichters ist nicht mehr ein treuer Spiegel, der die Formen und die Farben der äußern Welt zurückwirft, sondern ein innerer, unsichtbarer Grund, auf welchen die Seele ihre eigenen Gefühle und Empfindungen zeichnet, heraushebt und ausmalt, Empfindungen und Gefühle, die sich hernach in Worten, Tönen und Bildern abspiegeln. Die Poesie des Süden hat in ihrem sinnlichen, muntern Leben mehr Objectivität; die Poesie des Norden hat es mehr

der eigenen Betrachtungen. Auch dann, wenn die sinnliche Welt ihre Formen und ihre Farben in diese Poesie überträgt, fühlt man immer noch gewissermaßen unter denselben den Hauch der unsichtbaren Welt; Alles deutet auf sie hin, und allenthalben öffnen sich Aussichten in das Unendliche und in die Geheimnisse jenseits.

Die Poesie des Süden zeigt viel seltener diesen Charakter. Dante, der ihn schon wegen seines Gegenstandes und noch mehr wegen seines tiefen, ernsten, finstern Geistes hat, macht eine Ausnahme von allen Regeln und bildet in seinem Vaterlande eine eigene Classe für sich. Er ist sehr bewundert worden, er wird es noch; allein er hat sich eine neue Bahn gebrochen, in welcher keiner seiner Mitbürger ihm vorangegangen war, keiner ihm gefolgt ist. Kein Dichter trägt weniger als er eine Nationalfarbe; auch hat er in Italien, weit entfernt, eine eigene Schule zu bilden, keine Nachahmer gefunden. In Spanien hat unter den größeren Dichtern Louis de Leon am meisten jene übersinnliche Tendenz, jene reflectirende Schwermuth, jene höhere Sentimentalität, die seinem Volke und seinem Lande in der Allgemeinheit fremd sind. Auch Calderon hat vieles von dieser Farbe und von diesem Ton, die freilich der Natur der lyrischen Dichtkunst viel angemessener sind als der der dramatischen, in welcher sie nicht leicht mit der Lebendigkeit der Darstellung und der Individualität der Charaktere verträglich sind. Aber

diese einzelnen Ausnahmen oder Beispiele schwächen nicht den allgemeinen Satz, und thun ihm eben so wenig Abbruch als einige Deutsche und Englische Dichter es thun, die durch ihren Farbenton und das ganze Gepräge ihrer Dichtungen sich den Spanischen und Italienischen Dichtern nähern. So hat Wieland im Oberon etwas von der Ariostischen Manier; so ist Göthe in Hermann und Dorothea ächt Homerisch; so ist Shakspeare rein objectiv und drastisch. Die Französische Dichtkunst hält gewissermaßen die Mitte zwischen den beiden vorigen Arten von Poesie, so wie Frankreich selbst zwischen dem Süden und dem Norden von Europa liegt. Sie ist weniger betrachtend, beschauend, reflectirend, und zugleich weniger kühn, religiös, erhaben, als die Deutsche und Englische; auf der andern Seite ist sie weniger malerisch, lebendig, objectiv, als die Italienische

des Süden fällt mehr mit der ersten, die des Norden mehr mit der zweiten zusammen.

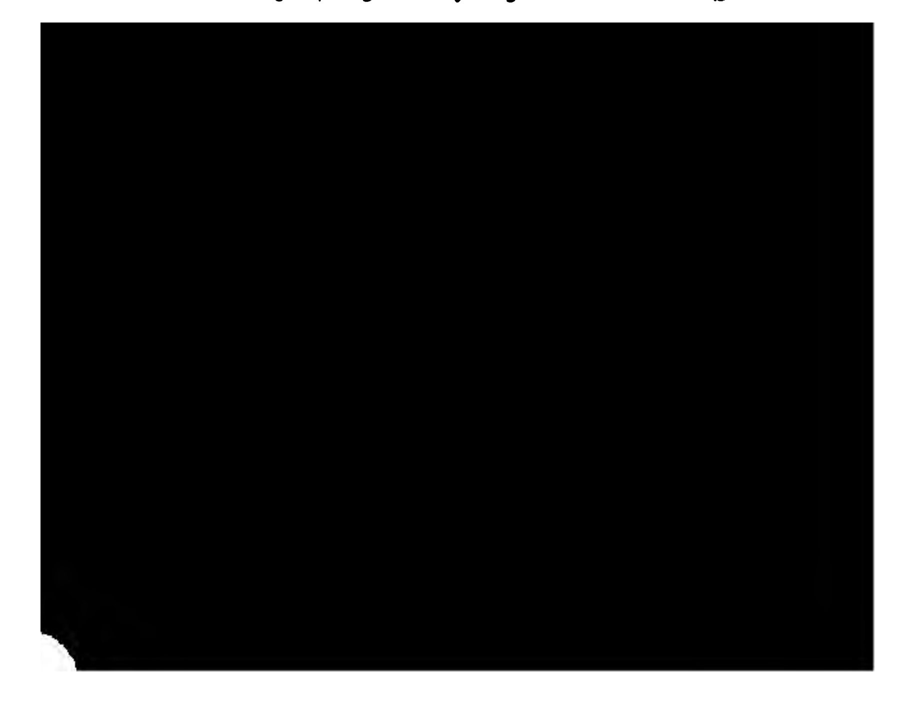
Wirksamere und tiefer liegende Ursachen als die Einwirkung des Klima begründen diesen Unterschied, allein der Einfluß, den die verschiedene Gestaltung und Farbe der Natur im Norden und im Süden, und die mit denselben in naher Verwandtschaft stehende Farbe und Richtung des Gemüths hat, sind dabei nicht zu verkennen.

Ueber die

Verdienste des Mittelalters.

Satz. Das Mittelalter war die Zeit der Unwissenheit, der Barbarei, und bietet in jeder Hinsicht ein Gemälde von Despotismus und Sklaverei dar, das nur Abscheu und Verachtung erregt und verdient.

Gegensatz. Das Mittelalter war eine Zeit der Jugend, der Blüthe, des regen Lebens, eine poetische Zeit, wo Phantasie und Gemüth die herrlichsten Früchte trugen; wo die Alleinherrschaft, das Prinzip des Despotismus, nicht existirte, und wo es mehr individuelle Freiheit gab als zu irgend einer andern Zeit.



Als das römische Reich in Fäulniß übergegangen war und alle Keime der Zerrüttung, der Zerstückelung und der Anarchie sich wie giftige Pilze aus den aufgelockerten Wurzeln des riesenhaften Staats entwickelt hatten und furchtbar wucherten, da ergossen sich die Völkerströme aus dem Norden und aus dem Osten mit unwiderstehlicher Gewalt und durchbrachen leicht die schwachen Dämme, die man ihnen entgegensetzte. Die Kraft der Barbaren war unstreitig eine wilde, zerstörende, Alles zermalmende Kraft. Allein sie zeugte zu gleich von einem gesunden Lebensprincip, von einem mit frischen Säften geschwängerten Blut, das in die Adern des siechen und verderbten Körpers des Römischen Reiches überging. Die alte Welt lös'te sich in Trümmer auf, aber es gestaltete und crystallisirte sich allmählig eine ganz neue Welt. Die Kraft der Barbaren blieb lange ungeschwächt; Maaß und Richtung wurden ihr von der Zeit, der Religion, und durch die Bildung neuer Eigenthumsverhältnisse gegeben. Nachdem der erste Sturm sich gelegt hatte, folgte der Zerstörung der Anbau des Landes; das Christenthum bezähmte die Leidenschaften; die Kirchen und die Klöster wurden Mittelpuncte und Pflanzschulen der wiederbeginnenden Cultur; sie milderten die Sitten und gaben den rohen sinnlichen Gemüthern eine über-

sinnliche Tendenz und Bedürfnisse geistiger Art, die sich nicht auf das materielle Leben bezogen. Die Römischen Gesetze behielten oder erhielten wieder bei den Unterjochten Ansehen und Gewalt; die Germanischen Gesetze, in ihrer Einfachheit und Einseitigkeit, standen ihnen gegenüber, und herrschten über die Sieger und Herren der Welt. Es entstand eine mangelhafte, unzusammenhängende, von der frühern ganz verschiedene Ordnung der Dinge; langsam entwickelte sie sich und war lange im Werden begriffen, aber sie enthielt die Grundlage eines neuen, vollkommneren gesellschaftlichen Zustandes. Man kann die Germanischen Völker, die ihn herbeiführten, in sofern sie der Verfeinerung aller Künste des Lebens und der politischen Institutionen fremd waren, Barbaren nennen; allein in Hinsicht der Verderbniß, der Lasterhaftigkeit, der Willkühr und der Grausamkeit waren die Bewohner der Römischen Provinzen und das Römervolk die eigentlichen Barbaren. Ein wilder Stamm, bei welchem die Zeit das veredelnde Geschäft der Pfropfung übernimmt, ist immer besser als ein abgelebter Baum; und eine ungeregelte, stürmische jugendliche Kraft, die einer bessern Zeit entgegengeht und Hoffnungen mannigfacher Art in Blüthen aufgehen läßt, ist einem alternden Geschlecht vorzuziehen, das nur große Erinnerungen besitzt, die mit seinem Unvermögen und seiner Entnervung contrastiren.

So muß man sich das Verhältniß des Mittelalters zur Römischen Welt denken. Mit der neuern

Zeit, die ihm gefolgt ist und die es herbeigeführt hat, zusammengehalten und verglichen, verhält es sich wie die Ursache zur Wirkung, wie das Mittel zum Zweck, wie der ausgestreuete Same zu einer üppigen Vegetation, wie die Morgenröthe zur Mittagssonne. Allein man muß nicht vergessen, daß eine jede Jahr- und Tageszeit ihre eigenthümlichen Schönheiten darbietet. Ohne die Ueberlegenheit der jetzigen Zeit über das Mittelalter leugnen zu wollen, muß man sich hüten, die charakteristischen Vorzüge desselben zu verkennen; da seine Anhänger dieselben überschätzen, seine Verächter dagegen es zu einseitig beurtheilen, und die Ersteren eben so unrichtig verfahren als die Anderen ungerecht, so fordert die Wahrheit, sie Beide zu berichtigen und zu einer billigen Abschätzung dieser Periode zu bringen.

Die Hauptelemente und die charakteristischen Bestandtheile des Mittelalters können leicht zusammengefaßt werden, weil Einfachheit in den Verhältnissen, in der Gesetzgebung, in den Sitten, in den Formen der gesellschaftlichen Ordnung dessen eigentliches Wesen ausmachte. Die Feudalverfassung, die aus dem Kriege und der Eroberung sich entfaltete, aber als Keim schon in den Germanischen Wäldern vorgefunden wird; das Uebergewicht der geistlichen Gewalt über die weltliche, und später der Kampf beider um die Herrschaft; das Ritterthum, mit der abenteuerlichen Tapferkeit, der wilden Ungebundenheit, dem religiösen Gehorsam, der schwärmerischen Minne und der Liebe zum Gesang, die es belebten; die



Ueber die
Verdienste des Mittelalters.

schaft zusammenhielt, zu befestigen, den Bedrückungen und den wilden Ausbrüchen einer nur zu oft zügellosen Kraft entgegenzuwirken. Im Anfange verfehlte es nicht sein Ziel. Aber dieses Heilmittel artete bald in eine neue Krankheit der Völker und der Länder aus. Die Waffe, die zur Schutzwehr dienen sollte, brachte neue Gefahren mit sich. Die Gewalt der Ehre, der Sitte, der Religion, durch welche das Ritterthum die wilde Kraft der Einzelnen bekämpfen und bezwingen wollte, nahm sehr bald den Charakter der Willkühr und der Leidenschaften an; das moralische Princip des Ritterthums unterlag dem physischen Uebergewicht. Aber es ist nicht zu leugnen, daß durch diese sonderbare, dem Mittelalter eigenthümliche Institution, der individuelle Werth einer Classe von Menschen sehr zunahm; die Persönlichkeit vieler Einzelnen sich herrlich

als die Fehden der Vasallen unter sich und mit ihrem Lehnsherrn sich täglich erneuerten, als das Ritterthum seiner Bestimmung uneingedenk derselben entgegen handelte: es war ein Glück, daß das Ansehen und die geistliche Macht der Kirche und der Päpste allmählig emporkamen, und immer mehr ihren Einfluß auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse verbreiteten. Diese Macht, öfters zu guten Zwecken gemißbraucht, hier heilsam, dort schädlich, entwickelte sich als ein nothwendiges Gegengewicht der immer mehr um sich greifenden physischen Kraft und einer unbeschränkten Willkühr. Es entstand der Kampf der Intelligenz mit dem Körper, der geistigen Bedürfnisse mit den sinnlichen Neigungen, der Ideen mit den Leidenschaften, der übersinnlichen mit der sichtbaren Welt, welche erstere die Kirche und der Papst in ihrer Einheit versinnlichten. Es ist unstreitig, daß die geistliche Gewalt ihre Anmaßungen bis ins Abenteuerliche steigerte; daß sie in alle weltlichen Verhältnisse eindrang und sie beherrschte; daß sie gebot und verbot, anordnete und aufhob, belohnte und bestrafte, was eigentlich nicht zu ihrem Reiche gehörte, sondern der weltlichen Gewalt allein hätte zufallen und verbleiben müssen. Aber man vergesse nicht, daß der Staat im eigentlichen neuern Sinn des Wortes damals nirgends existirte; daß der Unterschied zwischen der Gesetzgebung der Religion, und der des strengen Rechts kaum geahndet wurde; daß der gesetzmäßige Zwang, der wahre Schutz der Freiheit, noch nicht ins Leben getreten war; daß die

Fürsten und der Adel sich Alles ungestraft erlaubt haben würden, wenn sie nicht den Bann der Kirche und die Strafurtheile der Päpste gefürchtet hätten. Man bedenke dies alles, und man wird der geistlichen Macht im Mittelalter nicht allein Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern derselben als einem nothgedrungenen Heilmittel huldigen. Andere Zeiten haben andere, bessere Mittel entdeckt oder erfunden, und den Leidenschaften andere, zweckmäßigere Hemmketten angelegt. Aber man kann nicht in Abrede seyn, daß der Damm, den ihnen die Kirche damals entgegenstellte, eben so imponirend und majestätisch als nützlich war.

Das Aufblühen der Städte, ihr immer wachsender Reichthum, die Formen ihres Gemeinwesens, ihr thätiger Gemeinsinn, sind die Krone des Mittelalters. Es entstanden in Italien, in Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz eine Menge kleiner Republiken, die nicht ihre Gründung, aber ihr Gedeihen, theils den aus den Kreuzzügen hervorgehenden Handelsverbindungen und Verhältnissen, theils der klugen Vorsicht der Könige und Fürsten, die ein Gegengewicht brauchten um dem Adel die Wage zu halten, theils den inneren Fehden und Partheiungen der Länder, zu verdanken hatten. So wirkten auf das städtische Wesen in Italien die Kriege zwischen den Guelfen und Ghibellinen; in Deutschland die Zwistigkeiten zwischen den Kaisern und den Päpsten; in Frankreich die immer sich erneuernden Kämpfe der Könige mit den mächtigen Kron-Vasallen. Aber so traurig und

verderblich diese Umstände auch waren, so entfaltete sich doch aus ihnen für die Städte eine politische und bürgerliche Freiheit, und zumal ein kühner, unternehmender, großartiger Freiheitssinn, die es mit den schönsten Zeiten von Griechenland und Rom aufnehmen können. Zu keiner Zeit hat der Bürgerstand mehr Kraft und mehr Würde, mehr Thätigkeit und Gemeinsinn gezeigt. Die herrliche Entwickelung des städtischen Wesens im Mittelalter wäre allein schon hinreichend, um die Ehre des Mittelalters zu retten und den Vorwurf des Despotismus und der Sklaverei, der ihm gemacht wird, siegreich zurückzuweisen. Freilich waren die meisten dieser Republiken Aristokratien. Aber waren denn die Republiken Griechenlands, so wie Rom in seiner besten Zeit, nicht auch denselben Formen unterworfen? Auch ist nicht zu leugnen, daß in den Städten des Mittelalters sich blutige Fehden frühzeitig genug entspannen, und daß die Partheien in denselben wütheten. Aber man erinnere sich der Zeiten des Peloponnesischen Krieges, wo in einer jeden Stadt das aristokratische und demokratische Element feindselig und grausam gegen einander auftraten, und man wird manches in der Geschichte der Städte im Mittelalter, wo nicht rechtfertigen, doch erklären und verzeihen.

Nach dieser kurzen Auseinandersetzung des Geistes und des Zustandes des Mittelalters wird Vieles, von den Gegnern und Verächtern desselben angegebene, in einem mildern Lichte erscheinen; doch bitt-

den immer die Leibeigenschaft und die Erbunterthänigkeit ohne festes Eigenthum, Gebrechen, denen man nicht das Wort reden kann, und die, auf spätere Zeiten fortgepflanzt, noch immer traurige Früchte tragen. Diese Uebel trafen die Masse des Volks, und in so fern beflecken und verfinstern sie unstreitig sehr das Gemälde des Mittelalters; allein sie waren nothwendige Folgen der großen Umwälzung, die dem Römischen Reiche ein Ende machte. Dieser Zustand der Dinge entstand theils aus der Eroberung, theils aus dem totalen Mangel an Gewerbsamkeit und Handel. Die Eroberung, nach den Grundsätzen und den Ideen der Germanischen Völker ausgeführt, da sie nur in der Tapferkeit Würde, und in dem Siege Verdienst sahen, führte natürlich den Unterschied zwischen den Eroberern, denen allein von Rechtswegen



daß die Anzahl der Freien gegen die Unzahl der Sklaven noch weit mehr absticht, als das Verhältniß derselben zu einander im Mittelalter.

Zur billigen Würdigung dieser Periode muß man auch nie außer Acht lassen, daß die repräsentativen Formen, auf welche das jetzige Zeitalter so viel Werth legt, theils im Mittelalter Statt fanden, theils aus dem damaligen Zustande der Dinge sich entwickelt haben. Die ständische Verfassung bildete sich allenthalben, wo die Geistlichkeit und der Adel vermöge ihres Besitzes und ihrer Macht von den Fürsten und Königen befragt werden mußten über Alles was das Gemeinwesen betraf, und wo, da sie sehr zahlreich und auf einer weiten Oberfläche zerstreut waren, sie nicht Alle erscheinen konnten oder wollten, und sich also vertreten ließen. Diese Versammlungen und ihre damalige Zusammensetzung waren ganz den wahren politischen Grundsätzen angemessen. Die politischen Rechte müssen auf dem Eigenthum und dem Vermögen beruhen, so wie mit den Pflichten Schritt halten und nach ihnen bestimmt werden. Die am meisten Eigenthum und zumal Grundeigenthum besitzen, müssen die Befugniß haben, über das Gemeinwesen berathen zu können. Wer im Staate die meisten Pflichten hat, muß auch die meisten politischen Rechte erhalten und ausüben. Dieser Grundsatz der ächten Staatswissenschaft verbürgt die Sicherheit und das Wohl aller anderen Einwohner des Landes, auch der Nichteigenthümer. Nun gab es im Mittelalter beinahe kein

anderes Eigenthum als Grundeigenthum, wenigstens hatte es ein entschiedenes Uebergewicht; das Grundeigenthum, die Domainen des Fürsten abgerechnet, war ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit und des Adels; beide Corporationen hatten heilige und schwere Pflichten gegen das Ganze. Die Geistlichkeit sorgte für den Unterricht in dieser Welt und für das Heil der Seelen in jener; dem Adel lag allein die Verpflichtung ob, das Land zu vertheidigen und Krieg zu führen. Diese zwei Stände bildeten mit dem Fürsten den ganzen Staat, und mußten also von Rechtswegen den größten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben. Zur Zeit der Eroberung und kurz nachher waren die Eroberer ein Heer, weit mehr als eine Nation. Der Staat war im Lager begriffen. Man bedurfte nicht einen Herrscher, sondern einen Feldherrn.

Als die Lage der Dinge friedlicher wurde und die bürgerlichen Verhältnisse eine Art von Consistenz annahmen, brauchte man einen Richter weit mehr als einen Feldherrn. Die Könige und die Fürsten des Landes waren beides nach den Umständen. Aber obgleich ihre Macht im Ganzen zunahm, so war doch der Begriff der Souveränität, so wie die Sache selbst, dem Zeitalter ganz fremd. Beides hat sich viel später entfaltet.

Durch den natürlichen Gang der Gesellschaft entwickelte sich das bewegliche Vermögen in den verschiedenen Ländern, mit der Gewerbsamkeit und dem Handel. Man hat dies der tiefen Politik der Könige

Könige und Fürsten zugeschrieben, und vorausgesetzt, daß sie die Entwickelung der Städte befördert hätten, um dieselben der Macht des Adels und der Gutsherren entgegenzusetzen. Allein die Macht des dritten Standes bildete sich von selbst, und ging aus den Verhältnissen hervor. Die Städte verdankten ihren Ursprung theils ihrer geographischen Lage, welche sie zu Marktplätzen und Hauptpuncten des Verkehrs eignete, theils dem natürlichen Streben der verschiedenen Gewerbe, zusammenzuhalten, um sich wechselseitige Hülfe zu leisten und sich wechselseitigen Schutz gegen die Willkühr und die Gewaltthätigkeit zu gewähren. Als die Städte herangewachsen waren, und der dritte Stand immer reicher wurde, bildete er von selbst ein Gegengewicht gegen das Grundeigenthum. Die Könige sahen es gewiß nicht ungern, aber daraus folgt noch nicht, daß sie diese Verhältnisse planmäßig herbeiführten. Bald erkannten sie freilich, daß es ihrem Interesse, so wie der Billigkeit, angemessen wäre, daß die Bürger der Städte als dritter Stand in die Versammlung der Stände zugelassen würden. Auf diese Art wurden im Mittelalter die repräsentativen Formen in alle Länder eingeführt, und so unvollkommen sie, nach den Lehren des Tages, vielen Theoretikern erscheinen mögen, wurden sie doch die Grundlage von Verfassungen, in welchen Freiheit und Ordnung vereinigt waren, und die den Keim mancher spätern Verbesserung enthielten. So wurden alle Elemente des Staatsorganismus in dem von Vielen angefeindeten und verschrienen Mittelalter

mit Vorsicht und Einsicht erschaffen, oder von den Umständen herbeigeführt.

Indem wir dem Mittelalter das geben, was ihm gebührt, und seine Vorzüge und Verdienste herausheben, sind wir doch weit entfernt, die Begeisterung seiner entschiedenen Lobredner zu theilen, und ihn so hoch zu stellen wie sie es verlangen. Man hört häufig behaupten, daß im Mittelalter ein regeres Leben der Phantasie und des Gemüths, mehr poetischer Schwung in den Unternehmungen, mehr Heroismus in den Handlungen, mehr hervorragende Individualität in den Einzelnen, mehr Einfachheit in den Sitten des Volks, mehr großartiger Aufwand unter den Höheren und Reichen, und vor allen Dingen mehr Freiheit und Bewegung im öffentlichen Wesen, als in der neuern Zeit, zu finden sind. Diese letztere wird häufig verkannt und herabwürdigt wegen ihrer prosaischen

lich wieder hervorzurufen, in unsere Zeit zu verpflanzen oder wenigstens nachzuahmen, hat besonders in Deutschland um sich gegriffen und eine Menge unnützer, ja verderblicher Versuche veranlaßt.

Dieser sonderbare Hang der Deutschen in neuerer Zeit läßt sich erklären und entschuldigen, wenn man bedenkt, wie sehr in den letzten Jahrhunderten, und bis zu unserer Zeit, Deutschland von der Höhe, auf welcher es im Mittelalter stand, und die es in Hinsicht seines politischen Lebens, seines großen Einflusses auf die benachbarten Staaten und seiner in alle Verhältnisse eingreifenden Kraft verdiente, herabgesunken, und in einen Zustand der Ohnmacht und der Unterwürfigkeit im Aeußern, der Entzweiung und Zerrüttung im Innern, verfallen war. Die Besseren unter uns fühlten das Drückende, Erniedrigende der Gegenwart, waren sich zugleich der Unwürdigkeit des Zustandes von Deutschland und der Würdigkeit der Nation bewußt; voll großer Erinnerungen, wollten sie dieselbe wieder in Eigenschaften und Thaten derselben Art offenbaren. Ihr Ziel war gemeinnützig und tadellos, aber die Mittel, die sie wählten, um ihn zu erreichen, waren verfehlt; der Zweck den sie beabsichtigten war wünschenswerth, allein dieselben Ursachen hätten nicht dieselben Wirkungen wieder hervorgebracht, und diese Ursachen selbst konnten nicht zurückgezaubert werden. Um die Gegenwart zu veredeln, konnte die Vergangenheit nicht aushelfen; diese letztere war unwiederbringlich untergegangen; in den eigenen Busen, in die jetzige Zeit

selbst mußte man muthvoll greifen, um zeitgemäße Mittel zu finden, eine schönere Zukunft hervorzurufen. Dieses hat man später mit glücklichem Erfolge gethan, aber der Wahn ist zum Theil geblieben, und eine blinde Vorliebe für wahre oder vermeintliche Vorzüge des Mittelalters spukt noch in manchen Köpfen.

Ein Beispiel davon giebt der Unfug, den man noch immer mit dem Gothischen treibt. Die Gothische Architektur, von der Griechischen so verschieden, hat unstreitig einen großartigen, ehrwürdigen Charakter, und ist dem Erhabenen, so wie die letztere dem Schönen, näher verwandt. Sie ist der christlichen Religion so angemessen und entspricht so sehr ihrem ernsten, übersinnlichen, geheimnißvollen Wesen, daß sie, wo nicht aus dem Christenthum selbst hervorgegangen ist, doch dermaßen ihr Gepräge von ihm erhalten hat, daß beide unzertrennlich scheinen, und ihr wechselseitiges

eigentlich mit Gothischen Geräthschaften und Mobilien versehen seyn. Diese letzteren würden eine Gothische Tracht der in dem Hause Wohnenden mit sich bringen, und am Ende, um consequent zu seyn und sich nicht mit Bruchstücken zu begnügen, würde man zur Sprache, zur Schrift, ja zur Unterhaltung des Mittelalters zurückkehren müssen, und seine Zeit verkennen oder verleugen, welches theils nachtheilig, theils abgeschmackt wäre. Wenn es ungereimt ist, von einer frühern Zeit, die da war was sie seyn konnte und sollte, zu fordern, daß sie der jetzigen gleiche, so ist es nicht weniger widersinnig, die laufende Zeit in die frühere übersetzen und verwandeln zu wollen.

Man kann dasselbe auf die anderen oben genannten Vorzüge, welche man dem Mittelalter andichtet oder die man zurückwünscht und zurückzaubern möchte, anwenden. Die Phantasie hatte unstreitig in jenem jugendlichen Alter der jetzigen Völker einen kühnen Aufschwung, eine frische Farbe, einen naiven Ton und ein eigenthümliches Gepräge, aber man hat den Werth der Niebelungen und der anderen epischen Gedichte des Mittelalters überschätzt, die Romanzen und die Balladen der Minne- und Meistersänger zu ausschließlich gepriesen, und vergessen oder verkennen wollen, daß eine Nation in ihrem reifern Alter, so wie der einzelne geniale Dichter in dem seinigen, Werke hervorbringen, die weder die Fehler und die Mängel, noch die Schönheiten eines jugendlichen Gemüths haben können. Was dem reifern Alter an Naturwahrheit und an Innigkeit

vielleicht abgeht, gewinnt es wieder an Fülle der Gedanken, an Vollendung der Form, an Verschmelzung der Mannigfaltigkeit mit der Einheit.

Dasselbe gilt von den Sitten und von den Gebräuchen, von den Aeußerungen des Lebens und der Kraft, in der bürgerlichen Gesellschaft. Im Mittelalter erscheinen in der Masse des Volks die Sitten einfacher, weil das Volk damals arm war, es der Verhältnisse zwischen den Personen und den Sachen nur wenige gab, und die mechanischen Künste, weit entfernt durch ihre Schöpfungen neue Bedürfnisse hervorzubringen und zu Genüssen aller Art zu reizen, kaum die ersten Bedürfnisse der Natur auf eine sichere, leichte, angenehme Art befriedigten. Der Aufwand der Reichen schien größer und großartiger, weil er mit der allgemeinen Armuth im Gegensatz stand und nur bei seltenen, außerordentlichen Gelegenheiten

rückt, höher zu stehen kommt, ragt hingegen das Allgemeine über die Individualität hervor, und es wird den Einzelnen schwerer über ihr Geschlecht sich zu erheben, oder so erhaben über dasselbe zu scheinen wie sie es manchmal in der That sind.

Was die Bewunderer des Mittelalters am meisten bedauern, ist, daß die in demselben dem Adel, dem Bürgerstand und der Geistlichkeit inwohnende Gewalt, welche die Rechte des Staats beschränkte und die Macht der Könige in enge Schranken zurückwies, verloren gegangen ist, und, statt ihrer, die Einheit des Staats, und die Alles überwiegende Kraft desselben, so wie die Souveränität seines Oberhauptes, auf Kosten der verschiedenen Stände sich gestaltet hat. Doch war Beides eben so nothwendig geworden, als es sich wohlthätig erwiesen hat. Die Souveränität, wie sie heute Statt findet, hat freilich im ganzen Mittelalter nicht existirt. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie aber ganz natürlich aus den veränderten Verhältnissen der Zeit, aus dem Gange der Cultur und aus den Bedürfnissen der Völker hervorgegangen. Die Verwickelung und die Vervielfältigung der gesellschaftlichen Interessen, die Theilung der Arbeit und die immer wachsende Thätigkeit aller produzirenden Kräfte, machten die Nothwendigkeit einer allgemeinen, starken, eingreifenden Gewalt fühlbar und dringend. Die Sorge der Einzelnen für den eigenen Unterhalt zog nun ihre ganze Aufmerksamkeit an, und nahm ihre Zeit dermaßen in Anspruch, daß sie gern die Leitung

des Ganzen ihrem Fürsten oder Könige ungetheilt und unbeschränkt überließen. Die Privatinteressen beschäftigten fortan einen Jeden weit mehr als das Allgemeine. Der Adel hatte vermöge der großen Revolution, die in der Kriegführung und Kriegskunst eingetreten war, seine Unabhängigkeit eingebüßt. Das Feuergewehr nahm den früheren Waffen ihre Wirksamkeit, oder erhielt wenigstens über sie ein entschiedenes Uebergewicht. Der Mißbrauch, welchen die großen Vasallen mit ihrer Gewalt getrieben hatten, trug das seinige zur Abnahme derselben bei. Die Gewalt der Könige und Fürsten nahm in derselben Progression zu, wie die des Adels abnahm. Der Adel fürchtete den Einfluß des dritten Standes, der dritte Stand den Einfluß des Adels, und beide Stände fanden es ihrer Lage angemessener, sich der Gewalt der Könige zu unterwer-

und in ununterbrochener Thätigkeit, die der Stände hingegen temporär und vorübergehend. Es war also schwer zu vermeiden, daß die eine die andere nicht lähmte oder überflügelte.

Wenn man die Souveränität, oder den alleinigen Willen, und die von jeder andern Gewalt unabhängige Macht der Könige, wie sie sich in den meisten Staaten gebildet und entwickelt hat, mit den Verhältnissen, aus welchen sie hervorgegangen ist, zusammenhält und vergleicht; wenn man dieselbe auf ihren Ursprung und nicht auf ihren Zweck bezieht, so kann Manchem die Souveränität, wie sie sich gestaltet hat, als eine Anomalie erscheinen. Freilich lag früher die Souveränität nicht in dem Willen eines Einzigen; sie war getheilt, und entstand aus der Mitwirkung mehrerer Gewalten zu der Bildung eines allgemein gültigen Willens; diese Gewalten beschränkten sich wechselseitig; die Schranken fielen weg, die Königliche Gewalt überlebte die anderen und herrschte unbeschränkt. Allein die Geschichte beweiset, daß dieser Zustand natürlich und nothwendig von den Fortschritten der Cultur herbeigeführt wurde, und von einer höheren Civilisation ausgegangen ist. Unter diesem Gesichtspunct hat die Souveränität, wie sie sich gebildet, nichts an sich, was einer Anomalie ähnlich wäre. So lange diese souveräne Gewalt — aus den veränderten Umständen entsprungen und nicht mit Absicht eingeführt, sondern von allgemeinen Ursachen herrührend — sich dem Zweck der bürgerlichen Gesell-

schaft gemäß bewegte, Freiheit auf Ordnung und Ordnung auf Gerechtigkeit gründete, erschien sie nie als ein Mißbrauch, sondern als die erste Bedingung alles Guten. Nur da wo sie ausartete und Bedrückung erzeugte, hat man über ihren Ursprung nachgedacht, und ihre Ausartung hat über die Echtheit ihrer Quelle Bedenken und Zweifel eingeflößt. Doch wäre es auch da vernünftiger und dem Wohl der Völker angemessener gewesen, diese Gewalt zu veredlen, um sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzuführen, als zu untersuchen, woher sie entstand.

Wenn die Souveränität, statt für die Gesellschaft und für das Volk zu existiren, gegen Beide gerichtet ist, und statt Alles zu leiten, zu schützen, zu befördern, Alles gefährdet, hemmt und bedrückt, entsteht der Despotismus. Er besteht nicht in der Einheit der souveränen Gewalt, sondern in dem verkehrten und ungerechten Gebrauch derselben. Der Despotismus kann allenthalben Statt finden, wo es eine oberste Gewalt giebt, und er ist eben so wenig in der reinen Monarchie eingeboren und einheimisch, als der reinen Demokratie oder der reinen Aristokratie fremd. Der Mißbrauch der Gewalt ist in allen Staaten zu befürchten, auch da, wo durch künstliche Zusammensetzungen und Theilungen dieselbe nicht in Einer Person, sie sey eine physische oder moralische, vereinigt sich darbietet. Der Möglichkeit der Gefahr kann nicht absolut vorgebeugt werden, obgleich unstreitig die Gefahr durch zweckmäßige Institutionen vermin-

dert werden kann. Wer vermag zu berechnen, wie Leidenschaft, Kraft, Genie, Herrschsucht und begünstigende Umstände, zusammenwirkend, zur Begründung des Despotismus in einer gegebenen Zeit führen können?

Ueber den

Charakter und die Fortschritte

des jetzigen Zeitalters.

Satz. Unsere Zeit überflügelt alle anderen Zeiten, und mit ihr verglichen, sind die früheren Perioden arme und elende Zeiten.

Gegensatz. Unsere Zeit ist eine ausgeartete Zeit, die mit den früheren, frischeren, reineren Perioden die Vergleichung nicht aushält.



Eine jede Zeit im Laufe der Jahrdunderte hat ihren Charakter, der von der vorhergehenden bestimmt wird, ihre Tugenden und ihre Laster, die immer eine eigenthümliche Farbe tragen. Von keinem Jahrhundert muß man etwas fordern, was seine Stellung gegen die übrigen Jahrhunderte nicht mit sich bringt oder was seiner ganzen Individualität widerspricht. Keine Zeit geht gehaltlos, und ohne Werth und Einfluß auf die folgenden, vorüber; keine bleibt ganz unbeerbt oder stirbt aus, ohne eine Erbschaft zu hinterlassen.

Im Grunde sündigt man immer gegen die wahre Philosophie, wenn man die Zeiten vergleicht, um von einer frühern zu fordern, was nicht in ihr seyn konnte und erst später eintreffen mußte. Ein jedes Jahrhundert muß in sich aufgefaßt und beurtheilt werden. Es ist eben so abgeschmackt, von einer Zeit zu verlangen, daß sie einer spätern, in mancher Hinsicht vielleicht bessern, in anderen schlechtern, ähnlich sey, als großen Männern verschiedener Jahrhunderte vorzuwerfen, daß Jeder von ihnen, von den Anderen verschieden, seine eigenen Fehler so wie seine eigenen glänzenden Seiten gehabt hat. Es hieße so viel, als von einem Menschen fordern, daß er ein Anderer gewesen wäre, als er war und seiner Natur, seiner Lage, seinen Umgebungen nach seyn konnte.

Wenn die auf einander folgenden Perioden des Menschengeschlechts durch die Wirksamkeit der natürlichen Ursachen, sey es der physischen oder der freiwilligen, sich ohne fremdes oder gar gewaltsames Eingreifen gestalten, so hat eine jede dieser Perioden das Gepräge, das sie haben sollte, und sie war was sie seyn konnte. Es gibt unstreitig in der Geschichte von Europa, und auch in der besondern Geschichte dieses oder jenes Volks, gewisse Perioden, die gegen die vorhergehenden den Vorzug behaupten; allein es bleibt immer schwer die Epochen zu vergleichen, sie weder zu über- noch zu unterschätzen, und eine Art von Bilanz ihrer Passiv- und Activschulden, nämlich ihrer Gebrechen und Vollkommenheiten, mit Genauigkeit aufzustellen. Eine solche Bilanz ließe sich nur aus einer vielseitigen, gründlich durchgeführten Parallele ableiten, und da wir kein Instrument besitzen, vermöge dessen wir die

Gemäldes allein wahrnehmend, von den Gebrechen und Verbrechen derselben Periode ergriffen, überlassen sich dem Unwillen, dem Zorn, dem Abschen, und brechen über ihre Zeit den Stab. Beide Partheien, in Einseitigkeit befangen, in der Abschätzung der Zeit ausschließlich verfahrend, verfallen in extreme Urtheile. Auch hier steht die Wahrheit gewiß in der Mitte, obgleich es schwer hält, diese Mitte zu treffen und dieselbe festzuhalten.

Dieser höchst wichtige Gegenstand wird in der Regel nur einseitig und also oberflächlich behandelt, oder mit einer leidenschaftlichen Partheilichkeit zur Sprache gebracht. Er giebt Stoff und Anlaß zu vielen glänzenden und verführerischen, aber leeren Uebertreibungen. Um ihnen zu entgehen, ohne sich mit verbundenen Augen einem blinden Glauben hinzugeben, muß man dieser vielseitigen Frage näher treten und vor allen Dingen die Begriffe, von welchen ausgegangen wird, sorgfältig bestimmen.

Der Mensch ist ein sehr zusammengesetztes Wesen, mit einer großen Mannigfaltigkeit von Fähigkeiten, Anlagen und Vermögen ausgerüstet und begabt. Wenn man von seinen Fortschritten spricht, muß man damit anfangen diese verschiedenen Fähigkeiten aufzufassen, zu ergründen, sie mit ihren Aehnlichkeiten und Unterschieden darzustellen, ihre Natur so wie ihren Gegenstand scharf zu bezeichnen und sie gegen einander abzuwägen, und bald wird es sich ergeben, daß eine gleichmäßige Entwickelung derselben in dieser



bis auf einen gewissen Grad entwickelt, in Einklang unter sich und mit dem Willen gebracht werden, und, obgleich ihm untergeordnet, mit ihm bestehen.

In der Regel, wenn man von den Fortschritten des Menschen spricht, versteht man freilich darunter beinahe ausschließlich den menschlichen Geist mit allen seinen verschiedenen Verzweigungen und mannigfaltigen Vermögen. Aber so sehr man auch die Frage durch diese Begrenzung zu vereinfachen scheint, so bleibt es dennoch schwer, im Allgemeinen über die Fortschritte des menschlichen Geistes bejahend oder verneinend zu entscheiden. Auch der Begriff des Geistes bleibt noch immer sehr zusammengesetzt, und es fragt sich noch immer, von welchen Elementen desselben die Rede sey, wenn von dessen Entwickelung gehandelt wird. In demselben gibt es immer zwei Hauptvermögen, das empfangende und das hervorbringende. In dem ersten unterscheidet man mit Recht die sinnliche Empfindung, und das geistige oder moralische Gefühl; im zweiten die Phantasie oder die Einbildungskraft, den Verstand und die Vernunft. Diese verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen halten in ihrer Entwickelung eben so selten Schritt bei den verschiedenen Völkern und in verschiedenen Perioden der Weltgeschichte, als bei einzelnen Individuen. Sie werden nicht gleichmäßig gepflegt. Was man für die Entwickelung und Ausbildung der einen thut, geht den anderen ab. Wenn jene eine entschiedene Virtuosität erhalten, so stehen dagegen diese wie-

der im Nachtheil. Das Gleichgewicht unter ihnen wird leicht gestört, und eine vollkommene, aus bestimmten Verhältnissen der verschiedenen Vermögen hervorgehende Harmonie findet nie Statt. Feine, scharfe Sinne, welche alle Eindrücke leicht und tief empfangen, und Alles wahrnehmen, was in ihrem Wirkungskreise wahrnehmbar ist, fesseln dermaßen die Aufmerksamkeit und beschäftigen die Thätigkeit des Menschen so sehr, daß die Gefühle, die aus dem Innern hervorgehen und in demselben sich geheimnißvoll bilden, darunter leiden; hinwieder, wenn die Gefühle durch ihre Mannigfaltigkeit und ihre vorherrschende Macht eine reichhaltige Gemüthswelt erschaffen, so verweilt der Mensch gerne in derselben, entzieht sich der äußern Welt, und die Organe, die mit ihr in Berührung stehen, werden vernachläßiget, und ungebraucht stumpfen sie sich allmählig ab. Eben so verhält es sich mit dem producirenden Vermögen. Es hat Zeitalter gegeben, wo eine fruchtbare Phantasie und eine schöpferische Einbildungskraft mit ihren Gebilden und Dichtungen das Leben der Völker so wie der Einzelnen verschönerten, erfüllten und allein in Anspruch nahmen. In diesen Epochen brachten die ausgezeichneten Geister nur Werke der Phantasie und des Gemüths hervor, das Volk war nur für solche empfänglich; der Verstand, der sich mit Begriffen beschäftigt und vermöge derselben die Welt und den Menschen zu verstehen und zu erklären trachtet, die Urtheilskraft, welche diese Begriffe auf besondere einzelne Gegenstände anwendet,

die Vernunft, welche feste, allgemeine, unverändliche Grundsätze aufstellt und dieselben nur auf die Wahrnehmung der Existenzen und der Wesen begründen will, wurden zu derselben Zeit in den Hintergrund gestellt, sogar verwahrloset und blieben in einer langen Kindheit. — Hinwieder in den Perioden, wo der menschliche Geist, die Gebilde der Phantasie verschmähend oder mit denselben übersättigt, nach Wahrheit und Realität trachtend, dem Denk- und Erkenntniß-Vermögen den höchsten Werth einräumte und ihm eine ausschließliche Pflege widmete, gewann der Verstand an Scharfsinn und Umfang, die Urtheilskraft verfuhr richtiger und schneller, die Vernunft erreichte einen Schwung, der in der Höhe wie in der Tiefe Bewunderung verdiente, aber zugleich erkaltete sie; das Gemüth, das Gefühl wurde zum Schweigen gebracht, die Einbildungskraft setzte Abstractionen und Begriffe zusammen und ihre lebendigen Schöpfungen hörten auf; der menschliche Geist erforschte die ihn umgebende Welt, allein der magische Duft der Phantasie wurde ihr entzogen, und eine kalte Luft, von dem Menschen selbst ausgehend, verbreitete sich über das menschliche Thun und Treiben; das Licht nahm zu, die Wärme nahm immer mehr ab, und die Begeisterung, die so viel Großes und Schönes herbeiführte in der idealischen und in der wirklichen Welt, machte der Besonnenheit und ihren Berechnungen Platz; es trat das männliche Alter mit seinen Vorzügen und Früchten ein, die Blüthe der Jugend verschwand, und verloren gingen ihre

Eigenschaften und Wirkungen, weil sie mit den anderen unvereinbar waren.

Daraus geht hervor, daß, wenn von den Fortschritten des menschlichen Geistes die Rede ist, man nothwendig, um sich zu verständigen, genau zu bestimmen suchen muß, von welchen Anlagen des Menschen, oder von welchen Vermögen der Seele gesprochen wird; und es erhellt zugleich aus dem vorher Gesagten, daß es keine leichte Aufgabe sey, dieses genau anzugeben oder eine Art von Bilanz der Fähigkeiten, welche die größtmögliche Entwickelung in einer jeden gegebenen Periode erreichen, und derjenigen, die eben dadurch in ihrer Entwickelung leiden, aufzustellen.

Eben so nothwendig und eben so schwierig ist es, tiefer in die Frage eindringend, den Begriff von Fortschritten als den von dem menschlichen Geiste zu

Die Gegenstände der Thätigkeit und der Anstrengungen des menschlichen Geistes sind entweder materieller oder geistiger Art, und in Hinsicht beider gibt es ein Wissen und ein Produciren. Eine jede Production nach feststehenden Normen und Charakteren nennt man eine Kunst. Einer solchen geht immer ein bestimmtes Wissen voraus, oder begleitet dieselbe. Allein es gibt auch ein von aller Production und Kunst verschiedenes und unabhängiges Wissen.

Alle materiellen Gegenstände, so wie alle materiellen Zwecke und Interessen, vereinigen sich in den Begriff der Natur. Die Beobachtung und die Erfahrung führen zur Kenntniß derselben, und vermöge dieser Erkenntnisse kann der Mensch die Erzeugnisse der Natur genießen, sie sich aneignen, seinen Bedürfnissen anpassen; sich die Natur dienstbar machen, durch die Anwendung und die Beherrschung ihrer Kräfte dieselben steigern und erhöhen, so wie die seinigen vermehren; die Producte der Natur vervielfältigen, veredeln, verbessern oder neue Gegenstände, die ihr fremd waren, nach Verfahrungsarten die er ihr abgelernt hat hervorbringen; mit einem Worte, mit und durch die Natur dieselbe beherrschen, indem er sie als Zweck oder als Mittel, als Werk oder als Werkzeug betrachtet und benutzt.

In dieser sich früh ihm öffnenden und von ihm betretenen Bahn, die eben so unendlich wie die Natur selbst ist, geht der Mensch immer vorwärts. In dem letzten Jahrhundert hat er in der That riesenhafte

Fortschritte in derselben gemacht; doch werden sie einst noch übertroffen werden, denn hier läßt sich der menschlichen Thätigkeit kein Ziel, kein Ende und keine Grenze setzen. Die Gegenstände der Natur, und ihr Verhältniß zu den inneren Trieben des Menschen, haben die ersten Bedürfnisse erzeugt und die erste Arbeit veranlaßt. Eine jede Arbeit ist immer eine Anwendung der Kräfte des Menschen auf die Kräfte der Natur; es sey nun um sie zu erkennen, zu besitzen oder zu benutzen. Eine solche, und zwar die einfachste, verrichtet schon der Mensch, der eine von der Natur erzeugte Frucht von einer andern unterscheidet, sie vom Baume pflückt und sich damit nähret. Die Arbeit, in ihren mannigfaltigen Versuchen und unter allen möglichen Formen, vermehrte die Bedürfnisse, indem sie dem Begehrungsvermögen neue Gegenstände darbot, und die immer steigenden und sich aussprechenden Bedürfnisse spornten hinwieder die Thätigkeit an, und vermehrten die Arbeit. Man ward gezwungen, immer mehr hervorzubringen, weil man immer mehr genießen wollte. Die Arbeit wurde, und wird noch und wird immer mehr in das Unendliche getheilt, und die Natur wird immer mehr vermöge dieser Theilung als Werkzeug gebraucht, um der Natur mehr und bessere Producte abzugewinnen. Im Beginnen des Menschengeschlechts thut der Einzelne Alles, was nöthig ist, um sein Leben zu fristen, er baut seine Hütte, verfertigt seine Kleidung, bringt alle Gegenstände seiner Bedürfnisse selbst hervor; er verwendet

viel Zeit und Kräfte, um eine kärgliche, elende Existenz zu führen. Welcher Abstand zwischen diesem Zustand der Gesellschaft und dem heutigen, wo auch für den Bettler und den Tagelöhner tausend Hände arbeiten, und, vermöge der Theilung der Arbeit, schon eine Nadel so viel verschiedene Gewerbtreibende zu ihrer Vollendung erfordert. Ein eben so unermeßlicher Abstand findet Statt zwischen dem Zeitpuncte, wo der Wilde kaum das Feuer kannte, es zu unterhalten wußte, als Werkzeug gebrauchte, und dem jetzigen, wo es durch die Dampfmaschinen dem Menschen eine Alles überwältigende Kraft zu Gebote stellt.

Auf diese Art haben die Verhältnisse des Menschen zur Natur sich über alle Erwartung in einer schnellen, stets zunehmenden Progression vervielfältigt; ihre Wechselwirkung auf einander hat alle möglichen Formen angenommen. Mit der Natur selbst bewaffnet und gerüstet, hat der Mensch die Natur beherrscht, und zu allen möglichen Zwecken hat er in ihr immer neue Mittel gefunden oder erfunden. In allen Fächern hat die Production einen nicht zu berechnenden Schwung genommen, die Producte in ihrer unabsehbaren Mannigfaltigkeit sind immer leichter, wohlfeiler, in einer größern Vollkommenheit geschaffen worden, und ein Wetteifer ohne Gleichen hat sich, zwischen der Arbeit und der Nachfrage, dem Hervorbringen und dem Genießen, in allen Europäischen Staaten mehr oder minder gezeigt. Mit dem Wachsthum und der täglichen Vermehrung der materiellen

Zwecke, Mittel, Absichten, haben die materiellen Interessen um sich gegriffen, an Höhe und Umfang Alles überflügelt, und mit ihnen sind eine Menge Kenntnisse, Ideen, Fertigkeiten in Umlauf gesetzt worden, welche zugleich die Fortschritte der materiellen Cultur beweisen und befördern. In dieser Hinsicht kann sich kein Zeitalter mit dem unsrigen auch nur von ferne messen. Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Durch die Erfindung und Anwendung wundervoller Maschinen sind diese letzteren beinah zu Intelligenzen, die eigentlichen Intelligenzen aber, die Menschen, zu Maschinen herabgewürdigt worden. Die Production, die sich der Unermeßlichkeit nähert, mußte nothwendig bei so bewandten Umständen öfters die Consumtion überschreiten. Die Concurrenz der Arbeiter nahm zu, die Arbeit selbst nahm ab, und so entstand ein auffallendes Mißverhältniß zwischen der Masse der Waaren und den Geldmitteln Derjenigen, die sie kaufen, gebrauchen und verzehren sollten. Es bildeten sich überschwengliche Reichthümer in den Händen eniger Weinigen, es gab aber im allgemeinen mehr Armuth als Wohlstand. Schwelgerischer Genuß auf der einen Seite, drückende Entbehrung auf der andern, traten als schwer zu übersteigende Hindernisse der höhern Cultur in den Weg.

Dadurch wurde ein sinnlicher Materialismus die Haupttendenz des Zeitalters. Alles, was auf den Körper und die Organe desselben sich bezieht, gewann ein entschiedenes Uebergewicht über das Geistige, Mora-

lische, Uebersinnliche. Das Höhere wurde dem Niedrigen, das Ewige dem Zeitlichen als Mittel zum Zweck untergeordnet. Die Regierungen selbst wurden vom Strom der Meinung mit fortgerissen. Der National-Reichthum beschäftigte sie ausschließlich; ihn zu schützen, zu leiten, zu beleben, hielten sie für ihre erste Pflicht und für ihre eigentliche Bestimmung. Die Sitten des Volks zu läutern und rein zu erhalten, die Grundsätze zu befestigen, die Gesinnungen zu veredeln, glaubten sie sich nicht berufen. Alles schien gewonnen, wenn nur der gute Geschmack in den Fächern der verschiedenen Arbeit immer allgemeiner würde, die Regeln der Klugheit Wurzel faßten, die Selbstsucht sich aller Rohheit und Gewaltthätigkeit enthielt und ihre Rechnungen so anlegte, daß sie die Anderen in den ihrigen nicht störte. Da Vermehrung, Verbreitung, und schneller Umlauf des Geldes für das Höchste galt, so hätte man glauben sollen, daß die Staaten das Geheimniß gefunden hätten, mit Geld Alles, was der Natur des Menschen angemessen ist, zu erzwingen oder zu ersetzen, und folglich die Tugend und die Religion entbehren zu können.

Bei dem steten Kampf des Menschen mit der Natur, um derselben immer mehr Kräfte und nützliche Wirkungen abzugewinnen und sie seinen Zwekken immer dienstbarer zu machen, mußten nothwendig alle materiellen Wissenschaften, die sich auf die äußere sinnliche Welt beziehen, an Werth, an Vorliebe, an Pflege gewinnen. Ein jeder Fortschritt in

denselben brachte einen Fortschritt in der Production und in der Kunst zu genießen mit sich, oder konnte wenigstens einen solchen mit sich bringen. Die Beobachtungen, die Experimente führten zur Kenntniß neuer Eigenschaften der Natur, und die Geometrie, die Algebra, die höhere Mathematik gaben die Mittel, die neuen Größen zu berechnen, zu messen, zu bestimmen. Die Entdeckung einer Pflanze, eines bis dahin unbekannten Thiers, eines Metalls konnte Erfindungen veranlassen, und auf den Reichthum des Volkes Einfluß haben Die tiefere Ergründung der Gesetze der Mechanik, die feinere Zersetzung der Elemente der Körper, die genauere Kenntniß der Oberfläche und der Eingeweide der Erde, der Berge und der Meere, der Gestirne und der Bestandtheile der Atmosphäre konnten den Künsten neuen Stoff, der Arbeit zweckmäßigere Werkzeuge, dem Verkehr und der Verbindung unter den Völkern neue Bahnen eröffnen und neue Mittel verschaffen. So verhielt es sich auch, und die Erwartungen, die man von der Cultur der physischen Wissenschaften gehegt hatte, wurden nicht getäuscht, sondern noch übertroffen. Da der Impuls einmal gegeben war, begnügten sich die gelehrten Forscher, welche diesen Wissenschaften ihre Kräfte widmeten nicht, für die practischen Bedürfnisse des Lebens zu arbeiten, sondern bildeten das Wissen immer mehr aus, begründeten es tiefer und gaben ihm einen immer größern Umfang. Indem sie das für das materielle Treiben und Schaffen Erforderliche herbeiführ-

ten, eröffneten sich ihnen neue Ansichten und Aussichten im Weltall; zu eigener Befriedigung brachten sie auch hervor, was sich nicht auf die Künste bezog, und bereicherten fortwährend alle Fächer der physischen Wissenschaften. Später ergab sich freilich auch aus Beobachtungen und Experimenten, die dem Scheine nach mit den Zwecken der Gesellschaft keinen Zusammenhang hatten, manche überraschende und glückliche Anwendung zu Gunsten dieser letzteren. Man trachtete nur nach einer größern Ausdehnung des Reichs der Wahrheit, aber das Nützliche und Angenehme fand dabei seine Rechnung. Die Natur wurde auf allen möglichen Wegen, mit allen möglichen Mitteln angegangen, befragt, erforscht; je mehr man Raum in diesem unermeßlichen Felde zurücklegte, um so mehr wurde man angespornt, weiter zu gehen; je mehr Geheimnisse man enträthselte, desto mehr Geheimnisse boten sich der Neugierde und dem Forschungsgeiste dar. Es reicht an das Unglaubliche, welche Masse von Thatsachen seit funfzig Jahren den verschiedenen Naturwissenschaften zum Grunde gelegt worden sind, mit welchem Aufwand von Geduld man sie gesammelt, mit welcher Anstrengung des Geistes man sie zu verbinden und zum erklären gesucht, durch welche kühne und scharfsinnige Hypothesen man die Natur in ihre verborgene Werkstatt verfolgt, und den Protheus in seinen unzählbaren Verwandlungen festzustehen und Rede zu geben gezwungen hat. In dieser Hinsicht sind die Fortschritte des menschlichen

Geistes nicht allein unbezweifelt, sondern beinah fabelhaft, und so unendlich groß sie auch gewesen sind, so werden sie doch klein und unbedeutend gegen die Fortschritte der künftigen Jahrhunderte erscheinen. Wenn die alten Weltweisen wiederkämen, würden sie freilich erstaunen, und ihr Erwerb so wie ihr Besitz würde gegen unsern jetzigen Reichthum ein kärgliches und armseliges Ansehen haben. Allein wenn unsere jetzigen Naturforscher nach zwei tausend Jahren wiederkehren sollten, würden sie doch gegen ihre glücklicheren und reicheren Nachfolger einen vielleicht noch grellern und auffallendern Contrast bilden. Es läßt sich, wie gesagt, in dieser Bahn kein Ende absehen, und die Naturwissenschaften haben sich einer steten, immer wachsenden und in der That unendlichen Vervollkommnung zu erfreuen.

Aber im Gegensatz zur Natur steht der Mensch,

mit allen Gesetzen, Verrichtungen, Vermögen, die aus derselben hervorgehen sich beschäftigen, bilden ein eigenes Gebiet und werden deshalb moralische Wissenschaften genannt. Diese sind weit entfernt mit den physischen Schritt zu halten. Die Alten hatten in denselben viel und wenig geleistet: viel, wenn man bedenkt, von welchem Puncte sie ausgegangen waren, wenig, wenn man ihre Bemühungen mit dem Gegenstande und dem Zweck ihrer Forschungen zusammenhält. In den neueren Zeiten, troß aller Anstrengungen der Denker, ist man den Alten nicht viel vorgeeilt, und was man gethan, beschränkt sich mehr auf die Form, die man den erkannnten Wahrheiten gegeben, als es in einer wirklichen Bereicherung, festerer Begründung und einer größern Ausdehnung des Wissens besteht. Der Mensch erscheint sich selbst, so wie ihm auch die äußere Natur Erscheinung ist, und so lange er in dieser Welt der Erscheinungen verweilt und sich mit derselben begnügt, kann er immer weiter gehen und sein Besitzthum kann täglich zunehmen. Allein dabei kann er sich nicht beruhigen; eine innere unersättliche Sehnsucht treibt ihn aus dieser niedern Sphäre in eine höhere, übersinnliche hinaus. Das Erkennen der Erscheinungen befriedigt ihn nicht, und er wird sich bald bewußt, daß dieses Erkennen nicht das eigentliche wahre Wissen sey.

Hinter diesen Erscheinungen müssen die Wesen, wie sie an sich sind, aufgesucht, aufgefaßt, erkannt werden können. Der Mensch strebt nach Realität,

nach etwas Allgemeingültigem, Nothwendigen, Absoluten, welches die wahren Existenzen allein ihm geben können. Dieses auffinden, festhalten, aufstellen, auf dasselbe seine Wahrnehmungen beziehen, seine Vernunftschlüsse gründen, wäre für ihn das eigentliche Wissen. Nach dieser übersinnlichen, reellen Welt hat sich der Mensch immer gesehnt, und vom Erwachen der Vernunft an hat er alle mögliche Wege versucht, um zu derselben zu gelangen, und sich ihrer zu bemächtigen. Von seinem eigenen Bewußtseyn, welches er schon früh zur Besonnenheit brachte, ausgehend, gab er sich Rechenschaft von den Gesetzen seines Denkens, wie von denen seines Handelns, und fand, daß dieselben gleich unbedingt, unabänderlich, allgemein gültig für alle Zeiten und alle Länder wären. Mit ihnen ausgerüstet und einen festen Stützpunct gewinnend, trachtete er durch Befolgung der ersteren nach der absoluten Wahrheit, und mit Hülfe der anderen suchte er das höchste Gut zu verwirklichen und zu besitzen; die Wesenheit der Dinge zu erforschen, das reelle Seyn, den Ursprung, die Bestimmung des Weltalls und seiner selbst, wurde nun der Hauptgegenstand seines Nachdenkens und seiner geistigen Anstrengungen. So entstanden die Logik, die Ethik und die Metaphysik als Wissenschaften; während die beiden ersteren entdeckt sind, wird die letztere noch gesucht. Die Griechischen Philosophen haben diese Wissenschaften mit einem anhaltenden Interesse, einem bewundernswürdigen Scharfsinn und einer unermüd-

lichen

lichen Beharrlichkeit gepflegt; sie sind diese Hauptprobleme der Metarphysik von allen erdenklichen Seiten angegangen, haben alle möglichen Lösungsarten derselben versucht und alles geleistet, was der menschliche Geist in dieser schwierigen Unternehmung nur immer zu leisten vermag. Die Alten haben fast alle Combinationen, die man über diese Gegenstände machen kann, erschöpft. Die Systeme der Neueren sind großentheils nur Abdrücke dieser Typen, Reflexe oder Brechungen dieses Lichts, und auch da wo sie neue Ausgangs- und Endpuncte aufgestellt und neue Zusammensetzungen gewagt haben, sind sie nicht glücklicher gewesen als ihre Vorgänger und sind in diesem unerforschlichen Gebiet nicht viel weiter gekommen. Die Logik hat dem Aristoteles eine solche Vollendung zu verdanken, daß sie nur wenig noch gewinnen konnte und gewonnen hat. Die Ethik konnte in ihren Hauptgrundsätzen eben so wenig verfehlt als verfälscht werden; das Gewissen dient hier zum Polarstern, um sich leicht zu orientiren. Die Tugend und das Laster sind früh erkannt und in ihrem eigenthümlichen Charakter, in ihrem sich entgegengesetzten Wesen dargestellt worden. In Hinsicht der nähern Bestimmung der Pflichten und Rechte, so wie in Hinsicht der Natur der moralischen Vollkommenheit, und der Mittel zu derselben zu gelangen, hat die Wissenschaft Fortschritte gemacht. Diese sind aber einzig und allein eine Frucht der gereinigten christlichen Lehre. Was die wissenschaftliche Begründung der Ethik und die

Natur des ersten Princips betrifft, aus welchem alles in derselben abzuleiten ist, haben die Alten eine große Mannigfaltigkeit der Theorien aufzuweisen und sind alle Stadien durchgegangen, vom sinnlichen Eigennutz bis zum reinen, unbedingten, von allem Fremdartigen gesäuberten Sollen. Die Metaphysik nannten schon die Griechischen Weltweisen: die Wissenschaft die gesucht wird, und diesen Namen verdient sie bis auf den heutigen Tag noch. Als Quelle derselben haben schon die Alten bald den Sinnen und der geläuterten Auslegung ihrer Aussprüche, bald den Begriffen des Verstandes oder den Grundsätzen der Vernunft gehuldigt; als Ursatz, bald die Einheit, bald die Zweiheit oder die Vielheit angenommen; als Resultat, das objective Wissen oder das subjective Meinen angegeben; und Mehrere, an der Auffindung der Wahrheit verzweifelnd, ihre Zuflucht zu dem allgemeinen Leugnen aller Gewiß-

ist es freilich schwer zu bestimmen, in wie fern sie sich durch die Vermehrung der Thatsachen und der Erfahrungen bereichert und vervollkommnet haben; aber diese ihre Vervollkommnung bleibt deswegen nicht minder unzweifelhaft.

In der Geschichte sind die Alten in Hinsicht des hohen moralischen Ernstes, mit welchem sie die Begebenheiten erfaßt und des pragmatischen Zusammenhangs welchen sie in die Entwickelung der Thatsachen gebracht haben, so wie in Hinsicht der Individualität ihrer Charakterzeichnungen und der aus dem Leben hervorgehenden und in das Leben eingreifenden Darstellung, wo nicht unerreicht geblieben, doch gewiß nicht übertroffen worden.

Die Staatswissenschaft wurde zwar nicht bei ihnen so streng wissenschaftlich und dem Scheine nach erschöpfend behandelt, wie bei uns, weil sie nicht glaubten, mit abstracten Sätzen der unendlichen Mannigfaltigkeit der Thatsachen und der Verhältnisse, die den gesellschaftlichen Mechanismus bilden, beikommen und vermöge hochtrabender Theorien über den Ursprung, die Zusammensetzung und die Bestimmung der Staaten dem Zwecke derselben näher treten zu können. Doch haben sie diese Wissenschaft fleißig bearbeitet und von mehreren Seiten herrlich beleuchtet. Plato hat mit schöpferischer Phantasie und aus der Tiefe eines erhabenen Gemüths das Ideal eines vollkommenen Staates aufgestellt, in welchem die Erziehung, die Gesetzgebung, die Religion, die Verfassung in

Würde und seine kurze, bestimmte, fernige gebietende Sprache.

So groß auch der Schatz von Thatsachen und gesundem Menschenverstand seyn mag, den das Gemeinrecht, welches sich im Mittelalter von selbst gebildet hat, darbietet, so ist doch das Römische Recht nach seiner Auffindung und ersten Bearbeitung die Quelle der neuern Rechtsgelahrtheit, die Grundlage aller neueren Gesetzgebungen und die Schule, in welcher sich die größten Geister gebildet haben, geworden. Andere Verhältnisse, die den Römern unbekannt waren, ein anderes Leben, eine andere Religion, die alles auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit beziehet, haben freilich auch andere Gesetze erfordert, und man kann nicht in Abrede seyn, daß in Hinsicht zweckmäßiger gerichtlicher Formen, der Sicherstellung der per-

als eine richtige Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart; ob Gesetze, die eine historische Wurzel haben, und die aus den Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, wie von selbst entstehen, nicht dem Volke angemessener, theurer, heiliger sind, als Gesetze, die ihren Ursprung allgemeinen Grundsätzen verdanken.

Die eigentliche Politik hat in der neuern Zeit einen wissenschaftlichern Charakter angenommen. Das Vernunft-Völkerrecht und das auf Verträgen beruhende conventionelle, welche die Rechte und die Pflichten der Staaten gegen einander bestimmen, haben sich einer gründlichen und vielseitigen Bearbeitung zu erfreuen gehabt, da sie früher nur fragmentarisch existirten und aus einzelnen Gebräuchen bestanden. Als Wissenschaft hat die Politik gewonnen, in sofern sie, auf Geschichte gestützt, durch den innigen Verkehr der Völker und die Wechselwirkung der Staaten erweitert, Systeme hat aufstellen können, in welchen die Staaten sich anziehen oder zurückstoßen, Wahlverwandtschaften oder Wahlfeindschaften mit einander haben. Doch kann man nicht behaupten, daß die Politik als Kunst gleiche Fortschritte gemacht hätte, oder wenigstens daß man Bearbeitungen jener Art ihre Fortschritte mit Recht zuschreiben könnte. Es hat vielleicht nie eine Politik gegeben, die strenger consequent, unveränderlicher in Hinsicht ihres Zwecks, gewandter in der Wahl ihrer Mittel, in ihren Maximen sich selbst immer gleicher gewesen wäre, als die der Römischen Republik. Die der päpstlichen Macht kann allein mit ihr ver-

Würde und seine kurze, bestimmte, fernige gebietende Sprache.

So groß auch der Schatz von Thatsachen und gesundem Menschenverstand seyn mag, den das Gemeinrecht, welches sich im Mittelalter von selbst gebildet hat, darbietet, so ist doch das Römische Recht nach seiner Auffindung und ersten Bearbeitung die Quelle der neuern Rechtsgelahrtheit, die Grundlage aller neueren Gesetzgebungen und die Schule, in welcher sich die größten Geister gebildet haben, geworden. Andere Verhältnisse, die den Römern unbekannt waren, ein anderes Leben, eine andere Religion, die alles auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit beziehet, haben freilich auch andere Gesetze erfordert, und man kann nicht in Abrede seyn, daß in Hinsicht zweckmäßiger gerichtlicher Formen, der Sicherstellung der persönlichen Freiheit, der Menschlichkeit und der Milde, welche das peinliche Recht durchdrungen haben, die neuere Zeit sich durch Fortschritte ausgezeichnet hat. Dennoch kann man ihr eine entschiedene Ueberlegenheit nicht zugestehen. Ihr eigenthümlich ist es allerdings, Gesetzbücher, die alle gesellschaftliche Verhältnisse umfassen, mit einemmale wie aus dem Stegereif erschaffen und eingeführt zu haben, da die älteren Gesetzgebungen das Werk der Zeit, die langsame Frucht der Umstände und einer eintretenden Nothwendigkeit waren. Allein diese Erscheinung ist eine sehr zweideutige Ehre, denn es läßt sich bezweifeln, ob bei der Gesetzgebung Voraussicht der zukünftigen Fälle sicherer führt,

als eine richtige Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart; ob Gesetze, die eine historische Wurzel haben, und die aus den Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, wie von selbst entstehen, nicht dem Volke angemessener, theurer, heiliger sind, als Gesetze, die ihren Ursprung allgemeinen Grundsätzen verdanken.

Die eigentliche Politik hat in der neuern Zeit einen wissenschaftlichern Charakter angenommen. Das Vernunft-Völkerrecht und das auf Verträgen beruhende conventionelle, welche die Rechte und die Pflichten der Staaten gegen einander bestimmen, haben sich einer gründlichen und vielseitigen Bearbeitung zu erfreuen gehabt, da sie früher nur fragmentarisch existirten und aus einzelnen Gebräuchen bestanden. Als Wissenschaft hat die Politik gewonnen, in sofern sie, auf Geschichte gestützt, durch den innigen Verkehr der Völker und die Wechselwirkung der Staaten erweitert, Systeme hat aufstellen können, in welchen die Staaten sich anziehen oder zurückstoßen, Wahlverwandtschaften oder Wahlfeindschaften mit einander haben. Doch kann man nicht behaupten, daß die Politik als Kunst gleiche Fortschritte gemacht hätte, oder wenigstens daß man Bearbeitungen jener Art ihre Fortschritte mit Recht zuschreiben könnte. Es hat vielleicht nie eine Politik gegeben, die strenger consequent, unveränderlicher in Hinsicht ihres Zwecks, gewandter in der Wahl ihrer Mittel, in ihren Maximen sich selbst immer gleicher gewesen wäre, als die der Römischen Republik. Die der päpstlichen Macht kann allein mit ihr ver-

aus der Natur der Wirkungen ergeben hätte, noch auf dieselbe hätte können bezogen werden. Doch muß man den jetzigen Standpunct dieser Wissenschaften nicht durch Uebertreibung verkennen und verrücken, noch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Staaten überschätzen und ihre Nachtheile übersehen. Die Staatswirthschaft ist weit entfernt, als Wissenschaft, ihrer Vollendung nahe zu seyn: sie bietet noch immer mehr Probleme als Theoreme dar, und in ihrem vermeintlichen System gibt es noch viele und große Lükken. Es läßt sich sogar voraussagen, daß, je mehr man in derselben Fortschritte macht, destomehr es sich zeigen wird, daß allgemeine Sätze hier nicht ausreichen oder sogar irre führen; daß, da es immer mehr Ausnahmen von den Regeln gibt, als Fälle die unter denselben begriffen wären, die localen, zeitigen, individuellen Verhältnisse über das Allgemeine den Ausschlag geben müssen. Auch die Statistik ist eigentlich noch in ihrem Beginnen; viele Theile derselben beruhen noch nicht auf gehöriger Beobachtung oder richtiger Berechnung. Die Pflege beider Wissenschaften ist aus der Tendenz des Zeitalters zum politischen Materialismus, den wir oben angedeutet haben, hervorgegangen, und hat unstreitig diese Tendenz verstärkt. Das Aufsammeln, Auffassen und Erklären der materiellen Elemente des Staatslebens haben die Aufmerksamkeit von den viel wesentlicheren moralischen Bestandtheilen abgezogen, und auch hier hat der Körper den Sieg über den Geist davon getragen.

Wenn die Lobsprüche, die man den Fortschritten des menschlichen Geistes in Hinsicht der Wissenschaften macht Beschränkung und Berichtigung erfordern, so kann man mit noch größerem Rechte dasselbe von der Virtuosität der neuern Zeit in Hinsicht der schönen Künste sagen. Hier ist das Fortschreiten in das Unendliche nicht denkbar. Die Künste sind mehr als alle anderen Producte des menschlichen Geistes Kinder des Genies. Sie fordern freilich glückliche sie begünstigende Umstände, Macht und Reichthum in den Ländern, wo sie aufblühen sollen; sie haben Berührungen mit der Natur, der Religion, mit dem Charakter, den das öffentliche und Privatleben annimmt und mit den klimatischen Einwirkungen. Allein wenn diese Bedingungen ihres Flors alle eintreffen, so können einige genialische schöpferische Künstler dieselben früh und leicht zu einer später kaum erreichbaren Höhe erheben; sie verwirklichen dann in ihren Werken das Ideal des Zweckmäßigen, des Schönen, des Erhabenen, und die folgenden Geschlechter können nur mit Mühe ihnen nachbilden, und gerathen sehr leicht auf Abwege sobald sie ihre Fußstapfen verlassen. In dem Zeitalter des Perikles und Alexanders des Großen haben die Griechen den Gipfel der Kunst erstiegen, und in der Plastik so wie in der Architektur für alle Jahrhunderte Meister-Werke aufgestellt. Das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert hat Bildhauer, Mahler und Architekten hervorgebracht, welche alle die der spätern Zeit weit überflügeln. Palladio, Skamozi und

Bramante in der Baukunst, Leonardo da Vinci, Titian, Raphael und Correggio in der Mahlerei, und Michael Angelo in allen drei Künsten, bleiben unübertroffen. Nur die Bildhauerkunst kann sich in unserer Zeit eines glücklichen Schicksals erfreuen, und Canova im Anmuthigen, Thorwalson im Erhabenen, und Rauch im Schönen sind mit Recht gefeierte Namen. Aber im Ganzen hat man das Hübsche, das Zierliche, sinnlich Angenehme oder das Gesuchte, Sonderbare, Abenteuerliche dem Großartigen öfters vorgezogen. Die mechanischen Künste haben, mehr als die schönen, der Verbreitung des Zeichnens, dem Studium der Antike und der Natur viel zu verdanken; die Formen ihrer Arbeiten sind gefälliger und lieblicher geworden; die Genußsucht, das charakteristische Zeichen der Zeit, hat dabei gewonnen und sich damit begnügt. Es wird freilich viel von Kunstsinn gesprochen und Liebe für die Kunst zur Schau getragen, allein auch hier treiben Eitelkeit, Affectation und Heuchelei ihr Spiel, und täuschen häufig den oberflächlichen Beobachter.

Diese vergleichende Auseinandersetzung der Fortschritte des menschlichen Geistes in älterer und neuerer Zeit ist hinreichend, um zu beweisen, daß in Hinsicht der Intensität das Licht der Wissenschaften und der Künste nicht in dem Grade und in dem Verhältniß in allen Verzweigungen derselben zugenommen hat, als man es gewöhnlich annimmt. Eben so verhält es sich mit der Aufklärung, die aus diesem Lichte hervorgeht. Sie besteht eigentlich, dem Begriffe nach, we-

niger in dem Gedeihen dieser oder jener Wissenschaft, als in der Fertigkeit, selbständig zu denken, und sich von allem dem was man behauptet oder verwirft und verneint, genaue Rechenschaft zu geben. Sie setzt eine gewisse Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft voraus, welche macht, daß man nichts auf Treu und blinden Glauben oder auf Ansehen der Personen für wahr hält, sondern die Ueberzeugung vorangehen läßt, und diese Ueberzeugung durch Prüfung der Gründe und Gegengründe erzeugen will. Auf diesem Weg und auf diese Art bildet sich eine Gymnastik des Geistes, die denselben stählt und stärkt, gewandter und kräftiger macht. Diese Fertigkeit zum Selbstdenken erfordert vielleicht noch mehr Unabhängigkeit des Charakters als Schärfe des Erkenntnißvermögens, und wird von der ersten weit mehr als von der zweiten bedingt. In ihr findet das, was man vorzugsweise den philosophischen Geist nennt, seine Wurzel und seine Nahrung. Dieser Geist zeichnet sich durch das Bedürfniß und das Talent aus, die Begriffe zu zergliedern, die Gegenstände in ihre Bestandtheile aufzulösen und die Grundsätze zu beweisen. Gewiß hat er, wenn er seine Richtung nicht verfehlt und in den gehörigen Schranken gehalten wird, einen großen Werth, und es ist nicht zu leugnen, daß er öfter als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten vorgefunden wird. Allein auch er bietet eigene Gefahren, hat eigene Klippen zu befürchten, und kann leicht übertrieben, so wie überschätzt werden. Wenn man sich

nicht begnügt das Zusammengesetzte in unseren Vorstellungen, in seine einfachen Elemente zu zersetzen, oder auf dieselben zurückzuführen; wenn man nicht einsieht, daß alle Vernunftschlüsse und eine jede Analyse sich am Ende an etwas knüpfen, was weder sich weiter beweisen oder ferner zergliedern läßt, sondern als Thatsache des innern oder des äußern Sinnes wahrgenommen und geglaubt wird, so kann der über seine natürlichen Grenzen getriebene philosophische Geist irre führen, Zweifelsucht und Unglauben erzeugen, und dem Menschen einen jeden Halt und festen Stützpunct entziehen.

Anders verhält es sich mit der Verbreitung der Aufklärung, als mit den Fortschritten der Intensität derselben. Es läßt sich nicht verkennen, daß mehr Menschen in allen Classen der Gesellschaft an dem Lichte, welches in den oberen Regionen der Wissenschaft aufgegangen ist, Theil nehmen. Gewisse Kenntnisse sind allgemeiner geworden, man findet häufiger eine gewisse Selbstthätigkeit des Verstandes, und der Sinn für Wissen und Erkennen hat unstreitig zugenommen.

Da die Sonne am sinnlichen Himmel nur dann die Tiefen wie die Höhen beleuchtet, wenn sie den Mittelpunct ihres Laufes erreicht hat, so könnte man in Versuchung kommen, aus der größern Verbreitung der Aufklärung zu schließen, daß das Licht des Verstandes und der Vernunft in seinen Fortschritten eine bis jetzt unerreichte Höhe erstiegen hat. Allein wir

haben gesehen, daß diese letzte Voraussetzung übereilt und unrichtig wäre, daß die Fortschritte des menschlichen Geistes nur theilweise Statt gefunden haben, und daß, wenn er in gewissen Fächern bedeutend vorgerückt, er in anderen in eine rückgängige Bewegung oder wenigstens in Stillstand gerathen ist. Die bedeutende Ausdehnung, welche das Licht erhalten hat, läßt sich aus anderen Umständen ableiten und erklären. Diese sind hauptsächlich die Reformation der Kirche, die Erfindung und stete Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, die Vervielfältigung der Handelsverhältnisse unter den Völkern, die Verfeinerung des geselligen Lebens, die Annäherung der verschiedenen Stände und die Verbesserung des Volksunterrichts, lauter Umstände die mit den eigentlichen Fortschritten des menschlichen Geistes nichts gemein haben.

Die Reformation, das Werk einiger charaktervollen und genialischen Männer, wurde freilich durch eine vorangehende oder sie begleitende unruhige und unbestimmte Geistesthätigkeit des Volks herbeigeführt und begünstigt, aber sie hat die Aufklärung weit mehr befördert und veranlaßt, als sie von derselben veranlaßt wurde. Da sie von dem Ansehen des Papstes und von der Autorität der Kirche an die prüfende Vernunft der Einzelnen appellirte und die Freiheit der Untersuchung an die Stelle eines blinden, unterwürfigen Glaubens setzte, so mußte sie unstreitig dem Selbstdenken der Einzelnen einen bedeutenden Impuls in den evangelischen Ländern geben, eine Bewegung, die sich

auch den katholischen Ländern mittheilte. Da die Reformation keine andere Grundlage des Glaubens als die heilige Schrift annahm und zur fleißigen Lesung derselben Jeden aufmunterte, so wurde das Lesen selbst allgemeiner gelehrt und gelernt, und dieses Hauptmittel der Bildung wurde immer mehr bis in die niedrigsten Hütten eingeführt.

So lange Manuscripte das Wissen und das Denken der Jahrhunderte empfingen und aufbewahrten, blieben beide das ausschließliche Vorrecht der begüterten höhern Classe; ihre Schätze waren der Mehrzahl unzugänglich und von dieser belebenden Quelle fielen nicht einmal einzelne Tropfen auf die Masse des Volks herab. Die Erfindung der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern machte diesem Uebelstand ein Ende, und verwandelte das Monopol einiger Wenigen in



führen mußten. Die entferntesten Länder lernten sich kennen; die Zeitungen reizten die Neugierde und befriedigten sie. Reisen wurden etwas Gewöhnliches und begünstigten den Austausch der Ideen und der Ansichten, so wie den der Waaren und der Bedürfnisse; die Sphäre der Kenntnisse erweiterte sich mit dem Markte der kaufmännischen Speculationen. Mit den Quellen der Nationalthätigkeit vermehrte sich der Nationalreichthum. Der Wohlstand erleichterte die Erwerbung von Eigenthum und beförderte die Freiheit der Personen. Beide wurden Bedingungen der Verbreitung einer gewissen Cultur, indem sie die Hülfsmittel der Bildung allen Ständen näher brachten. So mußte der Unterschied der Stände und die Schranken, die sie früher von einander trennten, immer mehr verschwinden, weil Keiner mehr ausschließlich gebildet war, noch sich einer entschiedenen Ueberlegenheit über die Anderen rühmen konnte. Die Menschen fühlten immer mehr, zumal in den größeren Städten, das Bedürfniß, sich durch eine geistreiche, belebende, lehrreiche Unterhaltung die Zeit zu verkürzen, und ihren Verstand zu üben, zu schärfen, oder geltend zu machen. Die Gesellschaften vermehrten sich in das Unendliche, und nahmen alle mögliche Formen an. Beide Geschlechter pflegten in denselben einen täglichen Umgang, und diese Sitte, die den Alten unbekannt war, erhob die Würde und beförderte die Kenntnisse der Frauen, so wie sie den Männern mehr Sinn für Schönheit, Anstand, Feinheit gab, und den Kreis

und vorzugsweise den Verstand und die Vernunft selbstthätig vervollkommnen. Außer dem Gesetz Gottes, und der Tugend, diesem Ausfluß der Gottheit, gibt es freilich auf dieser Erde kein unbedingtes Gut; alles übrige hat nur einen relativen Werth, und man muß dessen Nachtheile gegen dessen Vortheile abwägen. Aber es ist unbedingt nothwendig, daß jeder Mensch sich stets fortbewege und den Kreis seiner Gedanken so wie den seiner Handlungen allmählig erweitere. Dieses bringt die Gewalt der Zeit so wie unsere Bestimmung mit sich. Keiner hat das Recht, diesen ewigen Gang des Menschengeschlechts zu stören, zu lähmen, zu hemmen. Glücklicherweise, wenn man es auch thun wollte, wäre auf die Länge ein solcher böser Wille unvermögend und ohnmächtig. Der schwache menschliche Arm kann auf eine dauernde Art den Gesetzen der Natur nicht entgegenwirken oder die Weltordnung umwälzen. Der Mensch kann vieles thun, wenn er sich freiwillig in dem ewigen Gleis derselben bewegt; allein er wird bald vom großen Rade der Zeit ergriffen, fortgerissen und zermalmet, wenn er den Speichen desselben eine rückgängige Richtung zu geben versucht. Unstreitig hat die jetzige Ausdehnung der Aufklärung ihre eigenen Gebrechen und Nachtheile. Die Ideen und die Begriffe, von Natur beweglich und veränderlich, sind nur dann in ihrer Bewegung wohlthätig, wenn sie durch feste, unabänderliche Grundsätze ihre Richtung, so wie ihren Stütz- und Schwerpunct erhalten; aber leider hat sich die Be-

weglichkeit der Ideen auch den Grundsätzen mitgetheilt und dieselben erschüttert. Halbe Vorstellungen, einseitige Urtheile, unverdaute Kenntnisse, nachgesprochene Behauptungen, die, von Anderen entlehnt, nicht aus eigenen Ansichten hervorgehen, sind in schnellen Umlauf gekommen und wuchern allenthalben. Aus Vorliebe für die neuen Lehren hat man viele Wahrheiten als Vorurtheile verdammt, verworfen und entwurzelt. Die Anmaßungen der Eitelkeit und einer übertünchten Unwissenheit haben für Ansprüche gegolten; Alle haben gleiche Rechte gefordert oder gewünscht, als hätten sie Alle gleiche Kräfte und gleiche Geistesvermögen. Es ist schwerer geworden, persönliches Ansehen zu erhalten, so sehr man auch solches verdiente, weil ein Jeder in seinen eigenen Augen beträchtliche Gaben besitzt. Die Sprache des Wissens und der geistigen Cultur ist so allgemein geworden, daß der Abstand der Einzelnen über die Menge, so groß er auch immer seyn mochte, weniger fühlbar geworden ist. Daher die immer zunehmende Geringschätzung und Schwächung einer jeden Autorität; die guten Absichten der Regierungen sind deshalb öfters gescheitert, weil die Regierten die Kunst, sich selbst und die Anderen zu regieren, besser zu verstehen wähnten. So unzweifelhaft und wirklich diese Gebrechen sind, man hätte Unrecht, deswegen die Aufklärung anzuklagen und zu verschreien. Eine falsche und Afteraufklärung stellt sich immer neben der wahren, so wie der Schatten dem Lichte folgt; allein diese Uebel werden

abnehmen und verschwinden je mehr das Licht zunehmen und sich verbreiten wird. Zwielicht und Helldunkel sind nicht Tageslicht, und können manchen Irrthum und manchen Mißgriff veranlassen; aber wer möchte ihnen die Finsterniß der Nacht vorziehen?

Nach dieser Abschätzung der jetzigen Zeit in Hinsicht der Fortschritte der Aufklärung bietet sich die wichtige Frage dar: wie stehet es in derselben mit der Religion, den Sitten, und hat im Allgemeinen das Glück der Völker und der Einzelnen, im Verhältniß zu der Geistesbildung, zugenommen?

Die doppelte Tendenz des Zeitalters, Alles zersetzen und zergliedern zu wollen, und den Gefühlen, als wären sie Schwächen oder Gebrechen der menschlichen Natur, den Krieg zu erklären, hat auch einen nachtheiligen Einfluß auf die Religion ausgeübt. Das Unendliche, Unsichtbare, Uebersinnliche läßt sich nicht in den Schmelztiegel der Analyse bringen. Die Quelle und der Sitz der Religion liegen im Gemüth weit mehr als im Verstande, und so wie gewisse Wahrheiten, werden auch gewisse Existenzen nicht durch Vernunftschlüsse bewiesen, sondern, in der Natur der Vernunft selbst gegründet und aus ihrer Tiefe hervorgehend, erzeugen sie in uns einen unwillkührlichen und unwiderstehlichen Glauben. Im Allgemeinen läßt sich nicht ohne Ungerechtigkeit leugnen, daß in der letzten Zeit die Religion wieder eine größere Gewalt auf die Gemüther sich erworben hat; daß man ihr eigenthümliches Wesen besser erkannt, ihre

heilsame Wirksamkeit lebhaft zurückgerufen und in vielen Verhältnissen gesegnet hat. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war das Heilige mit solcher Wuth und solcher Beharrlichkeit angegriffen, verspottet, verfolgt worden; man hatte dermaßen mit Waffen aller Art auf die Zerstörung der Religion hingearbeitet, und die Schriften gegen dieselbe hatten sich so vervielfältigt, daß die Menschen, endlich von dieser unverschämten Sprache und den stets wiederkehrenden heillosen Lehren des Unglaubens und der Impietät übersättigt und bis zum Eckel ermüdet, sich wieder nach dem alten Glauben und der lange vermißten Frömmigkeit sehnten. Der Irrthum und der Frevel hatten sich erschöpft. Es traten wieder bessere Zeiten ein. Man fühlte, daß der Mensch erniedrigt, die Würde seiner Natur vernichtet wurde, und daß eine nicht auszufüllende Lücke in dem menschlichen Leben, eine nicht zu beschwichtigende Unruhe oder eine unerträgliche Leere die natürlichen und nothwenden Folgen der Entfremdung von dem unendlichen Wesen und von der himmlischen Heimath wären. Die Verbrechen und die Leiden der Zeit, die Anarchie unter dem Namen der Freiheit, und der Despotismus, in welchen sich die Ungebundenheit auflösete, führten so drangvolle Jahre für die Staaten und die Einzelnen herbei, daß die Völker in ihren eigenen Busen griffen, in sich selbst zurückkehrten und lebendig fühlten, daß nur das Höhere das Niedrige, das Ewige das Zeitliche, das Uebersinnliche das Sinnliche zurückhalten, bekämpfen

und beherrschen könnte und müßte. Der Ernst, den der zunehmende Druck der Zeit hervorrief, die edlen Anstrengungen, welche die Regierungen und alle Classen der Gesellschaft machten, die Opfer aller Art, denen sie sich freiwillig unterzogen, die Begeisterung, die Alle ergriff für rechtmäßige Gewalt, Vaterland und Nationalität, trugen das ihrige dazu bei, den religiösen Sinn wieder zu erwecken, zu beleben, zu steigern; denn alles Hohe im Menschen hat geheime Wahlverwandschaften mit Gott, und je würdiger der Mensch wird, je mehr trachtet er nach der unsterblichen Krone aller Würde.

So steht die Sache der Religion, und in dieser Hinsicht kann man mit Recht die Gegenwart preisen und ihr einen entschiedenen Vorzug vor der Vergangenheit geben. Allein es ist nicht minder wahr, daß, kaum einem Extrem entronnen, das Zeitalter sich wieder unbemerkt einem andern nähert. Man hatte den Verstand überschätzt, einer vermeintlichen Vernunft allein gehuldigt, den Glauben verschrieen. Jetzt will man dem Verstande auch seine rechtmäßige Sphäre verschließen. Man übertreibt das Unvermögen und die Ohnmacht der Vernunft. Der Glaube allein soll dem Menschen genügen, und man läßt ihn in eine blinde, stumpfe Hingebung ausarten. Früher wollte man keine Geheimnisse mehr annehmen, keine Mysterien gelten lassen. Heute hegt man eine besondere Vorliebe für das Geheimnißvolle; man möchte die Mysterien vervielfältigen, und sträubt sich, auch das was sich dazu

im Gebiete der Religion eignet, zu begreifen, zu erklären, zu beweisen, als versündige man sich durch dergleichen Versuche. Früher hatte man die Moral vom Glauben getrennt, und die Moralität war, wo nicht entwurzelt, doch geschwächt und entfärbt worden. Die Tugend, ohne die Religion, ist eine Pflanze, welche, dem Einflusse des Himmels entzogen und von ihm abgeschnitten, der Boden der Erde nicht lange trägt; jetzt predigt man einen Glauben, der, an sich, von den Handlungen des Menschen abgesondert und unabhängig, sein Heil allein begründen und zu sichern vermag, und die Tugend — das Zeichen, die Wirkung, der Zweck des wahren Glaubens — wird als etwas Untergeordnetes von ihrer Höhe herabgerissen und enttrohnt. Früher hatte man den Gottesdienst mit seinen äußeren Formen, seinen Feierlichkeiten, seiner Anordnung, als ein gleichgültiges, unnützes, kindisches Spiel verspottet und verschrieen; heute läuft man Gefahr einen zu großen Werth auf denselben zu legen, und das thätige Christenthum wird dem beschaulichen nachgesetzt. Im achtzehnten Jahrhundert verleumdete man den geistlichen Stand oder machte ihn lächerlich; man behauptete, daß die Gesellschaft seiner entbehren könne; man beraubte ihn seines Einkommens, seines Vermögens, seines Einflusses, seiner geistigen Gewalt; heut strebt dieser Stand, mehr zu erlangen als seiner Bestimmung angemessen ist, mächtig statt nützlich zu werden, glänzend zu herrschen, statt wohlthätig zu dienen, auch die weltlichen Dinge

wo möglich zu berathen, zu leiten, zu entscheiden. Von ihm bethört und getäuscht, oder von ihren eigenen Gefühlen irre geführt, reden ihm Viele seiner Anhänger hierin das Wort, und sehen nicht ein, daß seine ungegründeten Anmaßungen ihn leicht um seine gerechten Ansprüche bringen können.

Die Sitten haben mit der Religion so viel Berührung und sind mit einander durch ein so enges Band verknüpft, daß ihr Schicksal und ihr Zustand bei einem jeden Volke von ihrem wechselseitigen Einfluß unzertrennlich erscheinen. Die Sitten gewinnen oder verlieren an Regelmäßigkeit, an Reinheit, an innerer Schönheit, je nachdem die Religion sich läutert oder ausartet und eine echte Religiösität allgemeiner oder seltener wird. Das achtzehnte Jahrhundert hat die nahe Verwandtschaft der Sittlichkeit und der Religion durch neue Erfahrungen bestätigt. Die gegenwärtige Zeit hat unstreitig in Hinsicht beider manche Vorzüge vor ihrer Vorgängerinn. Allein es ist sehr schwer, den jedesmaligen Zustand der Sittlichkeit eines Volks oder eines Zeitalters zu bestimmen; noch schwieriger ist es ihn abzuschätzen und auf seine wahren Ursachen zurückzuführen. Die äußere, wahrnehmbare Sittlichkeit der Handlungen steht nicht immer im genauen Verhältniß mit der innern Sittlichkeit der Gesinnungen und der Grundsätze, die zum Handeln treiben. Die Umstände gebieten über die ersteren, indem sie mehr oder weniger Veranlassung und Gelegenheit zu denselben darbieten; das Innere des Menschen hingegen, von den

Umständen unabhängiger, läßt sich zu jeder Zeit pflegen; allein dieses Innere bleibt uns in der Regel verschlossen und entzieht sich der Beobachtung. Auch kann man nicht immer von der häuslichen Sittlichkeit eines Volks auf seine öffentlichen Tugenden schließen; und eben so wenig findet das Gegentheil Statt. Die letzteren hängen weit mehr als die andere von der Größe eines Staats, von seiner Verfassung, seiner Gesetzgebung, von den Begebenheiten seiner Geschichte und von seinen Verhältnissen zu anderen Völkern ab. Es ist auch sehr leicht, sich in Hinsicht der wirklichen Sittlichkeit eines Volks oder eines Zeitalters zu täuschen, und die Abwesenheit von gewissen Lastern, so wie die Verbreitung gewisser Tugenden, Ursachen zuzuschreiben, die nicht die richtigen sind und also den moralischen Werth zu hoch oder zu niedrig anzuschlagen. Die Lage eines Volks und die Natur seines Bodens erlauben ihm oft nicht, aus einer gewissen Mittelmäßigkeit des Vermögens zu treten, oder verurtheilen es sogar zur Armuth. Die Armuth eines Volks, weit entfernt wie die des Einzelnen viele Gebrechen und Laster zu erzeugen, zwingt es gewissermaßen zur Einfachheit, zur Genügsamkeit, zur Arbeit, weiset es auf die Freuden des häuslichen Lebens ausschließlich an, und diese Bedingungen seines Seyns begünstigen die Tugend, oder sehen ihr wenigstens ähnlich. So die Römer in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte. Hingegen, wenn reichliche Naturgaben und glückliche Umstände ein Volk leicht und schnell zu einem großen National-

reichthum führen, so werden die Künste, die für den sinnlichen Genuß und die Gemächlichkeiten des Lebens arbeiten, die Sinnlichkeit und den Reiz zu derselben vermehren; die allgemeine Wohlhabenheit und der überschwängliche Reichthum Einzelner werden ihnen Neigung, Muße und Mittel geben, einen großen Aufwand zu machen; es wird ein Wettstreit in Hinsicht der Vergnügungen und des Luxus unter den verschiedenen Ständen der Gesellschaft entstehen; die Sieger und die Besiegten werden durch den Ausgang dieses Wettstreites entsittlicht und verdorben; die Reichen werden sich der Geldsucht, der Ehrsucht, der Eitelkeit hingeben, die minder Begüterten werden schmerzhafte und gefährliche Vergleichungen anstellen, ihr Herz dem Neide und dem Haß gegen ihre glücklicheren Mitbürger öffnen, und wenn die Umstände die Arbeit vermindern, den Gewinn schmälern, das Lohn herabsetzen, den Preis aller käuflichen Dinge steigern, so werden die niedrigen Stände, um nicht zu darben oder um nicht ihre Genüsse zu beschränken, zu Fehltritten verführt werden, die leicht zu Verbrechen führen können. In beiden eben bezeichneten Völkern werden vielleicht die ethischen Grundsätze, die religiösen Gefühle, die moralischen Gesinnungen sich mehr in der That als dem Scheine nach das Gleichgewicht halten. Allein die äußere Sittlichkeit wird bei dem ersten weit mehr als bei dem andern hervortreten, und es werden in seiner Mitte viel weniger unmoralische Handlungen begangen werden. Will man die verschiedenen Zeitalter

in Hinsicht der Sittlichkeit würdigen, so muß man nicht vergessen, daß bei unserer unvollkommenen Natur nicht alle Tugenden gleichen Schritt halten können, sondern daß die einen hervorglänzen, während andere im Hintergrunde stehen bleiben. Die Leidenschaften und die Laster verändern in den verschiedenen Perioden der Geschichte ihre Formen, ihren Gang, ihren Ton, weit mehr als sie dem Wesen nach von einander sich unterscheiden, oder in Hinsicht ihrer Wirksamkeit und ihres Umfanges ab- oder zunehmen. In dem einen Zeitalter erscheinen sie roher, in dem andern verfeinerter; hier erschleichen sie durch List, was sie dort mit Gewalt erobern, und es ist sehr die Frage, ob Immoralität, mit Verstand, Klugheit und Kunst versetzt, höher zu stehen verdient als ein Zustand wilder Ungebundenheit, wo Alles von der physischen Ueberlegenheit der Einzelnen abhängt.

Wenn es schwer hält, über den sittlichen Zustand der gegenwärtigen Zeit abzuurtheilen, weil uns sichere und bestimmte Kennzeichen derselben abgehen, so ist es beinahe unmöglich, über das größere oder mindere zu- oder abnehmende Glück einer gegebenen Zeit bei irgend einem Volke den Ausspruch zu thun. Das Glück, dessen Ideal nicht einmal auf eine allgemein gültige Art aufgestellt werden kann, ist in der Realität nicht allein unvollkommen, unvollständig, mangelhaft, sondern auch rein relativ. Es hängt weniger ab von der Anzahl und der Natur der Quellen des Wohlseins und der Gegenstände des Genusses, die der Mensch

besitzt, als von der eigenthümlichen Richtung und Beschaffenheit des Geistes, des Charakters, des Gemüths jedes einzelnen Menschen. Nicht dieses oder das, was man erhält oder erfährt, sondern die Art wie man es nimmt, gibt hier den Ausschlag. Das Glück ist ein dauernder Zustand, der hauptsächlich aus der Harmonie der Vermögen und Fähigkeiten jedes Einzelnen mit seinen Bedürfnissen, mit den Umständen und mit der ihn umgebenden Welt entsteht. Es leuchtet ein, daß was bei dem Einen diese Harmonie hervorbringt, bei dem Andern sie stören würde. Auch ist dieser Zustand, auf welchen Alles ankommt, ein innerer, dem es nicht leicht wird beizukommen, und der sich der Beobachtung entzieht. Das einzige, was sich in Hinsicht des Glücks oder des Unglücks des Menschengeschlechts zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern mit einer gewissen Bestimmtheit sagen läßt, ist, daß in den einen die Bedingungen des materiellen Lebens allgemeiner verbreitet, die Gegenstände des Vergnügens mannigfaltiger, leichter zu erwerben und festzuhalten geworden sind; daß die Quellen der Arbeit, des Wohlstandes, des Reichthums reichlicher fließen und Mehrere speisen; daß die persönliche Freiheit einen größern Spielraum, das Eigenthum einen höhern Grad von Schutz und Sicherheit findet. Wer mögte aber nach diesem Maaßstabe das Glück der gegenwärtigen Zeit bestimmen und ihr den Vorzug vor allen anderen einräumen, da es noch unentschieden bleibt, ob es besser sey, wenige, aber befriedigte Be-

dürfnisse und geringere Kräfte, oder viel Kräfte und Vermögen, aber noch weit mehr Bedürfnisse zu haben; da in dem jetzigen Zustand der Gesellschaft die Zahl der Darbenden so ziemlich mit der Zahl der Genießenden Schritt zu halten scheint, und dieselben Ursachen, welche die Menge der Letzteren vermehrt, auch die Vermehrung der Ersteren mit sich führen; da die fruchtlos nach ihrem Ziel strebenden Begierden, die nie gesättigten, sich selbst verzehrenden Leidenschaften, die erniedrigenden und entmuthigenden Vergleichungen, welche die minder Beglückten täglich anstellen, in einer raschen Progression zunehmen.

Diese, mit einigen Strichen angegebene Parallele könnte sehr weit durchgeführt werden, aber sie reicht hin, um zu beweisen, daß alle Urtheile zu Gunsten der gegenwärtigen Zeit, so wie diejenigen, die sie herabsetzen und herabwürdigen, in ihrer Allgemeinheit ausschließlich gefaßt, ungefähr gleich übertrieben und also gleich unrichtig sind. So widersprechend sie auch erscheinen, so können und müssen sie doch in ein Ganzes verschmolzen werden, um der Wahrheit näher zu kommen. Das Gemählde der gegenwärtigen Zeit, so wie das eines jeden Jahrhunderts, hat seine Licht- und Schattenseiten, die sich wechselseitig mildern und heben.

Uebrigens haben immer solche Vergleichungen der Zeiten, könnten sie auch vollständig angestellt werden, zwar einen geschichtlichen Werth aber wenig practischen Nutzen. In dem ewigen Lauf der Dinge sind die Jahrhunderte nur Momente. Jeder Moment

tritt nothwendig ein und hat seine bestimmte Bedeutung, so wie seine ihm angewiesene Stelle. Kein einzelner Moment hat ein entschiedenes Uebergewicht über die ihm vorhergehenden oder folgenden. Wie sollte also eine Zeit, die doch immer nur aus solchen Momenten besteht, allen anderen überlegen seyn? zumal da es noch lange ein Problem bleiben wird, ob das Menschengeschlecht in seiner steten Bewegung eine immer fortschreitende Linie bildet, sie sey nun eine gerade oder eine Spiral-Linie, oder ob die verschiedenen Völker und die ganze Menschheit eine kreisförmige Bewegung haben, wo der Mittelpunct immer derselbe ist und die beschriebene Linie immer in sich selbst wieder zurückkehrt.

Ueber

die Gewalt der öffentlichen Meinung.

Satz. Die öffentliche Meinung ist mehr als je die Hauptmacht in der politischen Welt, und muß als Leitstern den Regierungen voranleuchten und von ihnen befolgt werden. Man muß sie in allen politischen Angelegenheiten, besonders in der Gesetzgebung, befragen und beachten.

Gegensatz. Die öffentliche Meinung ist ein irriger, schwankender, vorübergehender Wahn, eine usurpirte Gewalt. Weit entfernt das Lebensprinzip der Staaten zu seyn, gibt sie denselben falsche Richtungen und setzt sie beständigen Störungen aus.

Es hat sich seit funfzig Jahren in Europa eine unsichtbare Macht gebildet, die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ihren Lauf begonnen hatte; lange schwach, furchtsam geblieben, im Dunkeln schleichend, hat sie immer mehr um sich gegriffen, und rasche Fortschritte gemacht. Seit den fünf letzten Dezennien besonders hat ihre Kraft schnell zugenommen, und ihr Ansehen ist noch schneller gewachsen. Sie übt über die Einzelnen so wie über die Gesammtheit, über die Fürsten wie über die Völker, über die Regierenden und die Regierten, einen ununterbrochenen, thätigen, tiefeingreifenden Einfluß aus; sie ist um so furchtbarer, als man ihre Quelle nicht nachweisen, ihren Sitz nicht angeben, ihre Grenzen nicht bezeichnen kann; sie ist allenthalben und nirgends.

Die moralische Gewalt dieses räthselhaften Wesens läßt sich nicht leugnen. Ist es ein leerer Schein, ein Gespenst der Phantasie, oder hat es ein wirkliches Dasein, und verdient es immer vernommen, berücksichtigt, beachtet zu werden? Diese Frage ist wol der Untersuchung und der Beantwortung werth. Um ihr näher zu treten, muß man sie in mehrere Fragen auflösen. Welche Begriffe können und müssen mit den Worten: öffentliche Meinung, verbunden werden? Welches sind ihre Bestandtheile und ihre Quellen?

Wie bildet sie sich? Welchen Umständen verdankt sie ihre Gewalt, und in wie fern kann sie als Richtschnur und Norm des Denkens und des Handelns angesehen werden?

Das Meinen ist ein Fürwahrhalten, das in der Regel aus der ersten oberflächlichen Ansicht irgend einer Sache, eines Begriffs, einer Vorstellung hervorgeht. Weit entfernt, mit dem Glauben, mit einer vernunftmäßigen Ueberzeugung, oder dem wirklichen Seyn und der Wahrheit eines Gegenstandes gleichlautend zu seyn, wird das Meinen ihnen entgegengesetzt. Man **meint**, so lange oder in fern man noch nicht **glaubt**, noch keine **Ueberzeugung** gewonnen hat, und noch nicht sicher ist, die Wahrheit zu besitzen. Man meint gar nichts von einem Dinge, wenn man von demselben noch gar nichts weiß. Man meint, wenn man et-



lichen Prüfung unterworfen werden muß. Das Meinen kann zur Wahrheit führen, indem es uns auf einen Gegenstand aufmerksam macht, und uns veranlaßt, ihn näher zu beleuchten. Aber das Meinen, insofern es uns im Voraus für oder gegen eine Sache einnimmt, kann auch von der Wahrheit entfernen und zu Irrthümern verleiten. — Das Meinen kann sich in Glauben und Ueberzeugung verwandeln, wenn wir durch reife Ueberlegung oder scharfe Beobachtung, das Schwankende des Meinens feststellen, das Unbestimmte desselben beschränken und begrenzen, Einseitigkeit durch eine vielseitige Umsicht ersetzen, und so dem Ganzen Haltung und Realität geben.

Meinungen können sich schnell verbreiten; und in der Regel verbreiten sie sich schnell, gerade wegen ihrer flüchtigen, leicht mitzutheilenden und faßlichen Natur: es sey, daß sie Vielen durch die Identität ihres Standpunkts und die Aehnlichkeit ihres Geistes und Charakters zu gleicher Zeit eingegeben werden, oder es sey daß sie im Anfange nur die Meinung eines Einzelnen waren, der durch sein persönliches Uebergewicht oder durch allerlei künstliche Mittel seiner Meinung Eingang und Anhang zu verschaffen gewußt hat. Diese schnelle und leichte Verbreitung der Meinung verändert aber ihre Natur nicht, und beweiset nichts für ihren innern Gehalt. Es hat Irrthümer gegeben, und zwar ebenso abgeschmackte als gefährliche Irrthümer, die als allgemeine Mei-

nungen in einer gegebenen Zeit angenommen wurden, und sich über ein ganzes Land, ja ganze Welttheile, verbreitet haben. Sie hatten die allgemeine öffentliche Stimme für sich; ja es erhob sich sogar keine Stimme gegen sie, bis glückliche Umstände, gewaltsame Erschütterungen, oder andere eben so unrichtige Meinungen diese Phantasmagorie auseinander jagten, und den lange gehegten Wahn zerstäubten.

Um richtig, gewichtig und beachtenswerth zu seyn, erfodert ein jedes Urtheil eine genaue Kenntniß des Gegenstandes, von welchem es sich handelt; Einsicht und Umsicht, um denselben in seinen Verhältnissen zu den Grundsätzen und zu den anderen ihm verwandten Gegenständen zu betrachten; unbefangene Freiheit des Geistes, die sich bei jedem Urtheile von allen Vorurtheilen lossagt; leidenschaftslose Ruhe, welche Besonnenheit mit sich führt; endlich die Abwesenheit oder die Verleugnung eines jeden persönlichen Interesse, welches das Auge des Verstandes trüben und eine subjective Ansicht an die Stelle einer objectiven Wahrheit setzen könnte.

Diese Vereinigung von Eigenschaften, die so selten angetroffen wird, müßte als allgemein vorhanden angenommen werden, wenn die allgemeine Stimme für die Stimme der Wahrheit gelten und als eine solche znm Leitstern dienen sollte.

Allein leider findet grade das Gegentheil Statt. Die Masse der Menschen vereinigt in der Regel nicht die Eigenschaften in sich, die zu einem vollwichtigen Urtheile

erfodert werden. Außerhalb der Sphäre seines gewöhnlichen Gewerbes und seiner täglichen Beschäftigung kennt der Einzelne wenige Dinge vollständig und gründlich; noch seltener ist sein Verstand geschärft und eingeübt genug, um über einen, seinem Wirkungskreise fremden Gegenstand zusammenhängend und umfassend zu denken. Mannigfaltige Ursachen befangen das Urtheil noch bevor es gefällt und ausgesprochen ist. Gemüthsbewegungen oder Leidenschaften schlagen Wellen in der Seele, während nur eine vollkommene Ruhe erlauben würde, das, was auf dem Grunde liegt, zu erblicken; und endlich bei den meisten Menschen gibt das persönliche Interesse immer den Ausschlag, dermaßen, daß man schon aus ihm allein nur zu oft ihr Urtheil errathen kann.

Wenn der Gegenstand des Urtheils ein ganz einfacher oder aus wenigen Elementen zusammengesetzter, und rein moralischer Natur ist, so kann man eher von der Menge ein richtiges, vollwichtiges Urtheil erwarten; so z. B. wenn es einer Handlung gilt, die zum Privatleben gehört, und es entschieden werden soll, ob sie gut oder böse sey, kann man auf die öffentliche Stimme Werth legen. Aber auch dann muß das Urtheil sich einzig und allein auf die Gesetzmäßigkeit der Handlung beziehen. Die Umstände derselben, die zu ihrer Rechtfertigung, oder zu ihrer Entschuldigung beitragen, sind gewöhnlich den Urtheilenden ganz unbekannt; noch mehr sind es die Beweggründe, welche den Handelnden bestimmt haben.

besitzt, als von der eigenthümlichen Richtung und Beschaffenheit des Geistes, des Charakters, des Gemüths jedes einzelnen Menschen. Nicht dieses oder das, was man erhält oder erfährt, sondern die Art wie man es nimmt, gibt hier den Ausschlag. Das Glück ist ein dauernder Zustand, der hauptsächlich aus der Harmonie der Vermögen und Fähigkeiten jedes Einzelnen mit seinen Bedürfnissen, mit den Umständen und mit der ihn umgebenden Welt entsteht. Es leuchtet ein, daß was bei dem Einen diese Harmonie hervorbringt, bei dem Andern sie stören würde. Auch ist dieser Zustand, auf welchen Alles ankommt, ein innerer, dem es nicht leicht wird beizukommen, und der sich der Beobachtung entzieht. Das einzige, was sich in Hinsicht des Glücks oder des Unglücks des Menschengeschlechts zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern mit einer gewissen Bestimmtheit sagen läßt, ist, daß in den einen die Bedingungen des materiellen Lebens allgemeiner verbreitet, die Gegenstände des Vergnügens mannigfaltiger, leichter zu erwerben und festzuhalten geworden sind; daß die Quellen der Arbeit, des Wohlstandes, des Reichthums reichlicher fließen und Mehrere speisen; daß die persönliche Freiheit einen größern Spielraum, das Eigenthum einen höhern Grad von Schutz und Sicherheit findet. Wer mögte aber nach diesem Maaßstabe das Glück der gegenwärtigen Zeit bestimmen und ihr den Vorzug vor allen anderen einräumen, da es noch unentschieden bleibt, ob es besser sey, wenige, aber befriedigte Be-

noch immer eine Hauptfrage zu entscheiden, nämlich, wie man es anfangen soll, um nach bestimmten Grundsätzen mit einer Art von Gewißheit die allgemeinere Stimme von der ihr entgegengesetzten zu unterscheiden; wie verfährt man, und welchen Standpunct erwählt man, um die Stimmen zu übersehen, zu zählen? Denn sey auch dem Scheine und dem Lärmen nach, die Meinung noch so vorherrschend, so gibt es doch immer abweichende Meinungen, die ein mehr oder minder bedeutendes Gewicht haben. Auf welchen Punct des Raums, in welchen Moment der Zeit muß man sich stellen, um nach wohlangelegter Rechnung summiren zu können, um nicht die Meinung der Schreier in der Hauptstadt, mit der der Hauptstadt selbst, diese mit der der Provinzen, und letztere mit der der Gesammtheit zu verwechseln. Eine Abtheilung der Gesellschaft tadelt was eine andere lobt; ein Stand segnet, was ein anderer verdammt; ja Derselbe, zu zwei verschiedenen Zeiten oder Momenten, thut beide Aussprüche über einen und denselben Gegenstand.

Es hat zu jeder Zeit eine öffentliche Meinung in einem jeden Staate gegeben, bei den Alten so wie bei den Neueren. Denn zu einer jeden Zeit hat die Mehrheit der Menschen in einem jeden Staate über die Begebenheiten des Tages, die äußeren und inneren Verhältnisse des Staats, die Gesetze, die Verordnungen, das Verfahren der Regierung und den Zustand des Landes, Meinungen gefaßt und geäußert. Sie sey ausgesprochen worden, oder habe sich im Stillen

ohne laut zu werden gebildet, so hat es immer eine sogenannte öffentliche Meinung gegeben. — Verdiente sie durch ihre Natur und ihre Zusammensetzung immer unbedingte Beachtung, und müßte ihr von Rechtswegen eine große Wirksamkeit und ein bedeutender Einfluß zugestanden werden, so brauchte sie nicht sich öffentlich vernehmen zu lassen und zu einer vernehmbaren Stimme sich zu erheben, um gekannt, gewürdigt und befolgt zu werden. Bei vielen Gelegenheiten wäre es sehr leicht, sie zu präsumiren und zu errathen, wenn sie sich auch weder in Rede noch in Schrift Luft machte. Auch in den Perioden, wo die Furcht die Zungen lähmte, wo die Tyrannei in einer jeden Aeußerung einen Widerspruch und in einem jeden Widerspruch ein Verbrechen sah, wo sie, je mehr sie die allgemeine Rüge verdiente, um so mehr durch allerlei gewaltsame Mittel die Stimme des Volks zu ersticken suchte, gab es doch eine geheime Meinung, und die Tyrannei stand nicht weniger den Einzelnen und der Gesammtheit zu Gericht, wenn gleich diese Richter verstummten. Aber auch in besseren Zeiten, unter freisinnigen Regierungen, sind öfters die Urtheile der Mehrheit über die Staats-Angelegenheiten, aus Bescheidenheit, aus Liebe und Ehrfurcht für die Regierung, aus dem Gefühl eigener Unwissenheit und aus Unvermögen zurückgehalten worden, oder sind schonend ausgefallen. In unseren Zeiten hat sich die Sache verändert, und öfters zeigt sich grade der Gegensatz. Es wird mehr oder minder in allen Classen

schnell, scharf, absprechend über Alles abgeurtheilt, das Meinen erstreckt sich über Alles, und die vermeintliche allgemeine Meinung, weit entfernt, im Stillen und im Finstern zu schleichen, erhebt sich häufig unverschämt und unverhohlen, kühn und keck, zu einer öffentlichen Stimme, die Alles übertäubt, zurückschreckt oder mit sich fortreißt.

Drei Ursachen haben ganz besonders zu dieser großen Veränderung mitgewirkt, und haben diesen Zustand der Dinge, der durch den Gang und die Fortschritte der Cultur vorbereitet war, herbeigeführt.

Einmal ist der gesellige Verkehr häufiger und inniger geworden; nicht allein daß die materiellen Bedürfnisse die Berührungs-Puncte der Menschen vervielfältigt haben; daß sie sich täglich sehen und sprechen, um ihre Geschäfte zur wechselseitigen Befriedigung abzumachen; sondern die Vergnügungen, vor allen das Vergnügen der Unterhaltung und eines leichten Umtausches der Urtheile und der Ideen, haben die Gesellschaften wo beide Geschlechter zusammentreffen in das Unendliche vermehrt. Hier wird Alles besprochen, gemustert, bekrittelt; anmaßende Oberflächlichkeit führt das große Wort; Witz und Laune geben den Ton an, und erringen über den nüchternen Verstand einen leichten Sieg; Einseitigkeit gehört zur Tagesordnung, denn eine vielseitige Beleuchtung irgend eines Gegenstandes würde schwerfällig erscheinen und Langeweile erzeugen. Tadeln gehört zur Tagesordnung; man lobt selten, und noch seltener das Lobens-

würdige, denn der Tadler scheint immer eine Art von Ueberlegenheit über den Getadelten zu haben, und das Lob, so wie die Bewunderung, würden gewissermaßen etwas Höheres anzuerkennen scheinen, welches die Eitelkeit nicht erlaube. In den Salons, Zirkeln, Clubbs, wie sie auch Namen haben mögen, bilden sich allmählig Meinungen, die sich schnell verbreiten, den blöden Augen imponiren, und um so gewaltiger wirken, als ihre Gewalt, ihre Ausdehnung, ihre Tiefe unmöglich genau berechnet und gemessen werden kann; dieser rauschende Strom täuscht auch öfters die Besonnenen über seine eigentliche wahre Kraft.

Eine zweite Ursache des Ansehens der öffentlichen Meinung, die von der ersten viel Wirksamkeit entlehnt, aber ihr selbst noch mehr verleiht, findet sich in den Fortschritten der Schriftstellerei, die täglich neue Waaren zu Markte fördert. Um ihren Meinungen mehr Gewicht und Eingang zu verschaffen beziehen sich die Schriftsteller in ihren Werken auf die öffentliche Stimme, die, nach ihrer Aussage, ihren Lehren den Stempel der Allgemeingültigkeit und der Wahrheit aufgedrückt hat, und die öffentliche Stimme beruft sich und stützt sich auf die Schriften, die ihr das Wort reden, als wären sie in einem vollkommenen Einklang, und verdienten deswegen um so mehr Glauben.

Es gibt freilich Schriftsteller, die durch ihre mannigfaltige, gründliche Kenntniß der Gegenstände, durch die Gediegenheit ihrer Forschungen, die Tiefe ihres Geistes und ihres Gemüths, den scharfen Verstand,

die ruhig abwägende Vernunft, die ihnen ihre Urtheile eingibt, über alle Angelegenheiten der Menschheit das Recht haben Gehör zu fodern, und verdienen vernommen zu werden; allein Schriften dieser Art, welche Ernst, Aufmerksamkeit, Anstrengung bei den Lesern voraussetzen, welche Zeit und Muße erfodern, um verstanden zu werden, sprechen die Menge wenig an; sie werden von ihr übersehen und vernachlässigt, oder bleiben ihr unbekannt.

Die eigentliche Nahrung der großen Lesewelt sind die Zeitungen, die Zeit- und Flugschriften und leichtfertige oder leichtsinnige Bücher, die Alles berühren, nichts ergründen, die aber durch ihren muthwilligen, spöttischen, oder frechen und rücksichtslosen Ton die Mehrheit der Leser reizen, und ihnen leicht die Ansichten und Ideen einimpfen, welche mit ihnen selbst Wahlverwandtschaften haben, und um so leichter aufgefaßt werden, als sie von der Oberfläche der Gegenstände geschöpft sind. In diesen ephemeren Geistesproducten wird Nichts verschont, Alles mitgenommen; grelle Urtheile ersetzen gründliche Beurtheilung; man spricht über Alles ab, über die Personen ohne sie zu kennen, die Thatsachen ohne sie untersucht zu haben, die verwickeltesten Verhältnisse der Politik ohne die ersten Elemente ihrer Berechnungen zu besitzen, die schwierigsten Probleme der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung ohne sich nur die Mühe zu geben, den eigentlichen Sinn derselben zu fassen. Eine stete Opposition gegen die Regierungen bildend, greifen die

Schriftsteller Alles an, was von denselben ausgeht, verstümmeln ihre Handlungen oder verfälschen ihre Absichten. Das Gute, Zweckmäßige wird verschwiegen oder verunstaltet, das Schlechte, Unzweckmäßige mit den schwärzesten Farben ausgemahlt. Kann man Thatsachen nicht leugnen oder nicht verunglimpfen, so dichtet man den Regenten heimliche böse Zwecke an; ist ihr wohlwollender Geist über jeden Verdacht erhaben, so klagt man sie der Ungeschicklichkeit in der Wahl der Mittel an. Kann die Lästerung oder die Verleumdung, der Gegenwart nichts anhaben, so wird die Zukunft schon in Beschlag genommen, um sie im Voraus anzuschwärzen. Mit derselben kecken Unwissenheit, oder denselben ruchlosen Gesinnungen, wird die Geschichte willkührlich gemodelt, der wahren Philosophie der Stab gebrochen, sobald sie positive Sätze aufstellt, der Religion durch Uebertreibungen aller Art geschadet, sey es nun, daß man der Vernunft auf Kosten des Glaubens oder dem Glauben auf Kosten der Vernunft zu viel einräumt. Dieses Unwesen der Schriftstellerei und der Leserei erstreckt sich auf die mittlere, wie auf die höhere Classe, und trägt das meiste zur Erschaffung und Verbreitung von Meinungen bei, die, schon im Keime verdorben, sich in ihrer Verbildung und Ausartung immer mehr entwickeln und ausdehnen. Am Ende entsteht daraus öfters was man die öffentliche Stimme nennt, und man erkennt, schont und fürchtet in ihr eine Macht, die zwar aus Irrthümern, Leidenschaften und Gebrechen aller Art zusam-

mengesetzt ist, die aber nicht minder allgewaltig einherschreitet.

Diese Gewalt hätte sich nicht so schnell und so furchtbar gestaltet, wenn nicht ein dritter Umstand zu den Fortschritten derselben beigetragen hätte. Dieser Umstand ist die Erschaffung des Credits, als die erste Grundlage und nothwendige Bedingung des Staatslebens. So lange die Ausgaben der Staaten durch ihre Einnahmen gedeckt wurden, und keine außerordentliche Begebenheiten außerordentliche Mittel erheischten oder mit den in besseren Zeiten gesammelten Ersparnissen bestritten werden konnten; so lange die Bedürfnisse mit den Einkünften Schritt hielten, und die letzteren nicht über die Maaßen gesteigert wurden, um den Bedürfnissen nachzukommen, kannte man nur den Credit in dem Privatverkehr und in den Handelsverhältnissen; sobald aber drangvolle Zeiten, wo es sich um das Seyn oder Nichtseyn der Staaten handelte, eintraten, sobald man, um das lebende Geschlecht zu schonen, auf den Gedanken fiel, die Last der Staatsausgaben des Augenblicks auf die kommenden Geschlechter zu vertheilen, hob die Periode der Staatsanleihen an. In der Kindheit dieses Systems ging man noch von der Idee der Zurückzahlung des erborgten Capitals zu bestimmten Fristen aus; später suchte man nur die Zinsen und ihre richtige Zahlung sicher zu stellen; noch später erfand man die Theorie der graduellen Amortisation der Staatsschuld und vervollkommnete dieses Verfahren, indem

man die Mittel zu einer langsamen Amortisation schon in die Anleihe selbst mit einschloß. Zu allen diesen Operationen brauchte man den Credit, nämlich das Vertrauen der Staatsgläubiger, das nur aus ihrer Meinung von den Hülfsquellen, der Zahlungsfähigkeit und der Rechtlichkeit der Regierungen hervorgehen konnte. Mit der Meinung stieg oder sank der Credit; mit ihm das ganze Gebäude. Diese Meinung konnte nie weder befohlen noch erzwungen, selten erschlichen, noch seltener bestochen oder bethört werden; man mußte sie nothwendig berücksichtigen, sie schonen und pflegen.

So gewöhnten sich die Regierungen auch in anderen Fällen, bei den meisten Staatsangelegenheiten die allgemeine Meinung zu befragen, sie suchten sie für sich zu gewinnen, und bald wurde es Maxime, in Rücksicht aller Gegenstände, die das Gemeinwesen betreffen, der Meinung zu huldigen. Man muß zur Entschuldigung dieser Maxime sagen, daß der Schritt von der einen Gewohnheit zur andern ziemlich natürlich war. Da Alles in dem Staatsorganismus in einander greift und zusammenhängt, so konnte der Credit sich nicht bilden und erhalten ohne daß die Aufmerksamkeit der Einzelnen auf alle Federn des politischen Lebens und alle Zweige der Staatsverwaltung gerichtet wurde. Das Vertrauen in den finanziellen Zustand des Staats hing von der Einsicht in den Staatshaushalt und in das Nationalvermögen ab; beides konnte man nicht gehörig beurtheilen und würdigen ohne ein Urtheil über die innere und äußere Lage des Ganzen zu fällen.

So

So entstand ein allgemeines Meinen über alle Verhältnisse der Regierungen, welches immer mehr um sich griff, und dem sie viel zu viel Gewalt einräumten.

Aus allem vorhin Gesagten geht hervor, daß die sogenannte öffentliche Meinung nie einen absoluten, wol aber zuweilen einen relativen Werth haben kann, und daß sie weder als Norm noch als leitendes Princip dienen soll. An sich schwankend, unsicher, veränderlich, kann sie nie als festes Princip gelten; bei ihrem ungewissen Gang und ihrer stets wechselnden Richtung können die Regierungen, eben so wenig als die Privatleute, sie nicht ohne Gefahr benutzen um sich zu orientiren, oder sich ihrer Leitung überlassen. Weder ihr Ursprung, noch die Elemente aus welchen sie zusammengesetzt ist, noch die Art wie sie sich bildet und fortpflanzt, sind geeignet, ihr großes Vertrauen zu verschaffen. Die Meinung der Besseren, der Unterrichteten, der Einsichtsvollen kann unstreitig Ansprüche auf Beachtung machen, und sehr oft unser eigenes Urtheil begründen oder rechtfertigen und verstärken. Allein diese Auswahl der Menschheit bildet nie die Mehrzahl, sondern die Minorität; auch wenn sie nicht schwer auszumitteln wäre, kann sie also nie als die öffentliche Meinung angesehen werden; in der Regel ist sie dieser sogar entgegengesetzt.

Schon in den Verhältnissen des Privatlebens findet man, daß Männer von selbständigem Geist, von festem, unabhängigen Charakter und von hochherziger Gesinnung, in ihrem Thun und Lassen nicht

nach dem Wind der öffentlichen Meinung sehen, und nicht um ihre Gunst buhlen. In ihren Handlungen folgen sie ihrem Gewissen, ihren Grundsätzen, ihrer reifen Ueberzeugung; sind erfreut wenn sie auf diesem Wege den Beifall ihrer Mitbürger erhalten, aber wissen sich zu trösten, wenn sie denselben verfehlen, und er kann sie in ihrem Thun und Lassen weder sicher noch unsicher machen. Nur die eitlen, leichtsinnigen Menschen, die keinen haltbaren Stützpunct in sich selbst finden und alles von den Anderen erborgen, befragen stets die Meinung, um zu wissen, was sie denken oder thun sollen; ihr Glück oder Unglück, ihre Vernunft oder Unvernunft, ja ihre Tugenden oder ihre Laster, hangen von dem Curs der Meinung des Tages ab; sie nehmen alle Formen, alle Farben, alle Richtungen an, und erreichen doch nie ihr Ziel, mit der Meinung in Uebereinstimmung zu seyn, weil dieses ihr Ziel in einer steten Bewegung begriffen ist, und sie selbst werden wie der Sand der Wüste bald hier, bald dorthin getrieben.

Wenn schon die Einzelnen sich über die Meinung erheben müssen, und wirklich erheben, um sicher zu gehen und ihre Würde zu behaupten, so kann dieses um so mehr von den Regierungen ernstlich gefordert werden. Diese müssen einen ganz andern Maaßstab ihrer Entschließungen und Unternehmungen haben, als den der jedesmaligen hörbaren öffentlichen Stimme des Augenblicks, wo nicht, so verfehlen sie nothwendig und unvermeidlich ihre Bestim-

mung, geben eine unverzeihliche Schwäche kund, gerathen in eine eben so gefährliche als erniedrigende Abhängigkeit, und statt des Beifalls, um welchen sie sich bemühen, ernten sie am Ende nur eine verdiente Verachtung ein.

Die Regierungen, von der Gegenwart ausgehend, sollen die Zukunft berechnen, vorbereiten und beherrschen; die öffentliche Meinung des Tages hingegen, der Nachkommenschaft uneingedenk, wird nur von der laufenden Zeit ergriffen, und beschränkt auf dieselbe ihre Handlungen und ihre Gedanken: weit entfernt, wie die Regierungen es pflichtmäßig oft thun müssen, der Gegenwart Opfer zu Gunsten einer fernen Zukunft, auflegen zu wollen, möchte die Meinung der Mehrzahl oft die Zukunft der Gegenwart aufopfern. Die Regierungen haben täglich Probleme zu lösen, die aus unzähligen Elementen bestehen, und deren Lösung eine gründliche Kenntniß der Sachen und der Menschen voraussetzt, eine Kenntniß, die nur aus der Uebersicht aller wirklichen Beziehungen und Verhältnisse des Staats hervorgehen kann. Die allgemeine Meinung hat immer nur in dieser Hinsicht partielle Kenntnisse, unvollständige oder unrichtige Thatsachen, einseitige Begriffe um ihre Urtheile zu begründen. Wie könnte sie also, ohne fehlzuschlagen, über die Nothwendigkeit des Krieges und des Friedens, über die Art wie der eine geführt und der andere unterhandelt werden muß, über das Abgaben- und Handelssystem des Staats, über die Gesetze welche

das Eigenthum und die Freiheit der Personen schützen sollen, einen Ausspruch zu fällen wagen, und wie könnten die Regierungen nicht in die verderblichsten Irrthümer gerathen, wenn sie solche Aussprüche zur Richtschnur ihrer Handlungen nähmen. Die Regierungen können und müssen nur das allgemeine Wohl der Gesellschaft zum Hauptzweck haben. Zwar suchen sie auch die Privatinteressen der Einzelnen mit demselben auszugleichen, und wenn sie ihnen aus Rücksicht des Staatsinteresse partielle Opfer auflegen, so erlauben sie sich dieses nur in höchst wichtigen und kritischen Momenten, wo es die Erhaltung des Ganzen gilt; hingegen sind die Meinungen der Einzelnen, welche die sogenannte öffentliche Meinung, wo nicht allein bestimmen doch auf sie einen bedeutenden Einfluß haben, sehr oft von Privatinteressen eingegeben oder aus

welchem die Meinungen, aus welchen die allgemeine Meinung sich bildet, ausgehen, ist hinreichend, um zu beweisen, daß die öffentliche Stimme in den meisten Fällen weder zum Rathgeber noch zum Richter der Verwaltung und der Gesetzgebung eines Staats sich eignet. Doch müssen, um der Wahrheit nichts zu vergeben, zwei Bemerkungen hier ihren Platz finden.

Einmal, hat eine negative Meinung, wenn von dem Urtheil des Volks über Staatseinrichtungen die Rede ist, mehr Werth und verdient mehr Berücksichtigung als eine positive Meinung; wenn nämlich eine Maaßregel oder eine Einrichtung schon getroffen worden ist, durch ihre Wirkungen ihr Wesen offenbart, und nachtheilige Folgen nach sich zieht, so kann der aus ihr entstehende Druck eine evidente Thatsache seyn, einen allgemeinen Eindruck machen und in ein richtiges Urtheil übergehen. Ein solches kann allerdings die Regierung belehren, und muß von ihr beherzigt werden, denn in solchen Fällen spricht die öffentliche Meinung aus, daß etwas nicht hätte geschehen sollen, und nimmt einen negativen Charakter an. Aber über etwas das von Staatswegen geschehen soll, das noch im Werden begriffen ist, oder eben erst in das Leben tritt, ein positives Urtheil im Voraus auszusprechen, kann man der Mehrzahl nicht die Fähigkeit zuschreiben, denn zu einem solchen fehlt es ihr, wollte man sie sich auch unpartheiisch denken, an Einsicht in das Ganze, an Kenntsicht der Schwierigkeiten, die umgangen oder überwunden werden mußten, und an Uebersicht aller

Beziehungen und Verhältnisse, welche den Ausspruch des Gesetzgebers bedingt haben.

Zweitens, ist es auch nicht unwichtig, um der öffentlichen Meinung das ihr Gebührende zu geben, Folgendes zu bemerken. Sie kann eine natürliche, sich von selbst bildende, oder eine erkünstelte seyn. Im ersten Fall kann man annehmen, daß sie aus handgreiflichen Thatsachen, aus Vorstellungen und Begriffen, die dem gemeinen Menschenverstand einleuchten, hervorgeht. Dieser Umstand erzeugt ein günstiges Vorurtheil für ihre Wahrheit, und begründet ihre Ansprüche auf Berücksichtigung. — In ruhigen Zeiten kann dieser Fall öfters Statt finden. Hingegen in Zeiten und in Ländern, wo bürgerliche Unruhen die Gemüther aufregen, Partheien die Menschen in Beschlag nehmen und durch Rede und Schrift allerlei ränke-



Beschlüsse und die Vorkehrungen, welche höhern Orts gefaßt und getroffen werden, haben muß.

Aus dieser Erörterung des Werths und des Unwerths der öffentlichen Meinung, zeigt es sich, in wiefern die Regierungen auf dieselbe Rücksicht nehmen können. An sich weder gut noch schlecht, von Natur weder richtig noch unrichtig, sondern, nach den Umständen, abwechselnd beides, muß die sogenannte allgemeine Meinung nach einem festen höhern Maaßstab abgeschätzt, und ihre Urtheile müssen selbst aus einem erhabenern umfassenden Standpunct beurtheilt werden. Diesen Maaßstab gibt die Vernunft, diesen Standpunct bestimmt der Zweck des Staats, den man immer vor Augen haben muß, um die Mittel zu demselben abzuschätzen, zu treffen und zu wählen. Die Vernunftmäßigkeit der Gesetze und der Verordnungen eines Staats ergibt sich aus ihrer Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit. Verfährt eine Regierung nach den ewigen Grundsätzen des Rechts und nach den Maximen der Staatsklugheit, so kann sie sicher seyn, früher oder später die öffentliche Stimme für sich zu haben. Hingegen wenn sie ihr Verfahren nach der Stimme des Augenblicks, der sogenannten öffentlichen Meinung, richten wollte, würde sie Gefahr laufen die Stimme der Vernunft zu überhören, das Ungerechte zu thun, das Zweckmäßige zu verfehlen, und die allgemeine Meinung würde selbst von ihr abspringen, um sie zu verdammen oder zu verhöhnen.

Die Beherrscher der Staaten können, auch bei

dem besten Willen, das Wahre oft verkennen, dem Irrthum huldigen, und unverständige Mittel zu unvernünftigen Zwecken wählen. Um diesem zu entgehen, müssen sie Institutionen bilden, vermöge deren die Einsichtsvollsten, Rechtlichsten, Angesehensten im Volke über die entworfenen Gesetze und die beabsichtigten Staatseinrichtungen befragt werden, damit alles dahin Gehörende vielseitig betrachtet und beleuchtet werden könne. Wenn solche Institutionen bei einem Volke ins Leben getreten sind, so müssen die wahren Repräsentanten des Nationalinteresse der sogenannten öffentlichen Stimme auf ihre Berathungen und Beschlüsse keinen entscheidenden Einfluß gestatten, noch weniger sie zur Richtschnur nehmen, wie es häufig in Frankreich geschieht, sondern selbst als Organe der Vernunft die Meinung der Mehrzahl aufklären, sie läutern, berichtigen, bestimmen, wie es in England häufig der Fall ist.

Ueber
die Gesetzgebung der Presse.

Satz. Die Preßfreiheit ist die eigentliche Schutzwehr gegen die Mißgriffe und Mißbräuche der Regierung, und, zumal in repräsentativen Verfassungen, die erste Bedingung des Gedeihens der gesellschaftlichen Ordnung.

Gegensatz. Die Preßfreiheit ist das auflösende Princip der Regierungen, die Quelle des Mißvergnügens und des Ungehorsams der Völker.



Es gibt wenige Begebenheiten in der Weltgeschichte, die so tief in alle Verhältnisse eingegriffen haben, als die Erfindung der Buchdruckerkunst; sie ist für den Verkehr der Gedanken, für die geistige Wechselwirkung der Menschen auf einander, das, was für den Verkehr der Waaren, für den Austausch der materiellen Bedürfnisse und Producte, die Schiffahrt in ihrer jetzigen Gestalt geworden ist, und was in dieser Hinsicht die Dampfmaschinen schon sind oder zu werden versprechen.

Eigentlich war es nur die Erfindung eines neuen Werkzeuges, allein dieses Werkzeug hat eine wahre Macht in der Welt gebildet, die Macht der Schriftsteller. Diese Macht hat freilich nicht über die Gemüther die Gewalt der Rede, welche durch die vereinte Kraft des Worts, des Tons, der Geberden, die Menschen mit sich fortreißt, und sie zu schnellen, augenblicklichen, außerordentlichen Anstrengungen und Unternehmungen bewegen und treiben kann. Aber die Wirksamkeit der Rede bleibt immer in engen Grenzen, und erstreckt sich nicht über die physischen Schranken der menschlichen Stimme. Hingegen ist der Wirkungskreis der gedruckten Worte viel größer und dehnt sich schrankenlos in Raum und Zeit aus. Beinahe zu gleicher Zeit kann nun das geflügelte,

begeisterte und begeisternde Wort in allen Welttheilen vernommen werden; die Stimme eines einzelnen, bis dahin unbekannten Mannes, der irgendwo in einer elenden Dachstube schreibt, wird allenthalben gehört und hallt in den entferntesten Gegenden zurück. Nicht allein erhält der Gedanke vermöge dieses Werkzeuges eine unendliche Verbreitung, sondern auch viel leichter und sicherer als in früheren Zeiten wird ihm die Unsterblichkeit zu Theil. Er stirbt nie aus; auch die entferntesten Geschlechter können sich seines Lichtes und seiner Wärme erfreuen. Wenn längst der Dichter oder der Weltweise zu Staub geworden ist, lebt seine Schrift fort und zündet nach Jahrhunderten neue Flammen des Genies in verwandten Menschen an.

Die Presse hat sich also zu einer Macht gestaltet;

Gegenstand scheinen Vielen geschlossen werden zu müssen, und doch haben Leidenschaften, persönliche Interessen meistentheils das Wort geführt und das Urtheil getrübt; Spitzfindigkeiten und Uebertreibungen aller Art haben die Stelle der nüchternen, einfachen, von allen Extremen gleich entfernten Wahrheit eingenommen, und nach Allem, was für oder gegen gesagt, geschrieben und geschrien worden ist, bleibt das Problem noch unerledigt und unaufgelös't.

Die Presse, an sich betrachtet, ist nichts als ein Bewegungsmittel, ein reines Vehikel; sie kann also auch an sich keinen unbedingten Werth und keine absolute Güte haben. Sie pflanzt, bewegt und verbreitet ohne Unterschied Alles, was man ihr anvertraut, den Irrthum wie die Wahrheit, die Lüge wie die Thatsachen, die Sophismen wie die Vernunftschlüsse. Sie streut den Saamen des Glaubens, wie den des Unglaubens aus, gibt dem gerechten und ungerechten Tadel, dem gegründeten und ungegründeten Lobe gleiche Schnellkraft, und reicht einem jeden das Gift und das Gegengift mit derselben Freigebigkeit und Gleichgültigkeit.

Wiewol also die Anhänger der unbedingten Preßfreiheit viel Aufsehen und Lärm machen von der Macht und der Gewalt, welche das gedruckte Wort in der moralischen Welt zur Beförderung der Wahrheit ausüben kann, so können sie doch, da diese Beförderung nur in der leichten Verbreitung aller möglichen Gedanken besteht, ohne Inconsequenz nicht leugnen,

daß die Presse sich gleich wirksam und kräftig zeigen kann und wirklich gezeigt hat, um Irrthum, Wahn, Trug und Lüge unter allen Zonen und zu allen Zeiten zu verkündigen.

Dieses müssen auch die eifrigsten Anhänger der Preßfreiheit zugeben. Allein sie behaupten, der Wahrheit wohne eine solche sonnenklare Evidenz und höhere Kraft bei, daß sie die Irrthümer nicht aufkommen oder bald wieder verschwinden lasse, die erdichteten oder verfälschten Thatsachen leicht der Lüge strafe, die Verleumdungen brandmarke und zerstreue. Man lasse nur, sagen sie, der Presse freien Lauf, und das Gute wird das Uebel bald neutralisiren; die Urtheile werden mit der Realität und den wirklichen Eigenschaften der Sachen und der Personen in Harmonie gebracht werden, und so wie sich die flüssigen Körper, wenn sie



verstreichen oft, bevor das Kind zum Vorschein kommt, gedeiht, wächst und seine Reife erhält; Jahrhunderte lang haben eingewurzelte Irrthümer geherrscht, sind Lügen geglaubt und falsche Urtheile allgemein angenommen worden. Dieses, wie die Geschichte uns lehrt, ist auch dann öfters der Fall gewesen, wenn es die ewigen Gesetze und die ersten Principien alles Wissens und Glaubens galt. Auch die Wahrheiten, die, dem Gewissen eingegraben, das Wesen der Vernunft auszumachen scheinen, und unter günstigen Umständen aus der innern Natur des Menschen hervorgehen, sind verkannt, verworfen, geleugnet, und von den ihnen entgegengesetzten Irrthümern lange verdrängt worden. Um so leichter muß es seyn, daß Wahn und Lüge, wenn sie ungehindert und unumwunden sich aussprechen und verbreiten können, die Oberhand über die Wahrheit erhalten und behaupten, wenn von veränderlichen, relativen, vielseitigen Gegenständen die Rede ist. Eine durch die Preßfreiheit verbreitete irrige Meinung hat oft zweckmäßige Staats-Einrichtungen verschrieen und scheitern lassen, gute Gesetze bei ihrer Geburt erstickt oder in ihrem Werden gelähmt, und das durch feingewebte Lügen verstrickte und durch kunstvolle Verleumdungen bethörte Volk hat tugendhafte, ausgezeichnete, großsinnige Staatsmänner in eine moralische Acht erklärt, ohne eines Bessern belehrt zu werden; mancher hochverdiente Mann, durch Schmähschriften verunglimpft und befleckt, ist nie wieder zu seinem Ehrennamen gekommen, und

hat zwar sein schuldloses Bewußtsein, aber nicht den ihm gebührenden Ruhm mit sich in's Grab genommen.

Daraus ergibt sich, daß die Preßfreiheit ein zweischneidiges Schwert ist; daß, nach den Umständen, nach dem Geist der Zeit, nach der Gewissenhaftigkeit oder dem ruchlosen Verfahren der Schriftsteller, sie ein Gut oder Uebel ist, und daß ihre wohlthätigen und ihre nachtheiligen Wirkungen sich so ziemlich aufwiegen, da beide von dem Grade der Macht und der Verbreitung des gedruckten Wortes gleich abhängig sind. Muß man, um die einen zu genießen, die anderen ruhig ertragen, weil beide unzertrennlich verbunden sind, und man Gefahr liefe, beides zu verlieren, wenn man versuchte, das eine zu verhindern? Oder gibt es Mittel, beide zu sondern, zu trennen, die Schlacke vom Golde, die Spreu vom nährenden Korn zu unterscheiden, und demgemäß zu behandeln, noch bevor sie zusammen in Umlauf gesetzt werden? — Dieses ist die Hauptfrage, über welche die Partheien sich heftig entzweien und streiten.

Die Sonderung der Wahrheit vom Irrthum und von der Lüge setzt voraus, daß es bestimmte, klare, unzweifelhafte Kennzeichen der Wahrheit, des Irrthums und der Lüge gibt; daß man dieselben auf eine allgemein gültige Art aufstellen und aussprechen, und daß dieser Probierstein von uns leicht und sicher angewendet werden kann. Dieses würde ungefähr darauf hinauslaufen, daß der Mensch die Wahrheit, wo nicht im Reiche der Natur, doch im Gebiete der

Freiheit

Freiheit besitzt, und daß in Hinsicht der Moral, der Religion, der Politik, das menschliche Wissen vollendet sey und keinen Zweifel zulasse. In dieser Voraussezzung hätten wir stereotypische Lehrsätze, die keiner fernern Entwickelung, keiner festern Begründung, keiner neuen Forschung bedürften; sie könnten weder an Gewißheit noch an Vollständigkeit gewinnen; das Wissen derselben würde nicht in einem steten Werden, sondern in einem unbeweglichen Seyn bestehen, und jeder Versuch zu einer fortschreitenden Bewegung würde nur ein unnützer oder ein verderblicher seyn. Aber so verhält es sich nicht. Außer einigen ewigen Grundsätzen, die unser ganzes Wesen tragen und sich uns mit einer unwiderstehlichen Evidenz offenbaren und gewissermaßen aufdringen, können wir, in der geistigen, moralischen, übersinnlichen Welt eben so wenig, wie in der physischen, uns des vollständigen Besitzes der Wahrheit schon erfreuen, oder eine Norm angeben, nach welcher in allen Fällen der Schein vom Seyn, die Vernunftschlüsse von den Sophismen, die trüglichen Bilder der Phantasie von der Realität, die objectiven Anschauungen von den subjectiven Wahrnehmungen so unterschieden werden könnten, daß wir die einen sogleich verwerfen und ächten, die anderen allein annehmen und unbedingt behaupten könnten. Die Bestimmung des Menschen erfordert eine ununterbrochene Bewegung, ein stetes Sichten und Prüfen seiner Kenntnisse, der Begriffen sowol als der Thatsachen, ein unermüd-

liches Nachdenken über das, was er denkt und glaubt. In keinem Fach können wir unsern Besitz und unser intellectuelles Vermögen ruhig, sicher und unthätig genießen, sondern wir sind verpflichtet und gezwungen, unsern Besitztitel beständig von Neuem zu untersuchen, ihn gegen jede zerstörende Berührung zu bewahren, und ihn als ein Betriebscapital, mit welchem wir neue Erwerbungen machen müssen, zu betrachten und zu behandeln. Eben so wenig als die Natur fortleben und fortwirken würde, wenn sie nicht die Elemente immer von Neuem verarbeitete, sie in abwechselnde Formen verwandelte, und in ihrer großen Werkstatt die Wesen zersetzte um sie wieder zusammen zu setzen, könnte auch der Mensch sich als eine vernünftige, freie Intelligenz nicht behaupten, wenn er nicht durch eine ununterbrochene geistige Thätigkeit, durch ein der Arbeit der Natur ähnliches Verfahren, seine Ueberzeugungen und Vorstellungen einer immer strengern Zergliederung unterwürfe und sie durch neue Combinationen des Verstandes näher bestimmte, richtiger abschätzte und täglich bereicherte. Vollkommenheit und Vollendung ist nicht sein Loos, sondern eine unbeschränkte Vervollkommnungsfähigkeit, die sich durch stete Vervollkommnung offenbarend, dem ewigen Ziel der Wahrheit nachstrebt. Dieses allein entspricht seiner Natur, so wie seiner hohen Bestimmung. Bewegung des Geistes wird dadurch zur ersten, unerlaßlichen Bedingung alles Fortschreitens, so wie Bewegung des Körpers allein die Stockung

aller Säfte und die allmählige Verknöcherung der Organe verhindert und die Gesundheit bedingt. Diese stete Geistesbewegung macht freilich Abirrungen von der rechten Bahn möglich, ja sie bringt sie sogar nothwendig mit sich. Vermöge der Beschränktheit unserer Natur können wir die gerade Linie nicht immer fest halten: wir gehen eben so leicht zurück, als wir vorwärts gehen; aber alle diese Phasen der Zunahme und der Abnahme tragen doch am Ende zur Verherrlichung der Menschheit bei. Nur durch den Kampf der Irrthümer unter sich und mit der Wahrheit, durch den immerwährenden Krieg des Lichts gegen die Finsterniß, durch das Vortreten und die Vergleichung aller möglichen Ansichten der Dinge können der Verstand und die Vernunft zur Reife gelangen und kann der uns angeborne Reichthum erhalten, vermehrt und angewendet werden.

Dies Alles ist unleugbar. Es läßt sich also kein sicheres Mittel angeben, um die Acten aller Untersuchungen zu schließen, der Ausbildung der Kenntnisse Grenzen zu setzen, und es ist also auch unmöglich, in allen Fällen die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, zumal in einem gegebenen Augenblicke, und zu einer bestimmten Zeit. Am Ende behauptet zwar die Wahrheit ihr Recht, und die Trugbilder verschwinden vor ihr wie die Irrlichter, allein dieses große Resultat erfordert Jahrhunderte und das gesammte Wirken der Menschheit. Kein einzelner Mensch besitzt das Vermögen, eine scharfe, tiefe, un-

auslöschliche Grenzscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum zu ziehen; kein einzelner Mensch hat also die Befugniß, seine Vernunft, wo es nicht die ewigen Gesetze Gottes, das Recht und die Pflicht betrifft, zur Richtschnur aller Vernunft aufzustellen.

Wenn es schwer, ja unmöglich ist, in einem jeden Fall und in Hinsicht aller Gegenstände, die Wahrheit vom Irrthum und die wirklichen Thatsachen von den erlogenen, erdichteten, verfälschten zu unterscheiden, so muß es eine noch größere Schwierigkeit haben, sicher schnell und untrüglich zu bestimmen, welche Lehren, Grundsätze, Theorien oder Behauptungen und Aussprüche schädlich oder unschädlich sind. Diese Begriffe sind von relativer, wandelbarer Natur. — Man muß von allen Verhältnissen eines Menschen, und von seiner ganzen Individualität eine genaue und erschöpfende Kenntniß haben, um mit einiger Gewißheit voraus zu sehen, welche Grundsätze und Gedanken auf ihn einen heilsamen oder nachtheiligen Einfluß haben können. Was dem Einen frommt, macht den Andern irre; was hier die Ueberzeugungen verstärkt, erschüttert sie an einem andern Orte; ja bei einem und demselben Menschen hängt öfters die Wirkung einer Lehre von den Umständen und dem Augenblick ab. Was bei einer gewissen Gemüthsstimmung die Oberfläche der Seele kaum berührt, kann sie bei der entgegengesetzten Stimmung auf eine verderbliche Art ergreifen. Was von dem Einzelnen gilt, findet noch weit mehr seine Anwendung wenn von einem ganzen

Volke die Rede ist. Für ein so zusammengesetztes und aus so heterogenen Elementen bestehendes Wesen lassen sich noch viel weniger allgemeine Kennzeichen des Nützlichen und Schädlichen angeben. Die widersprechendsten Wirkungen in geistiger Hinsicht können von einer und derselben Ursache zu einer gegebenen Zeit Statt finden. Noch mehr; da die Folgen allein über das Gemeinnützige oder Schädliche uns belehren können, und die Folgen einer jeden Handlung, einer jeden Begebenheit, eines jeden Worts sich in das Unendliche verzweigen, so fällt unser Urtheil anders aus nach dem Standpunct, den wir einnehmen, um unsere Berechnungen anzustellen. Je nachdem wir höher oder niedriger stehen, einen weitern oder engern Gesichtskreis umfassen, erscheint oft derselbe Gegenstand heil- oder unheilbringend. In seinen nächsten Folgen war er nachtheilig, in seinen entfernteren wurde er wohlthätig, und hinwieder, oft nützlich im Beginnen, endigte er mit Verderben.

Gibt es kein untrügliches Merkmal, keine unzweifelhafte Norm, nach welchen man immer das Falsche vom Wahren, das Schädliche vom Nützlichen in Rede und in Schrift sondern kann, so ist es auch nicht leicht die Mißbräuche der Presse von ihrem zweckmäßigen Gebrauch auf eine bestimmte, scharfe Art zu unterscheiden, ohne in willkührliche Aussprüche verfallen; mit sicherer Hand gewisse Lehren oder Sätze zurückzuweisen und andere zuzulassen, die Bekanntmachung der einen zu verweigern und die der ande-

ren zu erlauben, die ersteren nach ihrer Erscheinung zu verurtheilen und zu bestrafen, und die zweiten für unschuldig erklären oder als heilsam zu belohnen.

Es ergibt sich aus dieser Erörterung, daß in der Gesetzgebung nichts schwieriger ist, als die Thätigkeit der Presse zu beschränken, sie bezähmen und zwingen zu wollen, sich in einem gewissen Geleise zu halten. Das Schwankende der Begriffe in dieser Materie theilt sich allen Mitteln und Maßregeln mit, die man ergreifen kann, um die Ausschweifungen der Schriftsteller zu verhindern. Die zwei Hauptmittel, welche man bis jetzt in Anwendung gebracht hat um den Nachtheilen und den Mißbräuchen des gedruckten Wortes abzuhelfen sind: die Censur, und Strafgesetze. Die erste, die Schriften aller Art, vor ihrer Erscheinung, strenge prüfend und dieselben nach ihrem Inhalt und ihrem Geist bald hemmend bald zulassend, soll den Verbrechen und den Vergehen der Presse zuvorkommen; das andere Mittel, das der Strafgesetze, soll die Vergehen und Verbrechen dieser Art ebenfalls verhindern, indem es dieselben hart und strenge verpönt. Man nennt gewöhnlich die Maßregel erster Art präventiv, die der zweiten repressiv; doch sind sie, im Grunde, beide Vorbeugungsmittel, da beide die Erscheinung gefährlicher, ruchloser Schriften verhindern sollen, es sey indem sie dieselben bei ihrer Geburt ersticken, oder es sey, daß sie von Erzeugung solcher abschrecken. Heutzutage wird die Censur verschrieen und verhaßt gemacht, Strafgesetze sollen allein dem Uebel gewachsen seyn, und

ihm steuern ohne größere Uebel herbeizuführen. Willkühr und Tyrannei sollen die unausbleiblichen Folgen einer vorhergehenden Controlle seyn; hingegen Gesetzmäßigkeit den zweiten Weg bezeichnen, und die Freiheit schützen. Doch dieselbe Schwierigkeit trifft beide Mittel. Die Unmöglichkeit, auf eine feste, klare, evidente Art nach Grundsätzen zu bestimmen, was in den Schriften durchgehen kann und soll, und was als gefährlicher Irrthum oder verderbliche Lüge sträflich ist und bestraft werden muß, läßt oder führt immer eine gewisse Willkühr zu, es sey in den Urtheilen der Censoren oder in denen der Gerichtshöfe. Könnten Gesetze gegeben werden deren Anwendung den Richtern in jedem besondern Fall nicht allein möglich, sondern leicht wäre, so könnten auch den Censoren bestimmte Instructionen und Vorschriften ertheilt werden, welche sie in allen Fällen sicher leiteten. Aber Beides bietet wegen der oben entwickelten Gründe ein Problem dar, welches bis jetzt in keinem Staate befriedigend und erschöpfend gelöset worden ist. In allen Vorschriften über die Censur, so wie in allen Gesetzen, welche die Preßvergehen angehen und bestrafen, sagt man immer im Allgemeinen: daß nichts gegen die Religion, die bürgerliche Ordnung, das Ansehen der rechtmäßigen Gewalt und die guten Sitten ungehindert oder unbestraft gedruckt werden soll; allein, wenn es bei diesen allgemeinen Begriffen und Ausdrücken sein Bewenden haben soll, so kann man vermöge derselben Vorschriften und Gesetze Alles verbieten und bestrafen, oder Alles erlau-

ben und ungerügt in die gedruckten Schriften aufzunehmen gestatten. Es fragt sich immer, was kann in der That als gegen die bezeichneten heiligen Gegenstände gerichtet betrachtet werden? Was gegen sie geschrieben und gesagt scheint, spricht oft für sie, wenn man ihr Wesen von den Nebensachen trennt und den Kern von der Schale unterscheidet. Eine jede Erörterung, eine jede Bekämpfung gewisser Ansichten und Ideen, die in diese Materien einschlagen, kann als ein Angriff und Ausfall gegen dieselben angesehen werden, und es doch keinesweges seyn. Auch die Angriffe haben der Sache der Wahrheit gedient, ihre Läuterung und Begründung befördert; Einwürfe haben siegreiche Widerlegungen herbeigeführt, und die Gegenwehr hat der Wahrheit weit mehr Vortheile gebracht, als der Angriff ihr schaden konnte. Trotz aller Vorschriften also, die den Censoren gegeben werden, um Preßvergehen zu verhindern, und aller Gesetze, die den Richter leiten sollen, um Preßvergehen zu bestrafen, bleibt immer die Ungewißheit: was ist ein Preßvergehen oder ein Preßverbrechen, was kann, soll und muß als ein solches angesehen werden? — Am Ende kommt Alles auf die Anwendung der Instructionen oder der Gesetze an; die Anwendung aber hangt von der Urtheilskraft des Censors oder Richters ab, und diese von ihrer Persönlichkeit. Ihr Charakter, ihr Geist, ihre Grundsätze, ihre Unabhängigkeit von der lärmenden Meinung des Tages werden hier immer den Ausschlag geben. Aus allen diesen Eigenschaften ih-

rer Intelligenz und ihres Willens bildet sich bei ihnen eine Art von moralischer Ueberzeugung und von moralischem Tact, der in jedem einzelnen Fall selten fehlschlagen wird, wenn es gilt, die Preßfreiheit von der Preßfrechheit, kühne aber ruhige Untersuchungen von kecken Verunglimpfungen, ernste Prüfung der gesellschaftlichen Einrichtungen von frevelhaften Angriffen auf dieselben, einen besonnenen, festen Ton und eine männliche kräftige Sprache von einer heftigen Leidenschaftlichkeit, zu unterscheiden. Die Aussprüche eines solchen Tacts werden oft nicht auf bestimmte Grundsätze und allgemein geltende Kennzeichen zurückgeführt oder aus Vernunftschlüssen gerechtfertigt werden können; aber wenn der Geist einer Regierung großartig und hochsinnig ist, wenn er, auf Recht und Vernunft gegründet, beides zum alleinigen Zweck hat, so wird die Wahl der Censoren und der Richter in der Regel gut ausfallen, und eine solche Regierung wird, ohne absolute Normen über Wahrheit und Irrthum, über das Gefährliche und Schädliche oder das Gefahrlose und Nützliche, in den meisten Fällen das Richtige treffen, die Fortschritte der wahren Aufklärung durch freie Bewegung der Ideen begünstigen, die Bewegung selbst vor ihren Verirrungen und Ausschweifungen bewahren, und derselben Maaß und Ziel setzen.

So steht die Sache, und schwerlich wird sie weiter gebracht werden können. Die Verfechter der Preßfreiheit und die der Preßbeschränkung kommen Beide darin überein, daß der Mißbrauch der Presse

der Gesellschaft zum größten Schaden gereichen kann, und daß Preßvergehen, ja Verbrechen derselben, nicht allein möglich sind, sondern wirklich Statt finden und sich täglich vermehren. Beide Partheien gestehen auch ein, daß diesem Uebelstande abgeholfen werden müsse. Allein sie kommen nicht überein über die Schranken, die man der Preßfreiheit setzen muß; noch weniger über die anzuwendenden Mittel, um diese Schranken festzuhalten, und sie gegen eine jede Verrückung oder Uebertretung zu bewahren. Die Einen sehen Ungebundenheit in der Freiheit, die Anderen nennen Freiheit die zügelloseste Frechheit; die Ersteren fürchten den Mißbrauch der Presse dermaßen, daß sie nur Heil in einer strengen Censur finden, sollte sie auch oft mit Willkühr einherschreiten und den vernünftigen Gebrauch der Presse schmälern; die Zweiten sehen in



solche Demarcations-Linie zu ziehen, so könnte man freilich ein gutes Gesetz über Preßvergehen und Verbrechen, deren Anwendung auf jeden besondern Fall leicht und sicher wäre, aufstellen; aber dann könnte man auch nach denselben Grundsätzen den Censoren Instructionen geben, die sie in ihrem Verfahren leiten würden, und welche, statt der Laune, der Leidenschaft, der Aengstlichkeit, Gesetzmäßigkeit würden herrschen und walten lassen. Beides ist unmöglich. Wie wir es gesehen, geben weder die Wahrheit und der Irrthum, noch das Schädliche und Nützliche, solche Principien ab, die zu unwandelbaren Normen über diesen Gegenstand dienen könnten. Aus diesen, in der Natur der Sache gegründeten Hindernissen ergibt sich daher, daß die Gesetzgebung der Presse immer schwankend, ungenügend und unvollkommen ausfallen, und sich keiner großen Fortschritte zu erfreuen haben wird. Alles wird immer von der Persönlichkeit der Censoren und der Richter abhangen. Sind sie freisinnig, verständig, rechtlich, unbestechlich, so werden die Censoren nur das Sträfliche zurückweisen, die Richter das Verderbliche bestrafen und die Freiheit wird eben so wenig von dem einen als von dem andern Mittel gefährdet seyn; haben die Censoren oder die Richter die diesen Eigenschaften entgegengesetzten Fehler und Mängel, so werden die Ersteren Nichts oder Alles durchlassen, die Anderen Alles oder Nichts verpönen.

Die Presse ist also, vermöge ihrer Natur, durch Gesetzgebung unbezwinglich. Man muß sich mit ih-

von unvermeidlichen Nachtheilen. wer mit ihren Vor-theilen abfinden, und will man die Früchte ihrer Frei-heit genießen, so muß man auch mancher Nachtheile derselben ruhig ertragen. Ob ihre guten Wirkungen die üblen Folgen, die sie mit sich bringt, überwiegen, ist im Allgemeinen schwer zu berechnen, zu übersehen und zu entscheiden. Aber daß Beide von einander unzertrennlich sind, scheint mir erwiesen.

Die Freiheit der Presse ist also nicht ein unbe-dingtes Gut, sondern in vielen Fällen und in vielen Rücksichten ein nothwendiges Uebel; sie kann die Re-ligion, die Sitten, die bürgerliche Ordnung, das Pri-vatleben mit verderblichen Angriffen bedrohen, und hat ihnen unstreitig zu gewissen Zeiten schwere Wunden bei-gebracht, so wie sie zu anderen Zeiten ihnen ersprieß-liche Dienste geleistet, dieselben gereinigt, geläutert, be-

Erscheinen derselben vergiftet; denn Bosheit mit Verstand versetzt, Leidenschaft mit Beredsamkeit gepaart, Eigennutz unter dem Deckmantel des Gemeinsinnes mit Sophismen ausgerüstet, können sehr leicht Alles verstümmeln, verderben, auflösen, und indem sie durch ihre Spiegelfechtereien einen falschen, blendenden Schein hervorbringen, auch das reinste Gold als Schlacke erscheinen lassen. Heutzutage erschwert die Preßfreiheit das Regieren um so mehr, als es Sitte, Ton, und sogar Grundsatz geworden ist, der Regierung in seinen Urtheilen entgegenzutreten. Als wären die Regierungen die natürliche Feinde der Gesammtheit, als müßte man sich immer gegen ihre Handlungen oder ihre Absichten verwahren, als bestände der Gemeingeist in einem offenen, sich auf Alles erstreckenden Tadel, ist unstreitig, im Ganzen genommen, der Geist der Schriftsteller ein Geist der Opposition. Man treibt, fordert und beschützt die Opposition, als wäre sie Pflicht und das einzige Mittel, das Rechte und Wahre zu treffen. In der Meinung der Mehrheit besitzt und verkündet die Opposition allein Ueberlegenheit des Geistes, muthvolle Freimüthigkeit, Strenge der Grundsätze, feste und kraftvolle Unabhängigkeit des Charakters. Und doch findet in den meisten Fällen grade das Gegentheil Statt. Alles ohne Unterschied tadeln und herabwürdigen, ist eben so leicht, wo nicht noch leichter, als das Lob freigebig auszustreuen. Wenn die Regierung mißtrauisch, argwöhnisch, ängstlich die freien Aeußerungen der Rede verhindert, ver-

bietet und unerbittlich ahndet; wenn sie den Schriftstellern Stillschweigen über ihre Einrichtungen und Beschlüsse auflegt, gleißnerische Lobreden fordert, eingibt und nur diese belohnt, so setzt unstreitig eine gegründete, besonnene, ruhige aber unumwundene und kühne Opposition eben so viel Muth als Einsicht voraus, und erscheint mit Recht verdienstlich. Hingegen, wenn die Opposition zur Mode wird; wenn die öffentliche Meinung ihr huldigt; wenn sie die Schriftsteller, die sich zu ihr bekennen, durch ihren Beifall ermuntert und belohnt; wenn die Regierung selbst, aus Furcht vor ihren Urtheilen, dieselben mit Schonung behandelt, und weit entfernt, sie wegen ihrer kecken Angriffe zu bestrafen, durch allerlei Künste um ihre Gunst buhlt, so kann man ihren oft mit Spott und Undank belohnten Verfechtern Unabhängigkeit, Gemeinsinn und Charakter nicht absprechen, und die Opposition könnte allenfalls als eine gut berechnete, gefahrlose, ja vortheilhafte Speculation betrachtet werden. Es war eine Zeit, wo man den Großen und Mächtigen der Erde schmeichelte, um selbst zur Ehre zu gelangen. Jetzt hat sich das Blatt so ziemlich gewendet. Man schmeichelt gern der lauten, lärmenden Meinung; die Opposition ist der Götze des Tages; und die Eitelkeit der Leser, die eine gewisse Größe in dem Tadel sehen, fröhnt durch ihren Beifall der Eitelkeit der Schriftsteller, die dieser Neigung entsprechen.

Die Preßfreiheit ist also jetzt weit mehr eine Angriffswaffe gegen die Regierung, als eine Schutzwehr

derselben geworden, und hemmt ihre Bewegungen, statt sie zu erleichtern und zu befördern. Diesen Charakter hat sie zumal angenommen, seitdem die politischen Zeitungen und Flugblätter täglich Alles was die inneren und äußeren Verhältnisse der Staaten und der Völker in ihr Gebiet ziehen und über Alles was geschieht und nicht geschieht, was geschehen sollte oder nicht sollte, ein absprechendes Urtheil fällen. Schriften dieser Art werden allgemein von allen Classen gelesen, und eben so flüchtig gelesen als sie geschrieben sind. Auch wenn sie von gutgesinnten, besonnenen, einsichtsvollen Männern abgefaßt sind, können sie öfters nur falsche Nachrichten und oberflächliche, einseitige Räsonnements verbreiten, weil sie nur in den Tag hineinleben, und die Zeit ihnen nicht erlaubt, viel zu prüfen noch irgend etwas ganz zu umfassen, und der Rahmen sie verhindert, die Sachen gründlich zu behandeln Wenn nun vollends diese Art von Schriftstellerei zum Gewerbe geworden, und dieses Gewerbe von Leuten getrieben wird, die sich den Leidenschaften der Anderen verkaufen, oder, von ihren eigenen bestochen, das Interesse derselben über Alles setzen, so findet die Regierung an solchen Aposteln der Lüge und des Irrthums gefährliche Gegner, weil sie ihre Angriffe täglich erneuern, und sich aller möglichen vergifteten Pfeile bedienen, um die Regierung zu verleumden, zu verunglimpfen und zu schmähen. Sie entziehen ihr dadurch das öffentliche Vertrauen und benehmen ihr also die eigentliche

Grundlage ihrer Macht und ihrer wohlthätigen Wirksamkeit. Die Tactik dieser Schriftsteller besteht darin, die Thatsachen, die der Regierung zur Ehre gereichen, zu verschweigen oder zu verstümmeln, die etwanigen Mißgriffe und Fehler derselben in das grellste Licht zu stellen; Ausnahmen von dem gewöhnlichen gesetzmäßigen Gang der Herrscher als allgemeine Norm und das gewöhnliche rechtliche Verfahren derselben als Ausnahme darzustellen; die schwachen Seite der Gesetze und Verfügungen allein aufzufassen und die andere zu übergehen; die wohlthätigen, bezweckten, Folgen der Staatsverfügungen einem glücklichen Zufall zuzuschreiben, und die nachtheiligen, zufälligen, Folgen derselben dem bösen Willen oder der Unklugheit der Regierung allein beizumessen. So leicht auch diese gewissenlose Tactik zu durchschauen ist, so erreicht



die Meinung zu bearbeiten, wirkt wie Scheidewasser auf jeden Gegenstand, den sie berührt, und keine Regierung kann einen so mächtigen Hebel ganz aus den Händen geben oder mit Gleichgültigkeit betrachten. Aber es ist schwer, ihn am gehörigen Orte anzusetzen und zweckmäßig zu leiten.

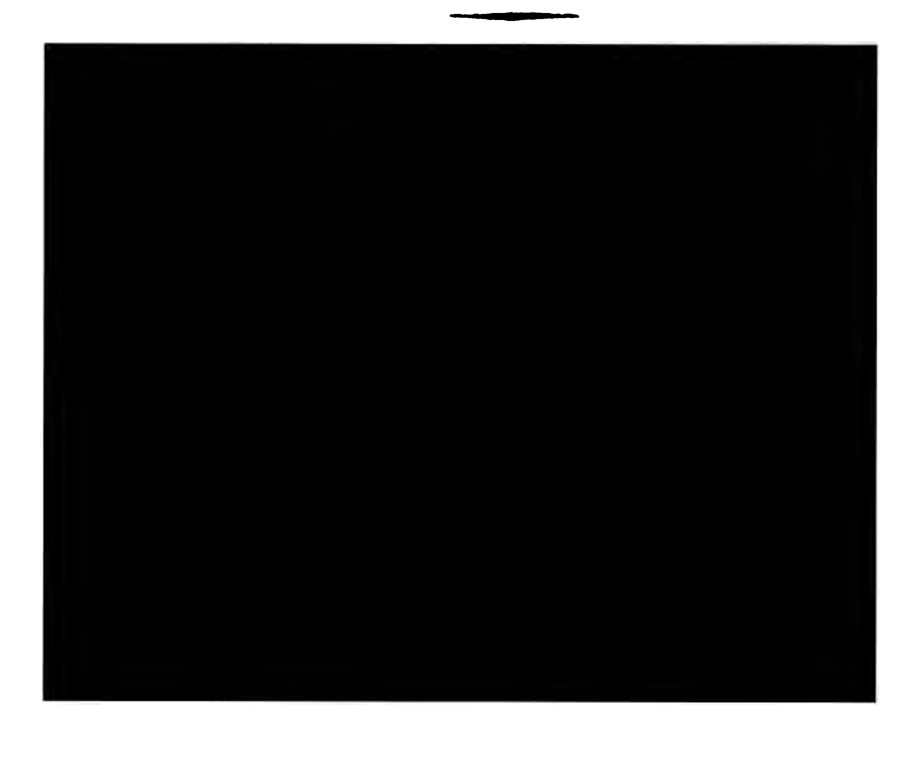
In unseren Tagen hat man bis zum Ueberdruß wiederholt, daß eine unbeschränkte Preßfreiheit die erste Bedingung des Daseins und der Erhaltung der repräsentativen Verfassungen sey, und daß ohne dieselbe diese Verfassungen ihr Lebensprincip bald einbüßen müssen, oder wenigstens ihren Zweck nur sehr unvollkommen erreichen. Diese Behauptung läßt sich bei einer nähern Prüfung nicht rechtfertigen, vielmehr scheint sie der Wahrheit entgegengesetzt zu seyn. Das Eigenthümliche repräsentativer Verfassungen und ihr eigentlicher Zweck ist, einmal, den Beschwerden, den Wünschen, den Bedürfnissen eines jeden Volks ein gesetzmäßiges, achtbares, kräftiges Organ zu geben, und zweitens, den durch Einsicht und Gemeinsinn ausgezeichneten Staatsbürgern über Alles was das Gemeinwesen betrifft, eine Stimme, die eben so wenig überhört werden kann als soll, zu verleihen. Durch solche Institutionen sollen alle Gesetze und alle Gegenstände, die mit dem Wohl des Staats zusammenhangen, dem Eigennutz und der Unwissenheit entzogen, und vor Einseitigkeit und Uebereilung bewahrt werden; in ihnen sollen sich Meinungen und Ansichten bilden, die als Aus-

sprüche der Vernunft, der National-Meinung allmählig eine zweckmäßige, sichere und feste Richtung geben sollen. Solche Versammlungen, wenn sie nach verständigen Wahlgesetzen gebildet sind, bestehen in der Auswahl der Nation und sind auf einen Standpunct gestellt, von welchem aus sie mit Umsicht das Ganze umfassen und mit Sachkenntniß beurtheilen können. Es wäre also lächerlich, zu glauben oder zu fordern, daß sie der Aussprüche der weniger Unterrichteten und der Belehrung der Tag- und Flugblätter bedürften, um das Wahre und das Gemeinnützige zu treffen. Die Mitglieder solcher Versammlungen müssen freilich aus gründlichen, gelehrten, erschöpfenden Schriften über alle Theile des Staatslebens ihre Ideen entnehmen oder bereichern und berichtigen, und insofern ist eine vernünftige Preßfreiheit unstreitig eine Bedingung ihrer immer fortschreitenden Ausbildung. Aber Alles ist verloren, wenn die Repräsentanten des Staats sich von unberufenen Zeitungsschreibern sollen belehren lassen, und von der unüberlegten, ununterrichteten und unverdauten Meinung des Tages ihre Urtheile und ihre Ansichten entlehnen. Dieses wäre eine Verrückung aller Verhältnisse, eine Verwechselung des Standpunctes und eine Vertauschung der Rollen, welche die Deputirten entwürdigen, ihre politische Existenz gefährden oder zwecklos machen, und eine Herrschaft der Ungebildeten über die Gebildeten herbeiführen würde, die dem Gemeinwesen nur höchst schädlich seyn könnte. Sind die repräsentativen Verfas-

sungen das, was sie seyn sollen, so werden sie, ihres hohen Berufes eingedenk, ihre Bestimmung nicht verfehlen, und aus ihnen wird sich über alle Theile des Staatslebens ein Licht verbreiten, welches die öffentliche Meinung läutern, bestimmen und aufklären wird; sie werden dieselbe beherrschen, und nicht von ihr beherrscht werden. Sind sie das nicht, was sie seyn sollen, sind sie so beschaffen, daß sie in die Schule der Schriftsteller des Tages gehen, und außerhalb anfragen müssen, was sie über diesen oder jenen Gegenstand zu denken und zu sagen haben, so wäre es besser, daß sie gar nicht existirten, weil sie alsdann nur der Unvernunft, dem Eigennutz und den Eingebungen der Leidenschaften das Gewicht ihrer eigenen Stellung geben, und ephemeren Irrthümern, die ohne dieses erborgte Ansehen nicht den Tag überlebt hätten, einen höchst verderblichen Einfluß auf das Gemeinwesen ertheilen würden.

Die repräsentativen Verfassungen könnten also sehr gut bestehen und gedeihen ohne eine unbeschränkte Preßfreiheit; statt ihrer zu bedürfen, könnten und sollten sie allenfalls dieselbe ersetzen. Politische Freiheit hat in Rom und in Athen Wurzel gefaßt und Früchte getragen, ehe die Buchdruckerkunst erfunden war. Der Senat in beiden Republiken hat herrliche Gesetze gegeben, und das Gemeinwesen planmäßig geleitet ohne von Zeitungsschreibern umgeben zu seyn. Was zum Staatsleben die Volksversammlungen und die Tribunen, manchmal aber selten, gutes beitragen

konnten, wird mehr als ersetzt durch die viel zweckmäßigeren politischen Formen der heutigen repräsentativen Verfassungen, die alles leisten, was dem Gemeinwesen frommt. Alles, was von den Vortheilen solcher Tages-Schriftstellerei für die Belehrung der Deputirten gesagt und geschrieben wird, ist geflissentliche Uebertreibung. Mit mehr Wahrheit könnte man allenfalls behaupten, daß in uneingeschränkten Monarchien, wo das Gemeinwesen keine solche Institutionen besitzt, eine große Preßfreiheit zulässig wäre, um der Regierung manche nützliche Wahrheit näher zu bringen, die Verwaltung zu beleuchten und den Beschwerden so wie den Wünschen des Volks Luft zu machen und Berücksichtigung zu sichern.



Ueber die Perfectibilität

der bürgerlichen Gesellschaft,

ihre Bedingungen und Triebfedern.

Satz. Das menschliche Geschlecht, um vorwärts zu gehen, muß in einer steten Bewegung begriffen seyn. Unbeweglichkeit ist in jeder Hinsicht mit dessen Bestimmung unverträglich; die Neuerungen, sollten sie auch zu Umwälzungen führen, sind in der Natur des Menschen gegründet, und das Beharren beim Alten seiner Natur widersprechend.

Gegensatz. Beharrlichkeit ist das erste Bedürfniß der Völker, so wie der Individuen. Eine stete Bewegung reibt den einzelnen Menschen auf, und zerstäubt am

Das Leben der Natur und eines jeden Wesens in der Natur besteht in einer steten Umwandlung der Elemente. Jede Umwandlung setzt Bewegung als erste Bedingung derselben voraus. Das unorganische Leben ist eine ununterbrochene, langsamer oder schneller eintretende, Veränderung der Formen, von äußeren Ursachen veranlaßt und herbeigeführt. Das organische Leben ist eine stete Umwandlung der Wesen von Innen nach Außen, welche durch ein unbekanntes, unergründliches Princip bewirkt wird. Die Natur ist also in einer beständigen, obgleich nicht immer wahrnehmbaren, Bewegung begriffen.

Von den Welten an, die in unermeßlichen Räumen sich fortwälzen, und ihren Lauf dem Scheine nach nur endigen, um ihn wieder zu beginnen, bis zu dem unbedeutenden Moos, das in unterirdischen Gängen in kurzer Zeit auf- und abblüht; von den sogenannten ewigen Gebirgen, die doch durch die unaufhaltsame Einwirkung der äußeren Kräfte sich nicht zwei Tage ganz gleich bleiben, bis zu den kleinsten Crystallen aller Art, unter deren Form sich die Elemente gestalten, ist Alles dem Gesetz einer sich selbst gebärenden und wieder zerstörenden Bewegung unterworfen. Das Dasein der Körper ist ein stetes Werden, und nie in einem unbeweglichen, stereotypi-

schen Seyn befangen. Der Tod des Körpers selbst in seiner anscheinenden Starrheit ist nur das Ende und der letzte Moment eines organischen Lebens; mit ihm tritt aber das Unorganische wieder in seine Rechte, und eine blinde, rein mechanische oder chemische Bewegung nimmt die Stelle der magischen inneren Bewegung ein. —

Allein bei dieser steten Umwandlung, die in ihrem ewigen Prozeß Alles zum Vorschein bringt, treibt und wegspült, und dem Menschen kaum erlaubt zu sagen: dieses oder jenes ist, da es eigentlich schon nicht mehr dasselbe ist oder erst zu werden anfängt, gibt es doch auch in der Natur etwas Beharrliches, Festes, Unwandelbares, welches troß dem beständigen Wechsel der Wesen sich immer erhält, und, über allen Wechsel erhaben, die Veränderungen der Wesen bestimmt und beherrscht. Die Elemente, mit welchen die Natur spielt und die ihr den unerschöpflichen Stoff zu ihrer Arbeit liefern, bleiben immer dieselben in ihrer unzerstörbaren Wesenheit. Die Formen, nach welchen sie sich gestalten, oder in welche sie kunstmäßig gegossen werden, kehren immer wieder, oder stehen da als unabänderliche Modelle für alle Zeiten. Aus ihnen gehen die wesentlichen Bestandtheile und Kennzeichen der verschiedenen Geschlechter und Arten der Wesen hervor. Sie sind der unverbesserliche ewige Typus der Werke der Natur, und sie ermüdet nicht, mit Abweichungen, die das Wesentliche nie betreffen, immer wieder dasselbe zu erschaffen. Sie

versucht nie, daran etwas zu rühren, zu ändern, zu verbessern. Geschlechter und Arten organischer Wesen sind untergegangen, aber die noch bestehenden haben seit Anbeginn der Welt der Erscheinungen ihre Ureigenschaften und Hauptcharaktere behalten. Jahrhunderte sind wie Tage vergangen und werden noch vergehen; der Strom der Zeit hat Millionen von Wesen zum Vorschein gebracht und wieder verschlungen; aber die Natur, ihren Urbildern getreu, läßt sich in ihren Schöpfungen von den sie leitenden Ideen nicht abbringen, und mit beweglichen Lettern, die immer dieselben bleiben, setzt sie immer dieselben Werke zusammen, um sie zu zerstören, und zerstört sie, um sie unter denselben Formen wieder hervorzubringen.

Auch ist sie eben so beständig in Hinsicht der Mittel, die sie dazu gebraucht, der Verrichtungen, denen sie sich unterzieht, der Kräfte, die sie anwendet, der Gesetze, nach welchen ihre Arbeit von Statten geht. Diese Gesetze, eben so einfach als ewig, und ewig, weil sie einfach sind: das der Anziehung, nach welchen die Himmels-Körper sich einander nähern oder entfernen, und das der Wahlverwandtschaften, dem gemäß sich die Elemente verbinden oder trennen, leiden keine Abweichungen, und müssen als die Grundsätze betrachtet werden, welche die Gottheit der Natur gegeben hat. Denn auch die scheinbaren Ausnahmen von einem dieser Gesetze sind nur Anwendungen eines höher stehenden allgemeinen Gesetzes.

Selbst bei den einzelnen Wesen, ungeachtet ihres kurzen Erscheinens und ihres plötzlichen, schnellen Verschwindens, gibt es bei allen Abwechselungen, die das Gewebe ihres Daseyns und ihres Lebens ausmachen, so lange sie sind und leben, etwas Beharrliches, Permanentes, das sich selbst gleich bleibt. Dieses allein erlaubt, daß man das einzelne Wesen von anderen derselben oder verschiedener Art unterscheidet, und bildet einen festen Grund, auf welchem die wechselnden Farben und Gestalten ihr Spiel treiben. Es ergibt sich also aus der Betrachtung der Natur, daß auch in ihrem Reiche, bei ihren stets beweglichen und bewegten Kräften, nicht Alles sich verändert, sondern daß ihre mannigfaltigen Bewegungen sich um gewisse feste Puncte drehen.

Beides, das veränderliche Element und das permanente, eine stete Bewegung und eine gewisse Beharrlichkeit, ein Festhalten des Erworbenen und ein Fortschreiten im Erwerben, müssen in der moralischen, wie in der physischen Welt, Statt finden, und in einem gewissen Gleichgewichte zu stehen kommen, wenn die Natur des Menschen ihre völlige Entwickelung erhalten und die Gesellschaft ihren Zweck erreichen soll.

Im Gegensatz zu den Thieren, die, in festen, unwandelbaren Schranken befangen, das Vermögen, das sie von der Hand der Natur erhalten haben, weder vermehren noch vermindern können, weder eines wirklichen Fortgehens oder Rückgehens fähig sind,

und die, sich selbst überlassen, nie weder anders, noch schlechter, noch besser arbeiten, ist der mit Intelligenz und Freiheit begabte Mensch nicht an die Scholle gebunden. Sein Wesen besteht nicht in einem sich immer gleich bleibenden Instinct; er wird nicht reich geboren, sondern er soll durch eigne Thätigkeit reich werden; er bringt nur auf die Welt, als väterliche Gabe und Erbtheil, Fähigkeiten mannigfacher Art. Sein Zweck ist die Vollkommenheit, ein Ideal, nach welchem er beständig strebt, ohne es je zu erreichen; allein er nähert sich demselben durch eine stete Vervollkommnung, und durch ihre unendliche Perfectibilität reichen ihm seine Gesammt-Geistesvermögen die Mittel, diese nie vollendete Arbeit ununterbrochen fortzusetzen. Das Beharren und das Festhalten des Erworbenen bildet den Stützpunct der Thätigkeit des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechts; die Vervollkommnung alles Bestehenden durch zweckmäßige, wohlangebrachte Veränderungen ist der andere Endpunkt, und das immer vorrückende Ziel seines Laufes.

Ueberwiegt bei weitem das Beharrungs-Princip das der Veränderung, so bleibt Alles im Stillstand. Die Kräfte werden durch Unbeweglichkeit gelähmt, es werden keine Verbesserungen angebracht, keine Entdeckungen gemacht, keine neuen Erfindungen versucht, der Schatz der Erfahrungen wird nicht vermehrt oder nicht benutzt, der geistige und der materielle Reichthum

nehmen ab, weil sie nicht zunehmen, und der Stillstand bringt unvermeidlich ein Zurückgehen mit sich.

Geschieht das Gegentheil und gewinnt das Veränderungsprincip entschieden die Oberhand über das Beharrungsprincip, so tritt eine wilde Bewegung, statt eines planmäßigen Fortgehens ein; durch eine unruhige Thätigkeit verzehren sich die Kräfte selbst. Man macht Alles anders, als die Vorzeit, ohne alles besser zu machen; unreife und unzweckmäßige Versuche trotzen und widersprechen den erprobten Erfahrungen; man verläßt die Bahn der Vergangenheit, um sich ohne Noth neue Bahnen zu brechen, oder man wechselt beständig den Weg, ohne eine bestimmte Richtung vor Augen zu haben. — Die Gesellschaft wird von dem Strudel ergriffen, die gesellschaftliche Ordnung läuft Gefahr aus ihren Angeln gerissen zu werden, und das anscheinende Fortschreiten kann sehr leicht zu einem wirklichen Rückgange führen.

Beide Extreme sind gleich gefährlich, beide sind der Bestimmung des Menschen entgegengesetzt, und müssen also beide vermieden werden.

Die Natur hat für Beides gesorgt durch zwei Triebe, die sie in die Tiefe unsers Wesens eingegraben hat, die zwar verkannt und vernachlässigt, aber nie ganz ausgerottet werden können, nämlich die angeborne Macht der Gewohnheit und die immer wiederkehrende Tendenz zur Veränderung und Neuerung. Diese zwei Grundzüge der menschlichen Natur sind in der moralischen Welt, was die Kraft der Trägheit

und die Impulsivkraft in der physischen sind, und so wie diese beiden Kräfte die immerwährende Bewegung der Weltkörper in derselben Bahn herbeiführen, bestimmen, erhalten, thun die beiden obengenannten Triebe dasselbe im Reiche der Freiheit; sie sollen den Menschen in dem ihm vorgeschriebenen Geleise festhalten und zugleich sein unermüdetes Fortschreiten in demselben bewirken, befördern und sichern.

Es liegt tief in unserer innern Natur, daß die Wiederholung derselben Eindrücke, derselben Gedanken, derselben Handlungen diese Eindrücke in unsere Seele eingräbt und uns mit ihnen befreundet, diese Gedanken uns geläufiger macht und sie mit unserem Wesen innig verwebet, diese Handlungen erleichtert und uns zu ihnen hinzieht. In dieser sich von selbst bildenden Fertigkeit besteht die Macht der Gewohnheit. Diese Macht hebt sehr früh im Menschen an, und faßt schon in seiner Kindheit Wurzel. Die ganze Kunst der ersten Erziehung dreht sich um diesen Punct, und ihr Hauptwerk ist, dem Kinde gute, zweckmäßige, vernünftige Gewohnheiten zu geben, die mit seiner Bestimmung als Mensch, als Staatsbürger in Einklang gebracht werden, die seinem Geschlecht, seinem Beruf, seinem Stande angemessen, und dabei auf seine physische und geistige Individualität berechnet sind. Erst später, wenn das moralische Gefühl erwacht, und der Mensch zur Besinnung und zur Vernunft gelangt, gewinnt er solche Gewohnheiten lieb, verbindet sie mit Empfindungen verschiedener

Art, rechtfertigt sie vermöge richtiger Beurtheilung und verwandelt sie in Grundsätze. Die Gefühle verstärken dann die Gewohnheiten, und die Grundsätze erheben sie zu wahren Tugenden. Beide wirken dann auf uns um so schneller, anhaltender und kräftiger, als sie schon einen festen Grund vorfinden, auf welchen sie sich beziehen können und einen vorbereiteten Stoff haben, den sie verarbeiten und veredeln. Befolgt man in der Erziehung den entgegengesetzten Gang; läßt man den Menschen aufwachsen, ohne ihm gute Gewohnheiten beizubringen; will man vor allen Dingen Gefühle erregen und damit anfangen dem Kinde schon Grundsätze einzuimpfen, so verfehlt man seinen Zweck. Die Gefühle und die Grundsätze fassen nicht, weil sie nicht gefaßt werden, und in der Leere schwebend, ohne Halt- und Stütz-



Ruhe, sie schont nicht allein unsere Kräfte, sondern erspart auch einen großen Zeitaufwand. Vermöge ihrer Hülfe thun wir Alles, was unsere Lage erfordert und die Umstände erheischen, geschwinder, leichter und zweckmäßiger. Unser ganzes Wesen, das an sich so unbestimmt, so flüchtig, so verschwindend ist, erhält durch die Macht der Gewohnheit eine Art von Schwerkraft, welche es festhält, und unser Denken und Handeln, das so schnell verfliegt, ein Bindungsmittel, welches ihm Consistenz und Stetigkeit ertheilt.

Diese wohlthätige Gewalt der Gewohnheit übt ihre Wirksamkeit über die bürgerliche Gesellschaft und über die Gesammtheit wie über die Einzelnen aus. Auch die Völker, die Staaten und die verschiedenen Stände in denselben haben ihre Gewohnheiten, müssen solche haben, um zu einem beharrlichen und dauerhaften Dasein zu gelangen; sie hängen mit einer heilsamen Zähigkeit an ihrer Religion, ihrem Gottesdienst, ihren Institutionen, ihren Gesetzen, ihrer Lebensart, ihren Sitten, oft bis in die kleinsten, und, dem Scheine nach, unbedeutenden Einzelnheiten. Was in dieser Hinsicht die Väter geglaubt, gedacht, gethan, gesucht oder vermieden haben, geht auf die Kinder über. Die Gegenstände, die Handlungen, das Verfahren, welche die Menschen von ihrer Kindheit an gesehen, beobachtet oder befolgt haben, werden ihnen zur Natur, und bilden für sie eine Art von Nothwendigkeit, deren Leitung sie sich freiwillig hingeben. Diese Gewohnheiten, wenn sie lange bei einem Volke geherrscht haben,

bilden einen wesentlichen Theil seines Nationalcharakters und geben demselben eine eigenthümliche Farbe und Richtung; sie sichern den ruhigen, gleichmäßigen Gang der Gesellschaft, den Gehorsam gegen die Obrigkeit, die innige Verbindung der Mitglieder des Staats, nähren die Liebe zum vaterländischen Himmel und Boden, geben einer Nation eine wahre Persönlichkeit, und ohne sie in eine träge Ruhe versinken zu lassen, ertheilen sie ihren Bewegungen Maaß und Haltung. Auf diese Art hat die Natur durch die Macht der Gewohnheit und die angeborne Neigung des Menschen zu derselben ein beharrliches Element in die moralischen Welt niedergelegt, welches die Gegenwart mit der Vergangenheit verzweigt, die Permanenz der bürgerlichen Ordnung sichert, und welches mit bewunderungswürdiger Elasticität, wenn es auch



stellungen ein; unbefriedigt, macht er sie unruhig, ungeduldig, verwegen, ja die Zerstörungssucht, die man bei ihnen wahrnimmt, hängt mit ihm zusammen. Er hat seine Wurzel in der angebornen Thätigkeit der Seele, in dem Streben aller Kräfte, sich nach allen Seiten zu entwickeln und nach allen hin zu wirken, in der Unvollkommenheit des Erworbenen, und in dem mächtigen Hang seinen Zustand zu verändern in der Hoffnung ihn zu verbessern, welcher von unserem Wesen als die erste Bedingung alles Fortschreitens unzertrennlich scheint.

Diesem Triebe, immer etwas Neues zu wünschen, zu suchen, zu besitzen und zu benutzen, hat der Einzelne so wie die Gesammtheit, die Familie so wie der Staat, viel zu verdanken. Alle Erfindungen in den Künsten, alle Entdeckungen im Reiche der Wissenschaft finden in ihm großentheils ihren Ursprung und ihre fernere Ausbildung. In seiner ersten Entwickelung dient er nur den Bedürfnissen, denen die gewöhnlichen Mittel nicht mehr Genüge leisten, und den sinnlichen Begierden, die, von den täglichen Genüssen gesättigt, andere fordern, und die bei ihrer Ungenügsamkeit stets sich nach neuen Gegenständen sehnen, welche neuen Reiz erzeugen. Später entsteht die Liebe zum Neuen aus reineren Quellen und nimmt den Charakter einer uneigennützigen Liebe zu einer ununterbrochenen mannigfaltigen Thätigkeit an. Diese Thätigkeit wird bei edleren Gemüthern zum ersten Bedürfniß und ihre Befriedigung ein Genuß, der allem

anderen vorgezogen wird. Ohne dieses bewegende Princip würde der Mensch nie aus dem Zustande der Wildheit und der Barbarei sich erhoben haben, oder bald wieder in denselben zurücksinken; ohne das immer wiederkehrende Streben, etwas Neues zu denken, zu thun, aufzufinden und zu erwerben, würde das Erworbene bald wieder verloren gehen. Ein Wesen, dessen Vermögen einer unbegrenzten Ausbildung fähig sind und dessen Natur in einer steten Vervollkommnung besteht, könnte unmöglich ohne diesen Trieb seiner Natur gemäß leben und seine Bestimmung erreichen; er ist eben sowol eine Folge als eine Ursache der menschlichen Perfectibilität, das bewegende Princip alles Wissens und alles Thuns.

Also hat die Natur den Menschen mit der Liebe zur Gewohnheit und mit dem Neuerungstriebe begabt und ausgerüstet, damit er auf der einen Seite die ihm vorgezeichnete Bahn nie verlasse, und auf der andern sie immer fortsetze; um ihn zugleich zu binden und innerhalb gewisser Schranken sich frei bewegen zu lassen; um ihm seinen Besitz zu sichern und ihn zu ferneren Erwerbungen anzuspornen. So entgegengesetzt und sogar sich widersprechend beide auch im ersten Augenblick dem oberflächlichen Beobachter erscheinen, so sind sie bei näherer Prüfung nicht allein in unserem Wesen gegründet, sondern setzen sich wechselseitig voraus und führen uns gemeinschaftlich zum Zweck unsers Daseyns. Es sind zwei Kräfte, die einander sich die Wage halten sollen; die eine findet immer in

der andern ihr Maaß, ihre Grenze, ihr Gegengewicht. Wäre es anders, so würden wir entweder in eine träge Ruhe, die nur ein Vorbote des eintretenden Todes seyn würde, verfallen, oder in einer wilden, zweck- und erfolglosen Bewegung untergehen. So würden die Himmelskörper, Planeten genannt, wenn sie nicht zwei entgegengesetzten Kräften gehorchten, bald in die Sonne, den Mittelpunct ihres Laufes, sich verlieren; oder sie würden, von derselben in einer zunehmenden Progression sich entfernend, am Ende erstarren oder zerstäuben.

Aber diese Liebe zur Gewohnheit und der Trieb der Neuerung, diese Kräfte, die sich das menschliche Herz theilen, sind nie in einem vollkommenen Gleichgewicht, sondern die eine überwiegt immer um etwas die andere. Das Alter, der Charakter, der Grad von Lebendigkeit des Geistes, der Zustand der Gesellschaft und eine Menge anderer Umstände geben der einen oder andern dieser Kräfte eine Art von Oberhand, und dieses Mißverhältniß ist in Hinsicht seiner Folgen unbedeutend und ziemlich gleichgültig, so lange keine von beiden ihre Gewalt ganz verliert und ihre Wirksamkeit völlig einbüßt.

In der Regel hat die Natur dafür gesorgt, daß, in der bürgerlichen Gesellschaft, die Macht der Gewohnheit und der Trieb der Neuerung ihr richtiges, heilsames, ja nothwendiges Verhältniß gegen einander bewahren und behaupten. Beide haben in derselben ihre Stellvertreter und Verfechter. Das äl-

tere Geschlecht hat eine entschiedene Anhänglichkeit an das Gewohnte; das junge, aufwachsende liebt mehr das Neue und nimmt es gern auf. Das eine ist mehr mit der Vergangenheit verwachsen; das andere durch seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine Vorbereitungen mehr mit der Zukunft beschäftigt und befreundet. Das erste hat empfangen und gegeben, erfahren und gewirkt, und will Beides festhalten; das zweite will vor allen Dingen sein Wesen entfalten, Fähigkeiten aller Art entwickeln, sich nach allen Richtungen ausdehnen, und, sich nicht begnügend mit dem angeerbten Besitz der Gesellschaft, diesen Besitz vergrößern, vervollkommnen und sein eigenes Glück verschaffen und machen. So lange die Völker dieses natürliche Verhältniß, diese eigenthümliche [illegible] Tendenz des Alters und der Ju-



drücke von der Natur empfangen, die weder das Feuer der Phantasie noch die Energie eines feurigen Willens besitzen, herrscht die Gewohnheit allein, und sie beharren bis zur Erstarrung in einer gewissen Unbeweglichkeit. Hingegen Diejenigen, in deren Adern ein leichtes, schnelles Blut fließt, deren Geist, schöpferisch wirkend, sich in neuen Zusammensetzungen gefällt, und deren Charakter rasche Entschlüsse, kühne Unternehmungen und den Genuß einer großen Thätigkeit allen anderen Gütern der Erde vorzieht, verschmähen das Angewöhnte; sie setzen gern das Erworbene aufs Spiel, um Ungewöhnliches zu treiben, die Ruhe ist ihnen verhaßt, und in ihren Augen besteht das wahre Seyn nur in einem ununterbrochenen und sich stets verändernden Werden.

Diesen Unterschied, der sich bei den Einzelnen offenbart, findet man auch, noch kräftiger und greller ausgesprochen, bei verschiedenen Völkerschaften. Physische, klimatische Ursachen bestimmen und erklären ihn bei den Völkern. Je mehr man den Polen näher rückt in den kalten Zonen, oder je näher man dem Aequator kommt in den heißen Erdstrichen, zeigt sich Vorliebe für Ruhe, Trägheit, Unbeweglichkeit; hier und dort siegt, Alles erstarrend oder niederschlagend, die Macht der Gewohnheit, und wird von dem ihr entgegengesetzten Triebe weder beschränkt noch gemildert. In den gemäßigten Zonen dagegen tritt das natürliche und zweckmäßige Verhältniß der Bewegung und der Ruhe, der Liebe zur Gewohnheit und

des Bedürfnisses einer fortschreitenden Thätigkeit, wieder ein. Hier theilen sich Beide die Herrschaft über den Menschen, und wirken abwechselnd oder gleichzeitig auf ihn, obgleich auch in diesen gesegneten Theilen der Erde das Verhältniß der beiden Kräfte nicht allenthalben gleichmäßig sich bildet oder lange besteht. Unzweckmäßige politische Gesetze und unvernünftige Institutionen haben oft in vielen Ländern auch in dieser Hinsicht die Wohlthaten und die Absichten der Natur vereitelt und das Gleichgewicht zerstört. Der Despotismus, der aus der Trägheit und der Apathie, welche die Völker der Macht der Gewohnheit unterwarfen, hervorgegangen war, hat diese Macht öfters noch zu verstärken, zu befestigen und vorherrschend zu machen gesucht, und in ihr seinen Stützpunct gefunden. Zu den Institutionen dieser Art, die der bürgerlichen Gesellschaft einen stereotypischen Charakter geben sollten und gegeben haben, gehört die Kasten-Eintheilung, die bei den Aegyptern und den Indiern einer jeden Neuerung, sey es auch der zweckmäßigsten, den Eingang verschloß, jede schaffende Thätigkeit lähmte, und die Unbeweglichkeit für die höchste Vollkommenheit hielt.

Wenn man die Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts aufmerksam durchgeht, so findet man, daß der jedesmalige Zustand eines Volks, er mochte nun höher oder niedriger auf der Leiter der Entwickelung stehen, einen entschiedenen Einfluß auf das Verhältniß der beiden Haupttriebe, welche die Thätigkeit

des Menschen bestimmen und leiten, gehabt hat. Bald scheint ein Volk mehr von der Macht der Gewohnheit gebunden, und schreitet langsamer vorwärts; bald nimmt es einen schnellern, raschern, kühnern Flug. In der Kindheit und der ersten Jugend der Völker zeigt sich eine blinde Anhänglichkeit an das Bestehende, Ueberlieferte, Angeerbte, sowol in Hinsicht der Religion, der Gesetze, der Sitten, der gangbaren Grundsätze und Maximen, als in Hinsicht der Verrichtungen des bürgerlichen Lebens und des Verfahrens der mechanischen, productiven Künste. Erfreut über die ersten Erfindungen und Entdeckungen, über ihre eigenen Fortschritte erstaunt, überschätzen sie dieselben leicht, fürchten jede Abweichung von der betretenen Bahn, und vermeiden jeden neuen Versuch, als wäre er ein Frevel oder ein gefährliches Wagestück, welches ihnen das Erworbene ohne Ersatz entreißen könnte. Je mehr man sich von diesem ersten Beginnen der Gesellschaft entfernt, desto mehr nimmt die Macht der Gewohnheit ab. Die Liebe zu derselben erkaltet, je mehr die Völker aus Erfahrung das Ungenügende, Unzulängliche, Unvollkommene ihrer Kunst und ihrer Wissenschaft kennen lernen, je mehr sie den Reichthum der Natur und die Schätze, welche diese ihren Entdeckungen und Erfindungen darbietet, wahrnehmen oder ahnden, und je mehr sie Vertrauen zu sich selbst und zu ihren Kräften fassen. Dann tritt allmählig eine neue Periode ein, in welcher das Thun und Treiben des Menschen keine

Grenze mehr kennt, wo er sich nach allen Richtungen bewegt, wo der Wechsel in allen Dingen ihm zum Bedürfniß, zum Spiel, zum Vergnügen wird, wo das Erworbene ihm nur als Mittel dient, um andere Erwerbungen zu machen, wo jeder Fortschritt ihm nur werth ist in so fern er zu neuen Fortschritten führt; so in steter Verbindung mit der Natur, die er auf alle mögliche Art angeht, befragt, benutzt, besiegt und seinen Zwecken dienstbar macht, ändert, verbessert und vervollkommnet er Alles. Der alte Stoff der Künste, die früheren Werkzeuge und Handgriffe derselben werden nun verlassen, um besseren Platz zu machen; die Formen werden umgeschmolzen, ganz neue Gegenstände erscheinen, neue Producte werden erdacht, gewonnen, erzwungen, sie gehen aus den Bedürfnissen selbst hervor oder erzeugen solche. Mit den Bedürfnissen vermehren sich die Kräfte, steigt die Anstrengung; die Wirkungskreise der Thätigkeit vervielfältigen sich in das Unendliche, sie greifen alle in einander ein, und es entsteht in denselben eine ununterbrochene Bewegung, eine beständige Ebbe und Fluth; die Wellen ziehen sich von einem Punkt zurück, um nach einem andern hinzuströmen. Der nüchterne Beobachter dieses Schauspiels sieht mit Befremden und sogar mit Schrecken, wie die Neuerungssucht Alles in ihren Strudel fortzureißen droht, allein auch dann geht die Macht der Gewohnheit nicht ganz verloren, sie hält noch Vieles fest und hört nur auf, das vorherrschende Prinzip zu seyn.

So lange die Impulsivkraft des Neuerungs-Triebes ihr Uebergewicht über die Schwerkraft der Gewohnheit nur in den mechanischen Künsten und in den Naturwissenschaften äußert, und dieselben durch ihre Forderungen belebt, kann man der Gesellschaft zu diesem Zustand Glück wünschen. Die Furcht, ihr Einkommen durch gewagte Versuche und gefährliche Neuerungen auf's Spiel zu setzen und einzubüßen, wird die Ackerbau und Gewerbe treibenden Classen nicht leicht verführen, sich denselben blindlings hinzugeben, und die Gewohnheit, diese gerechte Furcht verstärkend, wird nicht erlauben, daß sie blindlings das erprobte Geleis verlassen. Allein wenn die Neuerungssucht sich des Gemüthes und des Geistes der gebildeten, höheren, gelehrten, regierenden Stände bemächtigt, und in die moralischen und politischen Wissenschaften verwegene, wilde Einfälle thut, so geht die Gesellschaft großen Gefahren entgegen, und die bürgerliche Ordnung, aus ihren Fugen gerissen, kann in dem Wechsel der Form und in der steten Beweglichkeit aller bestehenden Normen leicht ihr Verderben und ihren Untergang finden.

In einer solchen Periode wird Alles was besteht, als unreife oder faule Frucht der Unwissenheit und der Barbarei der früheren Jahrhunderte, verschrien, verachtet, erschüttert; alles Alte, statt durch das Gepräge der Zeit ehrwürdig zu erscheinen, wird, eben deswegen, weil es lange gedauert hat, als ver-

dächtig angesehen oder als ein eingewurzelter Irrthum ausgerottet und auf den Anger der Vorurtheile geworfen; die Neuerungssucht, auf das höchste gestiegen, verschont nichts, erstreckt sich über Alles, und scheint die moralische und politische Welt von vorne an wieder entstehen und anfangen lassen zu wollen. Die Religion der Väter, die sich auf Ansehen, Ueberlieferung und eine heilige Autorität gründet, wird wie ein abgelebtes Organ und ein verbrauchtes Werkzeug behandelt; das Unendliche wird vor die Schranken unseres beschränkten Verstandes gezogen, das Unsichtbare, Uebersinnliche soll den Sinnen Rechenschaft von sich geben, und da es solches nicht kann, wird es als rein phantastisch betrachtet; das Unbegreifliche soll sich in Begriffe fügen, wo nicht, so wird es nicht angenommen; der Glaube, der einfache, demüthige Glaube, der erste Grundpfeiler alles Wissens, das letzte Resultat alles Forschens, zu welchem man am Ende doch heimkehrt, wenn man auch nicht von ihm ausgeht, wird zu einem kindischen, lächerlichen Aberglauben gestempelt und gebrandmarkt; das Christenthum, wenn es nicht gar von der stolzen und leeren Weisheit des Zeitalters in die Wiege des Menschengeschlechts zurückgewiesen wird, ist in den Augen vieler seiner vermeintlichen Verehrer ein bloßes Thema, auf welches sich allerlei Variationen machen lassen, ein elastischer, biegsamer Stoff, der, vom Geiste der Zeit vervollkommnet und verarbeitet, sich ihm anschmiegen muß und dem man alle möglichen Formen auf-

drücken und jede beliebige Bedeutung geben kann. Eine solche Periode war die der Französischen Revolution.

Mit dem Staate verfährt man dann nicht schonender. Alte Gesetze, Institutionen der Vorzeit erscheinen dann ungenügend, unhaltbar, vom Roste angefressen, oder als rohe Produkte früherer Umstände. Man trachtet im Geheimen oder unumwunden einen Zeitpunkt herbeizuführen, wo man die ererbten Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in glänzendere freiere Formen kann aufgehen lassen, und die Gesellschaft wie neu geboren dastehen wird. Gern möchte man die Gegenwart von der Vergangenheit losreißen, um die erstere einer vollendeten Zukunft näher zu bringen; jede angeerbte Gewalt, sey sie auch mit einem Volke seit Jahrhunderten verwachsen, scheint eine Anomalie oder eine Usurpation; die beiden Pole der bürgerlichen Ordnung und des Staatslebens, die Heiligkeit der souveränen Gewalt und die des Besitzes, werden mit gleichem Leichtsinn und gleicher Kühnheit angegriffen. Was sich nicht nach den winzigen und ephemeren Theorien des Tages erklären und rechtfertigen läßt oder erschaffen ist, wird als unwürdig und der Höhe der Vernunft widersprechend betrachtet; die alten, wohlerworbenen Rechte erhalten wenig Achtung und müssen den neuentstandenen weichen. Die Rechtmäßigkeit beruht nicht mehr auf einem verjährten oder gesetzmäßigen Besitz, sondern auf den Aussprüchen der sogenannten Vernunft. Der Unterschied der Stände ist der ursprünglichen

Gleichheit der Menschen, so wie jede gebietende Gewalt, die man nicht selbst erschaffen hat, der Freiheit entgegen. Sie müssen anders gestaltet werden, so wie die kleineren organischen Einheiten der Corporationen, aus welchen früher der Organismus des Staatskörpers bestand, einer allgemeinen, alles Besondere verschlingenden Organisation weichen müssen. Eine jede Verfassung, habe sie auch tiefe historische Wurzeln, sey sie noch so sehr aus der Localität hervorgegangen und auf dieselbe berechnet, hat keinen Werth und gegen eine geschriebenen aus dem Stegreif gedichteten, nach theoretischen Grundsätzen und Abtheilungen nur ein System geschmiedeten Verfassung sehr wenig. Mit einem Worte, wenn die Neuerungssucht sich eines Zeitalters dermaßen bemächtigt, daß die Macht der Gewohnheit gebrochen wird, und man



auch die moralischen und politischen Wissenschaften, die so innig mit der Religion, dem Staate und dem gesellschaftlichen Leben verwebt sind, ihr Schicksal theilen. Auch sie werden dann häufig in Hinsicht ihrer Grundsätze so wie ihrer Resultate neu gestaltet. Man behauptet und glaubt, sie zu vervollkommnen und ihre Fortschritte zu sichern, indem man ihnen verschiedene Grundlagen unterschiebt und eine ganz andere Farbe gibt. Wären die Wahrheiten, auf welchen sie beruhen, nicht tief in die menschliche Natur niedergesenkt und ins innere Bewußtseyn eingegraben, wären sie nicht ewig wie die Gesetze Gottes, auf welche sie sich beziehen, so könnte man bei dem allgemeinen Wechsel der Formen für ihre Dauer und ihr Dasein fürchten. An ihrem eigentlichen Wesen können sie freilich dadurch nicht verlieren, allein sie können leicht dabei einen Theil ihres Ansehens und ihrer Gewalt über die Gemüther einbüßen, und in keinem Falle können sie dabei viel gewinnen. Da sie von ganz anderer Art sind als die Naturwissenschaften, so können sie auch nicht wie diese letzteren ununterbrochene große Fortschritte machen.

Die materielle Welt bietet dem forschenden Verstande eine unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen dar, und ist dermaßen an Thatsachen unerschöpflich, daß das Feld der Entdeckungen sich immer mehr ausdehnt; ja, wir haben, wie wir es oben bewiesen haben, kaum den Eingang überschritten und den Saum des Gewandes der Natur

erfaßt. In dem Gebiete der physischen Wissenschaften nehmen die Versuche und die Beobachtungen kein Ende. Eine einzige früher nicht wahrgenommene Thatsache gibt öfters allen schon bekannten eine andere Stellung und Richtung. Es werden täglich Abweichungen von den bis dahin angenommenen Gesetzen der Natur bemerkt oder bestätigt, die, bei näherer, gründlicherer Prüfung, als Beweise eines allgemeinen Gesetzes, unter welches die anderen zu stehen kommen, unsere früheren Systeme und Theorien der Lüge strafen. Ganz anders verhält es sich mit den moralischen und politischen Wissenschaften. Die geistige Welt, mit welcher sie es zu thun haben, ist eine innere, die jeder Mensch in seinem eigenen Busen trägt, die, mit wenigen Abwechselungen im Wesentlichen, bei Allen dieselbe erscheint, die früh wahrgenommen wurde, und sich in den Hauptzügen immer gleich bleibt. Die inneren Anschauungen und die Thatsachen des Bewußtseins sind die Angeln, auf welchen sie ruht und zugleich sich bewegt. Aus denselben soll sie nie herausgehoben werden; es zu versuchen, ist ein Frevel gegen die Würde der menschlichen Natur, so wie gegen die Majestät der Gottheit. So wie die Gesetze des Denkens unwandelbar sind, und seit Anbeginn des Menschengeschlechts, uns bewußt oder unbewußt, die Thätigkeit des Verstandes und die Verrichtungen der Vernunft mit einer Art von Nothwendigkeit bestimmt und geleitet haben, so stehen auch ewig fest die Gesetze des Willens. Sie sind die ho-

hen, unerschütterlichen Säulen, die das heilige Gewölbe des Rechts und der Pflicht tragen, von welchem Gott selbst der Schlußstein ist. Aus dem Recht und aus der Pflicht ergibt sich der Zweck des Staats, das Bindungsmittel aller Mitglieder desselben, die Legitimität der höchsten Gewalt, die Verhältnisse der Regierenden und der Regierten, in so fern als der Staat der ewigen Gerechtigkeit unterworfen seyn, und ihr Reich in der bürgerlichen Gesellschaft begründen, handhaben, sichern und unter sinnlichen Formen darstellen soll. In Hinsicht des gemeinsamen Zwecks der Menschheit sind die politischen und moralischen Wissenschaften stereotypisch, können und sollen einer vermeintlichen fortschreitenden Beweglichkeit und Bewegung entzogen werden; in Hinsicht der Mittel, die in einer gegebenen Zeit und an einem bestimmten Ort zum Zweck führen können und sollen, entscheidet die Klugheit allein; sie ist eine Art von Tact, der, durch Beobachtung und Erfahrung des Gegebenen geschärft, das Rechte selten verfehlt, allein nicht in wissenschaftliche Formen gebracht und eingeengt werden kann. Trotz diesen einfachen Wahrheiten hat doch auch die Neuerungssucht die moralischen Wissenschaften in ihren wirbelnden Kreis hineinziehen wollen, Alles erschüttert, und, in dem Wahn Alles besser und schöner aufzubauen, sich an dem Heiligsten vergriffen, dem Irrthum die Farbe der Wahrheit gegeben, den besten Gesetzen den Krieg erklärt, unsägliches Unheil über

die Völker gebracht; aber weit entfernt die Wahrheit zu zerstören und sie aus dem Wege zu räumen, hat sich hier durch solchen Frevel die Wahrheit selbst bewährt, und beweisen, daß man in der moralischen und politischen Welt immer auf dieselben Grundsätze zurückkommen muß.

So wenig geneigt man seyn mag, sein Zeitalter anzuklagen, und so sehr man selbst zu den Bewunderern und Lobpreisern desselben gehören mag, so muß man doch gestehen, daß sich in den meisten europäischen Staaten die Neuerungssucht der Menschen bemächtigt hat; daß alles Alte hier zerstört ist, dort wankt, und die angewöhnten Maximen, Ideen, Sitten, Einrichtungen, wo nicht alle abgeworfen und verschwunden sind, doch von ihrem Ansehen sehr verloren haben, und als eine unerträgliche Last und eine störende Hemmkette erscheinen. Alles ist beweglich geworden, oder wird beweglich gemacht, und in der Absicht oder unter dem Vorwand, Alles zu vervollkommnen, wird Alles in Frage gezogen, bezweifelt, und geht einer allgemeinen Umwandlung entgegen. Die Liebe zur Bewegung an sich, auch ohne Zweck und ohne ein bestimmtes Ziel, hat sich aus den Bewegungen der Zeit ergeben und entwickelt. In ihr, und in ihr allein, setzt und sucht man das wahre Leben. Das Beharren, das Festhalten in Hinsicht der Ideen, so wie der Handlungsweisen, wird immer seltener, sey es auch nur, weil es als Beschränktheit, Unvermögen, Pflanzenleben verachtet wird, und die Eitelkeit nicht erlaubt, ein sol-

ches

ches Urtheil über sich ergehen zu lassen. Die Einen wünschen und wollen die Umschmelzung des Bestehenden aus eigennützigen, leidenschaftlichen Absichten, Andere aus übertriebener Thätigkeit, die Meisten lieben und fordern Veränderungen zum Genuß, als ein angenehmes Schauspiel. Die bürgerliche Ruhe, früher und lange das höchste Gut der Menschheit, hat aufgehört, dafür zu gelten; eine unbestimmte Unruhe hat die Gemüther ergriffen und macht sie unzufrieden, oder treibt sie zu allerlei gewagten und wilden Versuchen. Das geheime Brüten politischer Pläne, das Sehnen und Streben nach repräsentativen Verfassungen, fließt theilweise aus dieser Quelle. Man sieht in letzteren weniger sichere Bürgen der Gesetzmäßigkeit und des Wohlstandes der Gesellschaft, als ein fortwährendes Bewegungsprincip, durch welches die Einen als handelnde Personen, die Anderen als Zuschauer und Zuhörer Stoff und Nahrung zu einem regern Leben finden, von welchem sie stets neue Auflösungen und Zusammensetzungen, Umwandlungen und Verbesserungen zu hoffen haben.

Dieser Charakter des Zeitalters ist eine Thatsache. Ob dabei das Menschengeschlecht in allen moralischen und politischen Verhältnissen Fortschritte macht und vorwärts geht, kann Manchem zweifelhaft erscheinen. Aber daß es jetzt in Europa den Stillstand haßt, daß es beständig gehen will, nach allen Richtungen sich wendet oder getrieben wird, das Gewohnte verlacht, das Alte verachtet, ist unzwei-

felhaft und unstreitig. Man muß diese Thatsache scharf ins Auge fassen, ihren Umfang und ihre Tiefe ausmessen, und sich über die Natur und die Größe dieser Krankheit, dieses Auswuchses eines ursprünglichen Triebes, nicht täuschen, wenn man anders dem Uebel abhelfen, oder wenigstens gegen dasselbe mit Erfolg ankämpfen will. Die Thatsache leugnen, wäre eine reine, gefährliche Verblendung; sie verkennen, würde Unwissenheit und Stumpfheit verrathen; hoffen, sie zu entwurzeln und zu vernichten, indem man den Thätigkeits- oder Neuerungs-Trieb in den Völkern zu ersticken versuchte, würde ein Verbrechen seyn, wenn es nicht eine Unmöglichkeit wäre. Allein in der Kunst, diesen Trieb zugleich zu beschäftigen und zu zügeln, zu benutzen und zu regeln, liegt heutzutage die schwere Aufgabe der Regierungen.

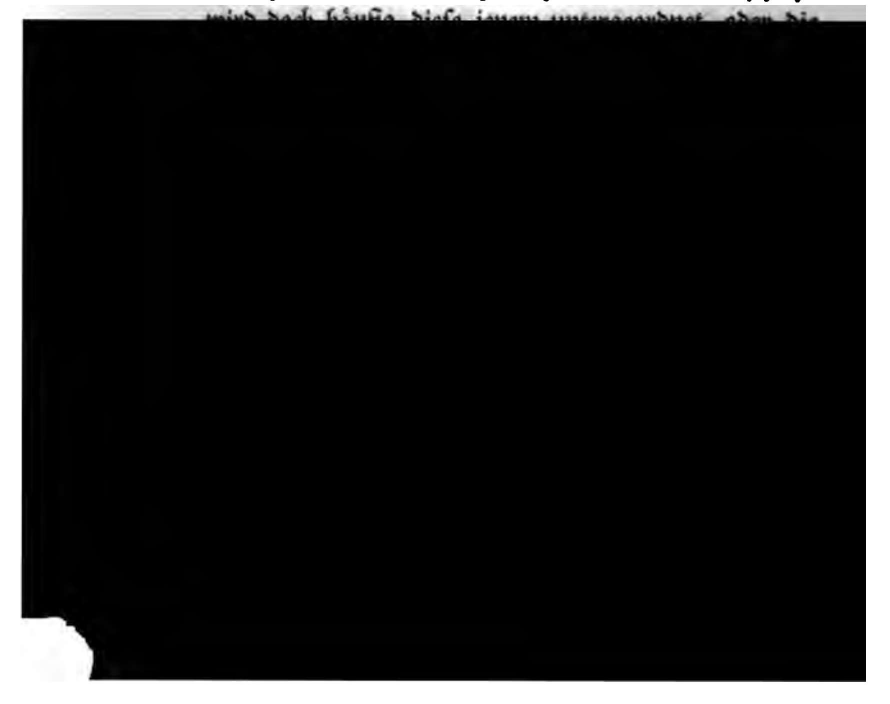
Der überreizte und im Menschen vorherrschend gewordene Neuerungs-Trieb ist eine der Hauptquellen der politischen Revolutionen. Das erste Mittel ihn zu schwächen, zu mäßigen und von einer wilden Thätigkeit zu entfernen, ist unstreitig, ihm eine gesetzmäßige Bahn in Hinsicht der Gewerbe, der Künste, des Handels und der Wissenschaften zu eröffnen. Allein indem die Regierungen auf diesem Wege den Gang der Cultur befördern und beschleunigen, müssen sie zugleich derselben zweckmäßige Formen, die den Bedürfnissen und den Verhältnissen mannigfacher Art, die sich aus ihr entspinnen, anpassen; wo nicht, so entstehet ein Mißverhältniß oder gar ein greller

Widerspruch zwischen dem Leben des Volks und dem Staatsleben. Allmählige, besonnene, graduirte und zweckmäßige Verbesserungen, von Seiten der Herrscher unternommen und planmäßig vollführt, können allein ein solches Mißverhältniß verhindern. Die Staatsvernunft muß der Vernunft der Einzelnen nicht nachstehen. Nicht allein muß sie den gerechten Wünschen des Volks entsprechen, und dessen gegründeten Beschwerden abhelfen, sondern ihnen entgegenkommen; sie muß nicht allein mit der Bildung des Volks Schritt halten, sondern ihm vorangehen, und höher stehen, um das Ganze zu überschauen und zu umfassen. Die vernünftigen Maaßregeln welche sie treffen und durchsetzen wird, können dann auch nicht anders als zeitgemäß ausfallen. Dieses Zeitgemäße wird sie nicht von der Meinung des Tages entnehmen, sondern von ihren eigenen Beobachtungen über alle Ereignisse und Hervorbringungen der Zeit. Auf diese Art können dem Neuerungs-Triebe Maaß und Schranken gesetzt, und dem revolutionären Geist seine gefährlichsten Waffen genommen werden. Hingegen Regierungen, die aus übertriebener Aengstlichkeit oder Unbeholfenheit, in ihrem Wesen bis in die kleinsten Einzelnheiten abergläubisch beharren, die in einer jeden Bewegung eine Veränderung, in einer jeden Veränderung eine beginnende Umwälzung sehen, weit entfernt, derselben zu entgehen, und den allgemeinen Gang der Entwickelung zu lähmen und zu verhindern, laufen Gefahr, dem Neuerungs-

Triebe mehr Gewalt und Schnellkraft zu verleihen, und früh oder spät von seiner wilden Kraft fortgerissen zu werden.

In der falschen Richtung der Erziehung und des Unterrichts liegt die eigentliche Wurzel der Gebrechen der Zeit. Das wahre Verhältniß beider zu einander zu treffen, muß am meisten die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich ziehen, wenn sie die Nothwendigkeit fühlen, das Gleichgewicht zwischen der Macht der Gewohnheit und den Forderungen der Perfectibilität festzuhalten oder herzustellen, und die Wechselwirkung dieser beiden Kräfte zu sichern.

Obgleich in der That der Unterricht sich zur Erziehung verhält wie der Theil zum Ganzen, und die letztere immer der Hauptzweck bleiben muß, so



gung aller anderen Gewohnheiten macht. Die Gewohnheit, Gutes zu thun nach einer festgesetzten Ordnung bahnt der, erst später eintretenden Vernunft, den Weg; der Gehorsam, so schwer er auch seyn mag, wird durch die Macht des Beispiels leicht und sicher herbeigeführt, denn das Beispiel der Tugend wirkt um so kräftiger auf das Gemüth, als es sinnliche Eindrücke hervorbringt und als das personifizirte Gesetz erscheint. Der Gehorsam entwickelt durch Kampf und Ueberwindung die Energie des Charakters. Auf diesem Wege allein gelangt die Erziehung zu ihrem hohen Ziel, und verfehlt es gewiß, wenn sie durch Unterricht allein es erreichen will. Der Unterricht bildet immer nur die Kräfte, die als Werkzeuge und Mittel dem Menschen zu seinen Zwecken dienen; die Erziehung trachtet, die Zwecke selbst festzusetzen, nach ewigen Gesetzen zu bestimmen, das Gemüth und das Herz für dieselben zu gewinnen. Die Geistesvermögen, die der Unterricht ertheilt oder entwickelt, verbürgen noch nicht durch sich selbst ihren weisen wohlthätigen Gebrauch; diesen verbürgt allein der Charakter; seine Grundsätze, Gesinnungen, Gefühle, geben hier allein den Ausschlag, und der Charakter erhält von der Erziehung sein Gepräge und seine Richtung. Die Erziehung, oder die Ausbildung des Willens, und Alles was mit diesem zusammenhängt, ist also das Wichtigste im Menschen; wird sie, wie es heutzutage oft geschiehet, mit dem Unterricht verwechselt, ihm untergeordnet

oder gar seinethalben vernachlässigt, so gehet der eigentliche Zweck der Menschheit verloren, und die Gesellschaft findet nicht mehr in dem Charakter ihrer Mitglieder die nöthige Gewährleistung ihres Daseins und ihrer Wohlfahrt.

Die Grundlage der Erziehung und die erste Bedingung ihrer Zweckmäßigkeit sind, wie wir schon gesehen haben, strenge, vernünftige, sittliche Gewohnheiten, welche die Fertigkeiten zu allen Tugenden erzeugen, bevor die Tugenden selbst als Frucht der zur Reife gelangten Intelligenz und Freiheit erscheinen. Solche Gewohnheiten, die in dem Einzelnen Wurzel fassen und der Mehrheit eines Volks eine eigene Richtung ertheilen, geben ihm zugleich einen festen Stützpunct, und verhindern, daß es später von dem Winde der Neuerungssucht hin und her getrieben wird. Gute Gewohnheiten dieser Art, welche die Macht der Gewohnheit im Menschen begründen, können nur in den Familien entstehen und gedeihen, wenn dieselben ein häusliches Leben führen, und von Seiten ihrer Häupter mit Ernst und Milde nach unabänderlichen Maximen, einer gleichmäßigen Ordnung und einer strengen Zucht unterworfen sind. Ein solches Verfahren verstärkt die väterliche Gewalt, aber setzt sie zugleich voraus, und kann ohne dieselbe nicht Statt finden. Mit der Verfeinerung der Sitten, mit der Vermehrung der gesellschaftlichen Vergnügungen und der Menge der sinnlichen Genußmittel hat das häusliche Leben von seinem magischen Reize viel ver-

loren; der Sinn und die Liebe für dasselbe werden immer seltener. Die väterliche Gewalt mußte natürlich bei diesem Wechsel der Dinge sehr geschwächt werden. Sie kann ihren heilsamen Einfluß nur ausüben, wenn im stillen, engen und innigen Familienkreise die Eltern und die Kinder nie einander entfremdet werden, sondern sich beständig berühren und immer inniger verbinden. Aus der Verkehrtheit oder Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse ist auch der Wahn entstanden, daß der Unterricht die Hauptsache sey. Dieser Wahn beschwichtigte das Gewissen der Eltern, und schien ihrer Gleichgültigkeit das Wort zu reden. Sie glaubten, ihre Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie für den Unterricht ihrer Kinder sorgten; der Unterricht kann füglich Anderen überlassen seyn, erkauft und verkauft werden. So gerieth die väterliche Gewalt, diese erste Bedingung des Ansehens einer jeden andern Gewalt, immer mehr in Verfall. Die Macht der Gewohnheit verschwand mit dem Gehorsam, und der Gehorsam mit dem engern Zusammenleben der Eltern und der Kinder. In den wenigen Augenblicken, welche die Mitglieder der Familie mit einander verlebten, suchten die Eltern nur, sich den Kindern gefällig zu zeigen, und sich selbst bewußt, daß sie ihre Pflichten nicht strenge erfüllten, legten sie wenig Gewicht auf ihre Rechte, und verstanden nicht sie geltend zu machen. Schwache Nachgiebigkeit wurde immer allgemeiner; höchstens versuchten die Väter aus ver-

nunftmäßigen Gründen unvernünftige Kinder zu überzeugen, da wo sie zu gebieten hatten; sie zu überreden, wo Zwang gerecht und zweckmäßig gewesen wäre, und sie zu bitten, statt sie mit sich fortzureißen. Auf der andern Seite wurden die Kinder um so eigenwilliger, trotziger, herrschsüchtiger, je mehr man ihnen in den Schulen und zu Hause wiederholte, daß Kenntnisse und Einsicht allein in allen Dingen und menschlichen Verhältnissen den Ausschlag gäben, und da sie leicht mehr und besser unterrichtet als die Eltern waren, so glaubten sie sich ihnen überlegen, und verlachten ihre vermeintlichen Vorurtheile; die Eltern huldigten dieser Anmaßung, bewunderten und gehorchten mit Demuth, da wo sie hätten zurechtweisen sollen. Diese Gebrechen haben eine wirkliche Umwälzung in den Familien und in den häusli-



halten, statt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es keine wahre Freiheit ohne Gesetz und kein Gesetz ohne Gehorsam gibt, Willkür mit Freiheit und Ungebundenheit mit vernünftiger Abhängigkeit verwechselten.

Nicht allein hat das Erhaltungs-Princip, welches in der Macht der Gewohnheit seine Wurzel hat, durch die Verkehrtheit der Begriffe, die in der Erziehung obwalten, und durch das Uebergewicht das man über sie dem Unterricht eingeräumt hat, verloren, sondern dieser letztere selbst hat häufig durch seinen totalen Mangel an Positivität eine falsche Richtung genommen. Dieser Mangel, aus der Ueberschätzung des Neuerungs-Triebes entstanden, hat denselben hinwieder noch mehr entwickelt und verstärkt. Die Theorien haben sich in dem Kreise des Unterrichts, und zumal in den moralischen und politischen Wissenschaften, einander gejagt, vertrieben und den Platz abgewonnen. Die Systeme sind einander schnell gefolgt; kühn, stark, meistentheils siegreich in dem Kriege, welchen sie gegen ihre Vorgänger geführt haben, glücklich im Zerstören, sind sie es viel weniger in ihren Anstrengungen gewesen, einen festen, vollendeten Bau aufzustellen. Ein jedes wurde bei seinem Erscheinen mit Begeisterung als das allein seligmachende empfangen; ein jedes verfiel bald, wo nicht in Verachtung, doch in Vergessenheit. Durch diesen Wechseltanz der Ideen und der Lehren auf den hohen Schulen und in der lesenden Welt mußte na-

türlich die Ungewißheit und der Unglaube entstehen. Man verzweifelte an fester Begründung der ersten Principien der Wissenschaft, an ihrer gleichförmigen Anwendung auf das practische Leben, als man sah, daß jeder Lehrer oder Schriftsteller die Sachen anders darstellte, daß der Eine leugnete, was der Andere behauptete, und daß dieser bejahete was jener verneint hatte. Man trieb sein Spiel mit dieser Phantasmagorie, sprang von einer Lehre zu der entgegengesetzten über, verlangte oder förderte zur Welt nur immer etwas Neues, um durch glänzende Erscheinungen die Anderen und sich selbst für den Augenblick zu verblenden und zu täuschen. So verschwand allmählig in den moralischen Wissenschaften alles Positive, Gleichmäßige, Feste.

Doch braucht der einzelne Mensch, wie die Gesammtheit und der Staat, Positives, wenn sie zur Selbständigkeit, Einheit und Harmonie in ihrem innern Wesen gelangen sollen. Der Einzelne bedarf Positives, um Ruhe des Gemüths mit zweckmäßiger Thätigkeit der Kräfte zu verbinden, einen Lebensplan zu entwerfen, ihn zu befolgen, und seiner hohen Bestimmung gemäß dem Hebel des Willens, von welchem sein Thun und Treiben abhängt, einen festen Punct zu geben. Das Dasein des Staats ist etwas Positives, beruht auf Positivität, und hat einen bestimmten, positiven Zweck. Das Positive, welches ihm zur Grundlage dient, sind die wohlerworbenen Rechte, vom Throne bis zur Hütte,

vom König bis zum Tagelöhner: die Rechte, wie sie aus der Nacht der Zeit und den Verhältnissen aller Art hervorgegangen sind, wie sie die Väter den Kindern überliefert, das Herkommen oder die Gesetze dieselben bestimmt und geheiligt haben; die Religion, so wie Gott sie gegeben und gemacht, im Gewissen so wie in der Schrift niedergelegt hat, und wie sie in allen Haupt-Wahrheiten Jahrhunderte dieselbe geblieben ist; die gesellschaftlichen Institutionen, so wie sie sich in der Wesenheit gebildet, gestaltet, fortgepflanzt haben und bei ihrer Permanenz immer vervollkommnungsfähig gewesen und geblieben sind. Nicht durch Zweifel, oder eine, alles Bestehende auflösende Neuerungssucht, nur durch den Glauben an etwas Unwandelbares, nur durch feste Grundsätze, durch Maximen, denen man wahre Objectivität zuschreibt; durch Gesinnungen, die von einem Geschlecht auf das andere übergehen, und mit der Masse des Volks sich verweben; durch geheiligte Lehren, die sich zu wahren Dogmen erhoben haben, — erschafft oder erhält man Staaten. Ein jeder Staat hat eigenthümliche Formen und einen eigenen Geist; er hat seine Religion, seine Verfassung, seine Gesetze, und wenn er nicht Alles auf das Spiel setzen will, so muß er dafür sorgen, daß die Erziehung und zumal der Unterricht seinem Wesen, seinem Geiste, so wie seinen Formen entsprechen, und auf eine, seiner Natur angemessene, analoge, gleichartige Weise ertheilt werden. Demokratische Grundsätze und die einseitige Ausbil-

dung eines unbeschränkten Gleichheitssinnes passen nicht zu einer Aristokratie; republikanische Ideen und Gesinnungen, unter der Jugend in einer Monarchie verbreitet, würden derselben eben so gefährlich als widersprechend seyn; ein christliches Volk muß eine andere Erziehung und einen andern Unterricht erhalten, als ein heidnisches Volk in der alten Welt, oder in der neuern Zeit ein mohamedanisches, seinen Bedürfnissen gemäß aufgestellt hatte oder aufstellt. Was bei dem einen zweckmäßig war, würde beim andern zweckwidrig seyn; was dem einen Leben gab, würde das andere verderben.

Ein jeder Staat muß also wissen, was ihm frommt, was er braucht, was er will, und nach diesen Normen den öffentlichen Unterricht bestimmen und ordnen, wenn er seine Persönlichkeit behaupten und bewahren

Farben, führen seine Sprache und scheinen dem Lehrstande zu sagen: „da es keine Wahrheit gibt, oder weil wir nicht wissen, welche Grundsätze das Leben und die Sicherheit des Staats befördern, so lehrt Alles was Euch gut dünkt, oder Euch gefällt."

Viele behaupten, daß dieser Gang der richtige sey; daß die Regierung den öffentlichen Unterricht anordnen, organisiren, bezahlen, und ihm im übrigen freien Lauf lassen solle; daß der Lehrstand, um seine Bestimmung zu erfüllen, berechtigt sey, dem Staate zu sagen, was der Handelsstand in Frankreich dem Minister Colbert sagte: „beschütze uns, das übrige wollen wir wohl selbst thun und besorgen." Will die Regierung ein Mehreres unmittelbar bewirken und dem gemäß den Unterricht leiten, so legt sie, meinen Viele, dem menschlichen Verstande ihr eigenes Maß an, schreibt ihm Gesetze vor, hält ihn gebunden und gefesselt; die Wissenschaften stehen dann still, sitzen fest, und statt einer fortschreitenden Bewegung läuft man Gefahr, eine rückgängige eintreten zu sehen.

Es ist eine sehr gewöhnliche aber nicht minder unrechte Art, irgend einen Satz zu widerlegen, und eine Lehre zu bekämpfen, wenn man dieselben übertreibt, auf die Spitze stellt, und ihnen die Farbe und die Gestalt eines gefährlichen Irrthums gibt indem man sie aus der Mitte aller anderen Sätze, welche sie begrenzen, beschränken, modifiziren, herausreißt. So verfährt man auch in dem besondern

Fall von welchem hier die Rede ist. Einmal, ist hier gar nichts für alle physischen Wissenschaften zu befürchten, da vermöge ihrer Natur und ihrer Gegenstände sie beständig ihre Form, so wie ihren Stoff, verändern müssen, und es ohne Gefahr für den Einzelnen und für den Staat immerfort thun. Aber auch in Hinsicht der moralischen und politischen Wissenschaften werden die Besorgnisse, die von der Einwirkung der Regierung auf den Unterricht in denselben entnommen sind, verschwinden, wenn man nur zwischen Grundsätzen und Ideen unterscheidet. Die ersten müssen fest stehen und unveränderlich seyn, oder es gibt keine Gewißheit und Wahrheit. Sie sind die Pole, um welche sich Alles in der moralischen und politischen Welt dreht, sind aber selbst unbeweglich. Diese muß die Regierung festhalten, und

man ihnen erlauben, sich ungehindert in die Nebelregionen zu versteigen, und dort wie Meteore zum Vergnügen der Intelligenz zu erscheinen, zu glänzen und zu verschwinden.

Ein Jeder ist befugt, ein System zu bauen, wenn er es vermag, und Keinem, der diese Kunstspiele liebt und sich mit denselben beschäftigt, muß man sein Vergnügen verkürzen. Diese Beschäftigung ist eine Art von Geistes-Gymnastik. Je mehr die Systeme schwer zu verstehen und zu begreifen sind, um so mehr können sie den Verstand schärfen und stählen. Sie leisten ihm dann dieselben Dienste, wie harte Körper, es seyen Elfenbein oder Korallen, den Kindern, denen man sie gibt, um ihnen das Zahnen zu erleichtern. Ganz anders verhält es sich mit den Grundsätzen oder den Principien. Die Aufrechthaltung derselben erfordert die ganze Wachsamkeit der Regierungen. Sie müssen dem Unterricht vorleuchten, ihm seine Richtung so wie seine Haltung geben, und man muß den Neuerungs-Trieb derselben von ihnen abwehren. Diese Principien, Stützpunkte unseres Denkens und Handelns, sind allerdings ewig wie die Gottheit, und immer dieselben für die menschliche Natur. Sie können zwar wie die ewigen Sterne verdunkelt werden oder unbeachtet seyn, aber sie treten immer wieder aus den Wolken mit ungeschwächtem Lichte hervor und können an innerer Wahrheit weder gewinnen noch verlieren. In so fern scheinen diese Principien die Unterstützung irgend eines menschlichen Arms nicht zu bedürfen. Allein es

gibt Zeiten, wo sie einen großen Theil ihres Einflusses auf die Gemüther der Menschen einbüßen, und in geringerem Maaße ihr Leben und ihre Wirksamkeit äußern. Einen solchen Zustand der Dinge müssen die Regierungen aus eigenem wohlverstandenen Interesse zu entfernen, zu verhindern, oder zu verbessern suchen.

In unserem Zeitalter ist es auffallend, wie die Ideen über die besten Mittel, die Erziehung des Menschen, die Verwaltung des Staats und die Cultur des Volks zu sichern, immer beweglicher geworden sind, und die Principien über den Zweck des Staats, die Bestimmung des Menschen und das Ziel der Cultur in demselben Verhältniß von ihrer einwirkenden Kraft verloren haben. Man bemerkt und beherzigt nicht genug, welchen Weg diese beweg-



die sich nach Bewegung sehnt, in Bewegung setzen, und es gelingt ihnen um so leichter, je mehr diese Ideen den überhand nehmenden Bedürfnissen zusagen, ihnen Befriedigung vorspiegeln, und Abhülfe versprechen.

Das Uebergewicht des Neuerungs-Triebes über die Gewohnheit, das Bedürfniß der Bewegung, diese Quelle der meisten Umwälzungen, sind zwar nicht in der Masse so thätig und so vorherrschend, wie in den gebildeten Ständen, allein auch da lassen sich ihre Gegenwart und ihr Einfluß nicht leugnen, und sie beurkunden sich bei allen Gelegenheiten auf eine unzweideutige Art. Diese Stimmung rührt freilich theilweise von dem gewaltigen Sturm der Zeit her, der mehr oder minder alle Völker von Europa bewegt, erschüttert, nach allen Richtungen hingeworfen hat, und der, indem er sie aus ihrer angewöhnten Bahn und ihren hergebrachten Formen losriß, sie mit Veränderungen aller Art befreundet hat. Allein dieser Hang zur Bewegung ist noch weit mehr die Folge des raschen und stets fortschreitenden Ganges der Cultur selbst, die das Feld der Gedanken, der Thatsachen, der Handlungen unglaublich erweitert, und dadurch den Geist und das Gemüth wunderbar entwickelt hat. Alle Diejenigen, die an dieser schnellen Entwickelung der Kräfte Theil genommen haben, sind der Ruhe und der Unbeweglichkeit fremd, und ziehen die Ermüdung, ja die Gefahren der Bewegung, einer einförmigen, stillen Vegetation vor. So wie heutzutage das

Reisen so leicht, so gemächlich, so sicher geworden ist, daß Keiner mehr den Ort zu verändern und zu reisen fürchtet, eben so wenig ist man abgeneigt, die angestammten Ideen, Gesinnungen, Sitten zu verlassen, um sich in ein anderes Gebiet zu versetzen, sich darin umzusehen und nach mannigfaltigen Richtungen zu bewegen.

Dieser Zustand der Welt ist unstreitig in vielen Rücksichten ein Uebelstand, und die Zeit geht mit manchen Gefahren schwanger einher. Um so mehr müssen die Regierungen die Zeit begreifen, sie ins Auge fassen, und nicht mit geschlossenen Augen derselben blindlings entgegengehen; um so mehr muß man im Staate die Schwerkraft verstärken, ohne sie in Trägheit ausarten zu lassen, und die Wurfkraft, die ohnehin vorherrschend ist, nicht vermehren, sondern sie zu beschränken suchen, ohne dieselbe im eigentlichen Sinne zu hemmen. Glücklicherweise hat ein entschiedenes Uebergewicht der letztern über die erstere in den Massen noch nicht Statt gefunden. Je mehr man die Leiter der gesellschaftlichen Rangordnung herabsteigt, und sich den arbeitenden Classen, denen die Ackerbau und Handwerke treiben, nähert, desto mehr findet man den Hang zur Gewohnheit und das Bedürfniß der Ruhe wieder. Beide Eigenschaften scheinen von regelmäßigen, einförmigen, mühsamen Beschäftigungen unzertrennlich zu seyn; sie sind die sichersten Stützen der bürgerlichen Ordnung, und die treuen Bundesgenossen der rechtmäßigen Regierungen. Man

hüte sich nur, das Grundeigenthum selbst durch eine bewegliche Gesetzgebung zu sehr zu mobilisiren und aus einer Hand zu leicht in andere Hände zu brin-gen; bei der Bildung politischer Institutionen und der Ertheilung politischer Rechte lege man einen besonderen Werth auf die Bedingung eines festen, mit dem Boden verwachsenen Besitzes; man störe nicht geflissentlich durch eine wilde Gewerbefreiheit die alten Verhältnisse der Gewerbetreibenden; so wird der Neuerungs-Trieb in dem Staate wieder ein festes, ihn bindendes Gegengewicht in der Macht der Gewohnheit finden.

Ueber den Begriff und die Beurtheilung

der politischen Revolutionen.

Satz. Die politischen Revolutionen sind zu gewissen Zeiten unvermeidlich und nothwendig wie die grossen Natur-Begebenheiten.

Gegensatz. Die Revolutionen sind nie nothwendig sondern immer zufällig, nie die Wirkung allgemeiner Ursachen, sondern das Verbrechen einzelner Menschen.



Die Gesetzgebung der Natur und die Gesetzgebung der Freiheit sind wesentlich von einander unterschieden; nichts ist unrichtiger und verderblicher zugleich als ihre Verwechselung oder Vermischung. Schreibt man der einen zu, was zum Gebiet der andern gehört, so verkennt man beide: man entwürdigt den Menschen, oder man wähnt, daß sein schwacher Arm in dem allgewaltigen Umschwung der Naturkräfte immer eine Art wahrer Herrschaft ausüben könne.

Das Reich der Natur ist physischen, unabänderlichen Gesetzen unterworfen, welchen die einzelnen Wesen nicht nur gezwungen, sondern selbst unbewußt folgen müssen; in ihm gibt es also weder Schuld noch Verdienst: Alles ist recht, weil Alles nothwendig ist, und nicht anders geschehen kann als es geschieht. Der Mensch kann zwar durch die Macht seines Verstandes einen Theil der Kräfte der Natur anwenden, um andere Kräfte derselben zu leiten, zu steigern oder zu schwächen und seinen Zwecken dienstbar zu machen; allein dieses Eingreifen des Menschen in die Natur findet bald seine Grenzen, und auch da, wo es Statt findet, tritt eigentlich die Natur gegen die Natur auf, und es gibt einen Kampf derselben mit sich selbst.

Wenn man sich das Weltall denken könnte ohne

eine absolute, unendliche Intelligenz, von welcher Alles ausgeht, und von welcher Alles abhängt, so würde es für uns im Reiche der Natur zwar glückliche Begebenheiten aber keine Wohlthaten, Freude aber keine Dankbarkeit geben können.

Im Gegentheil, im Reiche der Freiheit herrschen Gesetze, die nur intelligente und mit einem thätigen Willen begabte Wesen betreffen. Diese Wesen sind sich immer dieser Gesetze bewußt; indem ihre Vernunft diese Gesetze auffaßt, ausspricht und anerkennt, schreibt sie sich gewissermaßen dieselben selbst vor. Ihre Pflicht besteht in der freiwilligen Befolgung dieser unbedingten Gesetze; ihr Recht in der Freiheit, das thun zu dürfen, was diese Gesetze nicht verbieten, oder was nöthig ist, um ihre Gebote zu erfüllen und zu vollziehen. Sobald es Pflichten und Rechte gibt, so steht die Ueberzeugung fest, daß es von jedem Einzelnen abhängt, seinen Pflichten im ganzen Umfang des Worts nachzuleben, und seine Rechte innerhalb der gesetzmäßigen Grenzen auszuüben oder ruhen zu lassen. Im Reiche der Freiheit gehört also eine jede Handlung dem Handelnden, weil er das Vermögen hat, sie zu thun oder zu lassen. Das Gute wie das Böse, das Gesetzmäßige wie das Ungesetzmäßige, rechnet er sich selbst zu oder es wird ihm zugerechnet, und es erscheint als Schuld oder als Verdienst, weil es aus der Freiwilligkeit hervorgeht. Nichts wird ihm gegen seinen Entschluß unwiderstehlich aufgezwungen, und seine Entschlüsse selbst sollen sich aus seinem In-

nern ergeben und werden nie von einer äußern blinden Gewalt ihm auf- oder abgedrungen.

Die Ursachen bringen im Reiche der Freiheit ganz andere Wirkungen hervor und sind ganz anderer Art, als im Reiche der Natur. Im erstern erfahren sie eine Verwandlung; vom Verstande erkannt, erscheinen sie als Motive oder Beweggründe zum Handeln, denen man sich entziehen oder unterziehen kann, oder sie erscheinen als Mittel zu einem beliebigen Zweck, die man brauchen oder ungebraucht lassen kann; die Wirkungen, die eine gewisse Handlungsweise herbeiführt, werden vorhergesehen und vorhergewollt; sie verwandeln sich in Absichten und bilden in unserer Intelligenz Zwecke, die wir entweder uns vorsetzen oder verwerfen.

Aus dieser Gegeneinanderstellung des Reichs der Natur und des Reichs der Freiheit wird es einem jeden unbefangenen Auge klar, daß es eben so widersprechend ist, im Reiche der Freiheit Handlungen, die mit Einsicht und Willen des Handelnden geschehen oder geschehen sollen, wie Naturbegebenheiten darzustellen, als diese letzteren zu Handlungen freier Wesen stempeln zu wollen.

Eine politische Revolution ist nicht eine reine Begebenheit, sondern eine Handlung, oder vielmehr eine Verkettung von Handlungen, die gewisse Resultate mit sich bringen; nicht allein, daß sie die Menschen betrifft, sie geht auch immer aus den Menschen hervor. Sie wird zwar durch gewisse Begebenheiten

veranlaßt, aber diese Begebenheiten sind selbst früher Handlungen gewesen, und man kann in einem jeden gegebenen Zeitpunkte sie benutzen oder sie unbenutzt vorübergehen lassen. Eine jede politische Revolution bringt wiederum gewisse Wirkungen hervor, und diese Wirkungen werden zu Begebenheiten; allein diese Begebenheiten sind wieder nichts anders als Handlungen, die nicht mehr zurückgenommen werden können, und die, einmal gethan, unwiderruflich geschehen sind und unbeweglich dastehen.

Revolutionen sind also nie unvermeidlich und nothwendig, oder man müßte dasselbe von allen menschlichen Handlungen, sie mögen nun pflichtmäßig seyn oder Verbrechen zum Vorschein bringen, sagen, und Diejenigen, die den Revolutionen auf diese Art das Wort reden, brechen der Freiheit den Stab, und lassen sie in die Natur-Nothwendigkeit aufgehen

geht; die anderen Charaktere ergeben sich aus dem ersten. Wenn das Volk oder ein Theil des Volks, oder Diejenigen, die seinen Namen usurpiren, die Souveränität, sie mag nun in einem Einzigen oder in Mehreren beruht haben, verrücken, und die Beherrschung und Leitung des Staats Denen, die Beides vermöge eines rechtmäßigen, verjährten Besitzes in Händen hatten, entziehen und an sich reißen, geschieht dieses fast immer nur durch den Mißbrauch der physischen Gewalt. Dann erfolgen natürlich der Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und die Zerschneidung aller Bande, welche die Einzelnen zusammengehalten. Es wird nichts verschont; auch das, was sich als harmlos oder nützlich gezeigt hatte, wird wegen seines Zusammenhanges mit der alten Ordnung der Dinge, deren Rückkehr man befürchtet und verhindern will, aufgehoben und zerstört. Alle Theile des Staats-Organismus, alle Elemente des gesellschaftlichen Lebens werden aus einander gerissen, in der Hoffnung oder in dem Wahn, durch eine neue künstliche Zusammensetzung beides wieder in verjüngter Gestalt unter schönen und zweckmäßigeren Formen hervorgehen zu lassen. Von langsamen Vorbereitungen zum Guten, von allmähligen, fortschreitenden Verbesserungen, von wohlberechneten graduirten Uebergängen aus einem Zustand in den andern, wollen und können die Staatsumwälzer nichts wissen. Sie wollen es nicht, weil einseitige Ideen oder persönliche Leidenschaften sie leiten und verleiten; sie können es nicht,

il zu solchen Werken ihnen die Zeit gebricht, und
il, um sich auf ihre Höhe zu erhalten, sie das Volk
rch vermeintliche plötzliche Schöpfungen berauschen
d bethören müssen.

Auf solche Umwälzungen allein sollte der Aus-
uck „politische Revolution" angewendet werden;
er man bezeichnet auch oft damit verbrecherische
erschwörungen, die nur die Person der Regenten
droht oder getroffen haben, die aber die Organi-
tion und den Sitz der souveränen Gewalt eben so
enig als die Erbfolge-Gesetze gefährdeten. Auch
aben partielle Empörungen, die der Rausch des Au-
nblicks herbeiführte und die der folgende Augen-
lick wieder dämpfte, so verdammungswerth sie auch
ewesen und so gefährlich sie sich in ihrem Beginnen
eigten, nichts mit politischen Revolutionen gemein.

walt abzutrotzen oder zu entreißen, sondern es waren öfters die Machthabenden selbst, die aus den gesetzmäßigen Schranken getreten waren, um die dem Volke von der Verfassung zugesicherten Rechte zu schmälern oder zu rauben. In solchen Fällen kann man mit Wahrheit sagen, daß die Regierenden eine politische Revolution im Sinn hatten und versuchten, und daß das Volk durch sein Auftreten eine solche Revolution zu verhindern trachtete, und in der That öfters die Verfassung gerettet hat.

Als die Schweizer im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die österreichischen Vögte verjagten, und die Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden auf dem Grütli den ewigen Bund schwuren, wollten sie nur ihre alten von den Voreltern ererbten Gerechtsame festhalten. Sie ließen Oesterreich die ihm gebührenden Rechte ungekränkt; sie kündigten ihm nicht allen Gehorsam auf; sie wollten nur nicht der Willkür gehorchen. Wenn in der Folge der Zeit der Bund weiter um sich griff, sich ausdehnte, und am Ende die verbündeten Cantone eine völlige Unabhängigkeit erkämpften, so geschah dies nicht aus irgend einem vorgefaßten Entschluß, zu diesem Ziel zu gelangen, sondern aus dem hartnäckigen Widerstand, den Oesterreich, und der Adel in Oesterreichs Sinn, ihren gerechten Forderungen entgegensetzten. Die Unabhängigkeit wurde der Preis des verlängerten Kampfes, war aber im Beginnen nicht der Zweck desselben gewesen.

Dasselbe läßt sich mit gleicher Wahrheit von dem Kriege der Niederlande gegen Spanien sagen. Diese Provinzen hatten eine eigene bestimmte Verfassung, die ihnen wichtige politische Rechte einräumte, die Carl der Fünfte und seine Vorgänger in Ehren gehalten hatten, und die Philipp der Zweite, nachdem er dieselben beschworen, auf die empörendste Art verletzte. Er griff zugleich die Gewissensfreiheit und die politische Verfassung der Niederländer an; welche von beiden er als Zweck seines tyrannischen Verfahrens unterdrücken wollte, und welche er als Mittel diesen Zweck zu erreichen angriff, ist schwer zu entscheiden, da er zugleich ein großer Religionseiferer und von Charakter ein Despot war. Es ist möglich, daß die Ausrottung der neuen Lehre, die sehr um sich gegriffen hatte, ihm am meisten am Herzen lag, und daß er die politischen Rechte der Niederländer aus dem Wege zu räumen versuchte, weil sie der Gewissensfreiheit Schutz und Anhalt gaben. Aber es läßt sich eben so gut denken, daß die Fortschritte der Reformation ihm eine erwünschte Gelegenheit darboten, dem ihm verhaßten Verfassungswesen der Niederländer ein Ende zu machen; — genug er bedrohte beide Freiheiten, und trat sie beide mit Füßen.

Die Niederländer glaubten mit Recht, befugt zu seyn, die wechselseitig beschworene Verfassung zu vertheidigen und des Königs Absichten zu verhindern und zu vereiteln. Spanien wollte in ihrem Lande eine politische Revolution durchsetzen. Sie

setzten diesem Vorhaben das Schild ihrer Verfassung entgegen, um das Bestehende zu behaupten. Die Maßregeln, welche Spanien ergriff, um den Widerstand zu brechen, waren den Gesetzen der allgemeinen Gerechtigkeit eben so widersprechend als den bestimmten wohlerworbenen Rechten der Niederländer. Es entspann sich eine achtzigjährige blutige Fehde, aus welcher die Republik der sieben Vereinigten Staaten hervorging. Spanien verlor Alles in diesen Provinzen, weil es Alles an sich ziehen, und die verfassungsmäßige Theilung der Gewalt nicht länger dulden wollte. Die Niederländer gewannen die Unabhängigkeit, nach welcher sie sich im Anfange gar nicht sehnten, weil man ihnen nicht einmal ihre gesetzmäßige beschränkte Freiheit lassen wollte, und es entstand für sie eine neue Ordnung der Dinge, während sie nur die alte ungekränkt und unverletzt hatten erhalten wollen.

Die zwei großen Bewegungen, die in England sich im siebzehnten Jahrhundert ereigneten, haben freilich einen Charakter angenommen, der mit dem Begriff einer politischen Revolution mehr zusammentrifft; doch entsprechen sie ihm nicht ganz, und weichen in mehreren Puncten von demselben ab.

Der englischen Verfassung, so wie die Zeit sie gemacht und sie aus den Verhältnissen und der frühern Geschichte des Landes hervorgegangen ist, lag unstreitig das Princip der Theilung der souveränen Gewalt zwischen dem Könige und dem Parlament

zum Grunde. Allein das Princip schlummerte Jahrhunderte lang wie ein verborgener unentwickelter Keim in den Tiefen des politischen Organismus. Unter dem Hause Plantagenet während der Kämpfe der rothen und weißen Rose, und noch unter der Herrschaft der Tudors, war das Parlament, der ihm inwohnenden Kraft unbewußt, theils geschreckt, theils bestochen und gewonnen, ein schwacher Damm gegen die Gewalt der Partheien, die Willkür des Siegers und die schonungslos verfahrende Herrschaft der Könige. In der Regel bediente sich seiner der Despotismus als eines bloßen Werkzeugs, um der Bedrükkung des Volks und den gewaltsamsten Maßregeln einen anscheinenden Stempel von Rechtmäßigkeit aufzudrücken, oder versteckte sich hinter dieses Außenwerk um ungestraft sein wildes Wesen zu treiben. Aber

bildung des National-Charakters befördern würde. Dieser Zeitpunkt erschien unter Carl dem Ersten. Die Fortschritte der Cultur hatten die besseren Köpfe auf den wahren Sinn der so lange im Stillen schlummernden politischen Formen des Staats geführt. Man hatte über dieselben nachgedacht. Die Gemüther kamen zur Besonnenheit. Man erkannte die herrlichen und kräftigen Mittel, die das Parlament in seinen Bestandtheilen, seiner Zusammensetzung, seinen Verhältnissen zu dem Volk und zu dem Throne, besaß, um die Willkür zu hemmen, die Freiheit zu beschützen, gute Gesetze zu erschaffen und ihnen die gehörige Kraft zu verleihen. Es entspann sich ein langer, hartnäckiger und am Ende blutiger Kampf zwischen dem König und dem Hause der Gemeinen, die sich nicht mehr verständigen konnten, obgleich während der ersten funfzehn Jahre die Sache so leicht gewesen wäre. Sie gingen von zwei entgegengesetzten Puncten aus, deren jeder in seiner Einseitigkeit den Schein der Wahrheit für sich hatte. Der König und die Königliche Parthei gingen bei der Vertheidigung der Königlichen Gerechtsame und des Umfanges, den sie diesen gaben, von den Erfahrungen und den Thatsachen der vorigen Jahrhunderte und von dem aus, was ziemlich unbestritten und ununterbrochen so lange bestanden hatte. Hingegen betrachtete das Parlament seine frühere Ohnmacht und die unbeschränkte Herrschaft der Könige als einen eingewurzelten Mißbrauch,

der ausgerottet werden müßte. Das Unterhaus, in welchem ausgezeichnete Männer auftraten, ging bei der Bestimmung und Ausdehnung der ihm zukommenden Wirksamkeit von dem aus, was das Parlament seyn könnte, was es eigentlich immer hätte seyn sollen, und was unstreitig ursprünglich in seiner Verfassung gegründet war. Die Rechte, welche der König als seine Prärogative in Anspruch nahm und geltend machen wollte, waren in den Augen des Parlaments nichts anderes als eine unrechtmäßige Usurpation, zu Gunsten deren keine Verjährung angenommen werden könne. Die Gewalt, welche das Parlament sich selbst zusprach und in seinen Handlungen wie in seinen Reden aussprach, war nach ihm eine gesetzmäßige, die zwar lange gelähmt und unwirksam geblieben, aber nie abgeschafft gewesen war noch seyn konnte, und die endlich die Schranken durchbrach, mit

Forderungen des Parlaments und der neuen Richtung, welche die Bedürfnisse, die Wünsche, die Ideen genommen hatten, etwas nachgegeben, dann aber, als die angreifende Parthei rasch vorwärts ging, immer wilder um sich griff und den Thron seiner Stütze in der Person des tugendhaften und unglücklichen Strafford beraubte, überlegte Festigkeit und besonnenen Widerstand geleistet, so wäre der heftige Streit nicht in einen bürgerlichen Krieg ausgeartet. Aber Carl setzte Hartnäckigkeit den billigen Vorschlägen des Parlaments entgegen, und verrieth Schwäche als der schon lange geführte Zwist auf seinem Wendepuncte stand. Da trat Alles aus dem gesetzmäßigen Geleise, und als das Parlament alle Gewalt an sich zog, das Oberhaus auflös'te, die Königlichgesinnten aus seiner Mitte stieß, da hob die Revolution mit allen ihren Gräueln an. Nun war der Gebrauch der Gewalt von Seiten des Königs recht, ja pflichtmäßig, um so mehr als das Unterhaus auch zur Gewalt griff. So kam es, daß da, wo eine Reform nothwendig hätte eintreten müssen und allen Gebrechen und Beschwerden abgeholfen haben würde, die Bewegung der Gemüther auf's höchste stieg, durch die heuchlerische List, die berechnete Kühnheit und den eisernen Willen von Cromwell eine politische Umwälzung ausbrach, der der Tod des Königs sein blutiges Siegel aufdrückte, ein Verbrechen, vor welchem einige Jahre früher die Mörder selbst zurückgebebt wären, ein

Verbrechen, welches England noch heut beweint, verabscheut und förmlich abbüßt.

Nachdem die Nation dahin gekommen war, wo sie eigentlich nicht hin wollte, als die Verfassung, welche die Freunde der Freiheit in verjüngter Form aufrecht zu erhalten und zu beleben trachteten, umgestürzt, das Unterhaus auseinandergejagt worden war und Cromwell sich zum Protector aufgeworfen hatte, führte England den Namen der Republik, hinter welchem der Usurpator eine unbeschränkte Gewalt ausübte. Zur Belehrung der Völker und der Fürsten hatte die irregeleitete Liebe zur Freiheit zum Despotismus geführt, und um einigen Mißbräuchen abzuhelfen hatte man die Tyrannei auf den Trümmern des rechtmäßigen Throns erhoben.

Dieser unglückliche Versuch endigte mit Cromwell und wurde mit ihm zu Grabe getragen. Die Nation kehrte mit verdoppelter Liebe zu ihrer alten Verfassung und zu dem Königthum zurück. Carl der Zweite bestieg den Thron seiner Väter. Die Souveränität gestaltete sich immer mehr, wie es in dem Wesen der englischen Verfassung von jeher gelegen hatte; sie erschien immer mehr gesetzmäßig getheilt zwischen dem König und den beiden Häusern. Allein Carl der Zweite war durch die blutigen Erfahrungen, die er gemacht, nicht eines bessern belehrt worden. Das Unglück, welches edle Naturen noch mehr veredelt, unedle aber öfters verhärtet oder abstumpft, war über ihn ergangen ohne seinem

Charakter Festigkeit und seinem Geiste Ernst und Gediegenheit zu geben. Durch eine sonderbare Mischung von Schwäche und Willkür, von Leichtsinn und Eigensinn verkannte er seine Stellung und die Stimmung seines Volks. Das Parlament trotzte ihm zwar die Habeas-corpus-Acte ab, welche die individuelle Freiheit beschützend, das Werk der Magna-Charta vollendete, und die Test-Acte, welche gegen die Eingriffe und die Fortschritte der katholischen Religion gerichtet war. Aber diese Gesetze befriedigten und beruhigten doch nicht das Volk, weil der König weder durch seine Grundsätze noch durch seine Gesinnungen ihm Vertrauen einflößen konnte; die einen war unklar und schwankend, den anderen mangelte Ernst, Reinheit und Adel. Er verrieth nur zu sehr, daß er die Schranken der königlichen Gewalt haßte, und doch nicht die nöthige Kraft hatte, um diese Gewalt mit Selbständigkeit planmäßig zu behaupten.

Das unvorsichtige und schwache Benehmen Carls bereitete die neuen Unruhen, die unter seinem Nachfolger Jakob dem Zweiten ausbrachen, vor. Als dieser Fürst eben so unkluge als unrechtmäßige Eingriffe in die Verfassung und in die Religion des Landes that, erhob sich das Parlament gegen ihn, um Beides zu retten; so entstanden die Begebenheiten, welche die Engländer noch heute „die gesegnete Revolution" nennen, die mit der berühmten Convention endigte, welche die Rechte des Königs und

des Parlaments näher bestimmte und die als ein förmlicher Vertrag zwischen der Nation und Wilhelm dem Dritten angesehen werden kann. So wichtig auch diese Ereignisse waren, so kann man sie doch im eigentlichen Sinn nicht eine Revolution nennen, da die Verfassung von Alt-England nicht gewaltsam und unrechtmäßig umgestürzt oder abgeändert wurde, sondern dieselbe vielmehr fester begründet, genauer bestimmt und ganz in dem ihr beiwohnenden Geiste vervollkommnet wurde. Jakob der Zweite, so kann man mit Wahrheit sagen, versuchte eine Revolution in England zu machen, indem er die ganze Souveränität an sich ziehen wollte. Das Parlament, vermöge des ihm gebührenden Antheils an derselben, hatte in seinem Widerstand und seinen gesetzmäßigen Bemühungen zum Zweck, diesen Versuch zu verei-

sehr bedeutend, in Hinsicht ihrer Gegenstände vielumfassend und in Hinsicht ihrer Mittel durchgreifend, so bald diese Gewalt nur verfassungsmäßig handelt und zweckmäßig verfährt. Freilich sind solche Veränderungen, die in alle Verhältnisse eingreifen und sie neu gestalten, vielleicht nie nothwendig, und sehr selten rathsam und heilsam. Es ist eben so wenig den Maximen der politischen Klugheit als den strengen Grundsätzen der Gerechtigkeit angemessen, den Rechtszustand bei einem Volke durch eine ganz neue Gesetzgebung zu erschüttern, einen Staat von seiner Vergangenheit loszureißen, um die Gegenwart zu verherrlichen und einer bessern Zukunft entgegenzuführen. Bei einem solchen gewagten Unternehmen läuft man Gefahr, mit dem Herkommen und den Gewohnheiten auch den Gehorsam und die Ehrfurcht gegen die Gesetze zu schwächen und einem Volk sein politisches Gewissen zu entreißen, indem man ihm wohl erworbene Rechte entzieht und ihn von Pflichten losspricht, die ihm vermöge ihrer Dauer und ihrer Alterthümlichkeit eben so unwandelbar und heilig als die Naturgesetze erscheinen. Auch haben oft dergleichen halsbrechende Experimente, wenn die Völker, mit ihrem bürgerlichen und politischen Dasein verwachsen, Festigkeit und Energie verbanden, Bewegungen der verderblichsten Art erzeugt.

Joseph der Zweite, der wilde Reformator seiner Staaten, der, vielleicht in den reinsten Absichten, vielleicht auch um seiner Herrscherwillkür einen leichtern

und freiern Weg zu bahnen, den ganzen Staat aus seinen Angeln hob, der in seinen so mannigfaltigen und so verschiedenen Ländern, Alles plötzlich nach einem allgemeinen einförmigen Leisten einrichten wollte, und bei seinem riesenhaften Vorhaben weder die Zeit befragte noch die Ueberzeugungen und die Meinungen schonte, brachte die Gemüther in Gährung, verleitete sie zum förmlichen Aufruhr und hatte auf seinem Todtenbette das schmerzhafte aber verdiente Gefühl, die Säulen des Staats schwanken und die Monarchie mit einer nahen Auflösung bedroht zu sehen, welche die Weisheit seines Nachfolgers allein zu hindern vermochte, indem er Alles in das frühere Geleise zurück brachte. Dieses Beispiel beweis't hinlänglich, wie gefährlich für einen Staat große, durchgreifende Veränderungen sind, auch wenn sie von der rechtmäßi-



Solche Revolutionen, wie wir schon gesehen haben, sollen nie als unvermeidlich und nothwendig angesehen werden, denn sie sind nicht Begebenheiten, die aus allgemeinen Naturgesetzen abgeleitet und erklärt werden sollen, sondern Handlungen, wozu die Begebenheiten nur die Veranlassung geben und die immer zugerechnet werden können. Das Gegentheil behaupten, hieße den Fatalismus statt der Freiheit in die Geschichte der menschlichen Gesellschaft einführen. Solche Revolutionen werden entweder von den Leidenschaften der Hab- und Herrschsucht herbeigeführt oder auch von falschen, verderblichen Lehren über die Natur und den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, über Volksglück und Volksrechte eingegeben und veranlaßt. In beiden Fällen sind sie das Werk der Menschen, die Wirkungen einer irregeleiteten oder gemißbrauchten Freiheit; in allen sind sie verschuldet und fallen ihren Urhebern zur Last.

Die Leidenschaften der Hab- und Herrschsucht haben öfters den Regierenden ihre gesetzmäßige Gewalt, sei es durch List oder durch physische Uebermacht entrissen, um selbst zu regieren und die Souveränität zu erobern. Oefters haben sie ohne die Mitwirkung der Mehrzahl ihr Spiel begonnen und glücklich zum Ziel geführt. Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß die Verbrechen, die bei dergleichen Umwälzungen aus den Leidenschaften und den Lastern hervorgehen, ihren Urhebern allein zuzuschreiben sind. Aber in der Regel

haben die Ehrsüchtigen die Mitwirkung der Mehrzahl des Volks gebraucht und benutzt, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Sie beobachteten mit scharfem Blick und heimlicher Schadenfreude die Fehler, die Mißgriffe, das unkluge Verfahren der Regierung; sie sahen die immer wachsende Unzufriedenheit des Volks; sie reizten, erhitzten, erzürnten die Gemüther immer mehr durch eine anscheinende Theilnahme und eine geheuchelte Uneigennützigkeit; sie ließen planmäßig den Aufruhr aus dem gesteigerten Unwillen hervortreten, und als die ungezügelte Kraft des Volks den Hebel den Händen der Regierung entriß, bemächtigten sie sich desselben und bildeten eine neue Staatsform, die ihren Absichten angemessen war und ihnen die oberste Gewalt, nach welcher sie trachteten, gewährte. Ihr Zweck war von Anfang her, die rechtmäßige Gewalt zu stürzen; die Unterdrückung, welche von der gestürzten Regierung ausging, war ihnen nur die erwünschte Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen, und leider theilten mit denselben die Inhaber der rechtmäßigen Gewalt durch ihr Benehmen die Schuld der Umwälzung des Staats.

In früheren Zeiten bietet die Geschichte nur solche politische Revolutionen dar, wie wir sie eben bezeichnet ben. Es war unserer Zeit vorbehalten, große Revolutionen aus falschen, verderblichen Lieblingstheorien hervorgehen zu sehen. Mächtige Staaten sind durch gewaltsame Mittel aufgelöset worden, in dem Wahn, sie nach einem vermeintlichen Ideal wieder zusammen-

zusetzen. Ihr politischer Organismus wurde planmäßig zerstört, um einem bessern vollkommnern Raum zu geben. Man tödtete für den Augenblick die moralische Person der bürgerlichen Gesellschaft, um dieselbe in verklärter Gestalt wieder auferstehen zu lassen.

Die rechtmäßige Gewalt im Staate existirt nur für das Volk, und das Wohl desselben soll stets ihr höchster und alleiniger Zweck seyn. Statt von diesem Grundsatze auszugehen, behaupten aber die neumodischen Theorien, daß der Wille des Volks die einzige Quelle der rechtmäßigen Gewalt sey. Diesem falschen Grundsatze gemäß wird nun weiter gefolgert: daß ein Vertrag zwischen Volk und Herrscher einer jeden bindenden Gewalt zum Grunde liegt oder liegen muß; daß dieser Vertrag gar nicht ein unverbrüchlicher, ewiger sei, und nicht nur durch die That aufgehoben ist, sobald die Staatsgewalt ihre Pflichten verletzt und ihre Rechte überschreitet, sondern daß er alle Tage einem andern Platz machen muß, sobald das Volk nicht mehr sein Heil und seinen Vortheil in demselben sieht; daß bindende vernünftige Gesetze nur aus einer Verfassung hervorgehen können, in welcher die Stimme des Volks unmittelbar oder mittelbar den Ausschlag gibt.

Wenn man diesen vermeintlichen Axiomen näher tritt, dieselben beleuchtet, zersetzt und auf ihre Elemente zurückführt, so erkennt man leicht, daß sie theils einseitige, theils nichtige Luftgebilde sind. Denn eine oberste souveräne Staatsgewalt muß dem col-

lectiven Begriff des Volks nothwendig vorangehen, da sie allein die Einheit dieser moralischen Person bildet und ohne sie es nur einzelne in Raum und Zeit zusammentreffende Individuen geben würde. Der Staat kann nicht in einem förmlichen Vertrag seinen Ursprung haben, da Verträge eines Volks erst mit dem Dasein des Volks, das in dem Staat und durch den Staat allein denkbar ist, in die Wirklichkeit eintreten können. Mit der Grundlage dieses ideellen Gebäudes fällt das Gebäude selbst zusammen. Wäre die Form eines Staats und sein Wesen, welches in der Natur und dem Organismus der souveränen Gewalt besteht, nicht etwas Festes und Permanentes; wären sie so veränderlich wie der Schnitt eines Kleides, und so beweglich wie die Lettern in der Buchdruckerkunst, aus denen heute ein Buch und morgen ein anderes zusammengesetzt wird, so würde die bürgerliche Ordnung keinen Haltpunct haben, die größte Unsicherheit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen herrschen, und die Leidenschaften aller Art würden mit dem Staate ein eben so leichtes als verderbliches Spiel treiben.

So gehaltlos auch die Lieblingslehren des Tages seyn mögen, so wenig sie aus der Tiefe geschöpft sind, so haben sie doch wegen ihrer Oberflächlichkeit selbst ein außerordentliches Glück gemacht. Da sie mit allen selbstsüchtigen Leidenschaften Wahlverwandtschaften haben, so bieten sie ihnen die erwünschtesten Mittel, sich unter der Maske der Freiheit und des Gemeinsinns ohne Schaam und Gefahr zu befriedi-

gen. Die Besseren im Volke hängen diesen Trugbildern aus einer blinden Gutmüthigkeit oder an einer politischen Schwärmerei an, die in einer erhitzten Phantasie ihren Stoff wie ihren Ursprung findet. Sie wollen das Vollkommene, wähnen daß sie die Gesellschaft durch diese Lehren dem Ideale näher bringen, und sehen nicht ein, daß sie dadurch das bestehende Gute verscherzen und allen Lastern die Bahn brechen; ohne es zu wissen und zu wollen, reichen sie den Feinden der Ordnung gefährliche Waffen, und geben die Gesellschaft der Hab- und Herrschsucht Preis. Nach diesen verderblichen Theorien aus abstracten Begriffen und allgemeinen Grundsätzen sind in den letzten Zeiten politische Revolutionen entstanden, die bis dahin in der Geschichte unbekannt waren, die sich durch ihre Quelle, ihren Gang und ihre Resultate von früheren Revolutionen ganz unterscheiden und damit anfingen, die rechtmäßige Gewalt als unrechtmäßig über den Haufen zu werfen, und eine unrechtmäßige, die sie für die allein rechtmäßige ausgaben, zu gestalten. Eine solche Revolution, die von den Thatsachen, von der Erfahrung, von der Vergangenheit und der Gegenwart keine Notiz nimmt, eine Revolution, aus sogenannten Ideen entsprungen, übt wie keine, eine zermalmende Gewalt aus, die über Trümmern stolz einhergeht und keine Mittel scheuet oder verwirft, um ihren unbestimmten luftigen Zweck zu erreichen. Eine solche Revolution trägt mehr als jede andere das Gepräge der Freiwilligkeit; sie kann um so mehr

ihren Urhebern und Beförderern zugerechnet werden, als sie selbst auf dieses ihr Werk Ruhm-Ansprüche gründen; solche Revolutionen müssen also mit Strenge verurtheilt und ohne Schonung gebrandmarkt werden.

Allein um dergleichen politische Revolutionen richtig abzuschätzen und zu erklären, muß man nicht unbemerkt lassen, daß die bezeichneten falschen Lehren nur dann große Bewegungen hervorbringen, wenn sie mit einer gewissen unruhigen Stimmung der Gemüther zusammentreffen, dieselbe benutzen, sie bis zur Gährung steigern und vor allen Dingen mit den Bedürfnissen der niedern Volksclasse einen Bund schließen. Diese unruhige Stimmung der Gemüther fällt gewöhnlich in eine Periode, wo durch die Fortschritte der Cultur die Gesetzgebung und die Form der Verwaltung nicht mehr mit den Verhältnissen der Personen und der Sachen im Einklang stehen. Die Ideen, die Gefühle, die geistigen und moralischen Anlagen finden in dem alten Geleise nicht mehr die Mittel, sich zu befriedigen, sich frei und leicht zu bewegen; die Menschen empfinden eine gewisse Unbehaglichkeit, ahnen und wünschen Veränderungen, ohne sich von ihren Wünschen deutlich Rechenschaft zu geben. Die Bedürfnisse der niedern Volksclasse, welche immer nur auf die materiellen Bedingungen des Daseins gehen, nehmen in der Regel zu gleicher Zeit zu; sie hängen mit allgemeinen Ursachen zusammen, sie entstehen gewöhnlich aus einer übermäßigen Concurrenz der

Arbeitenden, die den Preis der Lebensmittel steigert und den Lohn herabsetzt. Allein da diese Bedürfnisse nicht leicht befriedigt werden können, so erregen sie eine immer wachsende Unzufriedenheit gegen die Regierung, die vom Volke mit Unrecht beschuldigt wird, diesen Zustand der Dinge verursacht zu haben.

Wenn bei einem Volke, wo die oberen Classen verstimmt sind, die unteren sich unglücklich fühlen, die vermeintlichen Weltverbesserer mit ihren falschen Theorien vortreten, und allen Classen Heil und Segen versprechen, wenn dieselben in's Leben übergehen könnten, so findet eine politische Revolution einen vorbereiteten Boden, auf welchem sie sich mit einer furchtbaren Schnelligkeit entwickelt. Ohne ihre Verbindung mit den geistigen und physischen Bedürfnissen würden die falschen Lehren in der Region der Speculationen harmlos und unfruchtbar geblieben seyn, und ohne die Richtung, die sie durch die falschen Lehren erhält, würde die Unzufriedenheit keinen gewaltsamen Ausbruch verursacht, sondern auf allerlei Wegen sich Luft gemacht haben, ohne den Staat in die Luft zu sprengen. Nur das Zusammentreffen der unreifen, verderblichen Lehren und der Bedürfnisse bildet die Gefahr, denn alsdann treten die Ideen, mit dem physischen Arm und der wilden Kraft der Menge bewaffnet, in die Wirklichkeit ein.

Solche Revolutionen werden öfters als unvermeidlich und nothwendig betrachtet, allein auch sie sind es keineswegs, sondern sind immer verschuldet,

theils von Seiten der Regierenden, die das nicht thun, was vonnöthen ist, um den geistigen und physischen Bedürfnissen des Volks abzuhelfen und dem Zustande der Gesellschaft zu entsprechen, theils von Seiten der Regierten, welche Dinge fordern, die weder gerecht noch zweckmäßig sind und die Kräfte so wie den Wirkungskreis der Regierung übersteigen.

Was das erste betrifft, nämlich die Pflichten der Regierung in einer bewegten und fortschreitenden Zeit, so sind allmählige, besonnene, dem Charakter der Zeit angemessene und gut berechnete Verbesserungen sowol in Hinsicht des Stoffs als der Form des gesellschaftlichen Lebens die wahren und einzigen Mittel, den Revolutionen vorzubeugen.

Alles, in der moralischen und politischen Welt, so wie in der physischen, ist dem Wechsel unterworfen; es gibt in keinem Theile des Weltalls einen eigentlichen wahren Stillstand. Das Seyn der Wesen besteht in einem steten Werden; auch die einfachsten verändern sich von einem Augenblick zum andern. Die Veränderungen nehmen bei einer jeden Art von Wesen im Verhältniß zu ihrer Zusammensetzung zu. Der Mensch ist vermöge seiner Natur in einer beständigen Ebbe und Fluth von Bewegungen, Handlungen, Gefühlen und Vorstellungen begriffen. Die bürgerliche Gesellschaft, aus beweglichen Elementen bestehend, erhält von denselben nach einem viel größern Maaßstab Beweglichkeit und nach allen Richtungen Bewegung. Die Production nimmt mit der Arbeit ab und zu, der

Gegen-

Gegenstand, die Theilung, die Natur, das Verfahren der Arbeit bleiben nicht dieselben. Das Vermögen vermehrt oder vermindert sich nach Maaßgabe dieser Umstände, die Beziehungen der Sachen zu den Personen und der Personen zu den Sachen gestalten sich auf eine verschiedene Art. Der Grundbesitz und mit ihm das politische Ansehen gehen aus einer Hand in die andere, verlassen einen Stand und gehen zu den niederen über. Dieses materielle Treiben der Gesellschaft hat einen entschiedenen Einfluß auf den Gang der Ideen, auf die Richtung der Gefühle, das Streben der Leidenschaften, die Ansprüche und die Anmaßungen der einzelnen Staatsbürger und ganzer Classen derselben. Es entsteht in den Gemüthern ein unbestimmtes Unbehagen, eine geheime Gährung, eine sich mehr oder minder aussprechende Unruhe, die von einer Statt findenden Disharmonie zwischen gewissen bürgerlichen Einrichtungen und der Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, zwischen den alten Gesetzen und den neuen Verhältnissen, erzeugt wird.

Die erste Pflicht der Regierung ist, den jedesmaligen Zustand der Gesellschaft zu beobachten, zu untersuchen, und sich von den Veränderungen, welche von dem Fort- oder Rückschreiten der Cultur unzertrennlich sind, genau Rechenschaft zu geben. Sie muß die Zeit in ihren Gestaltungen und Phänomenen erkennen, prüfen, abschätzen, und mit Ruhe und Einsicht die Veränderungen in die Gesetzgebung und in

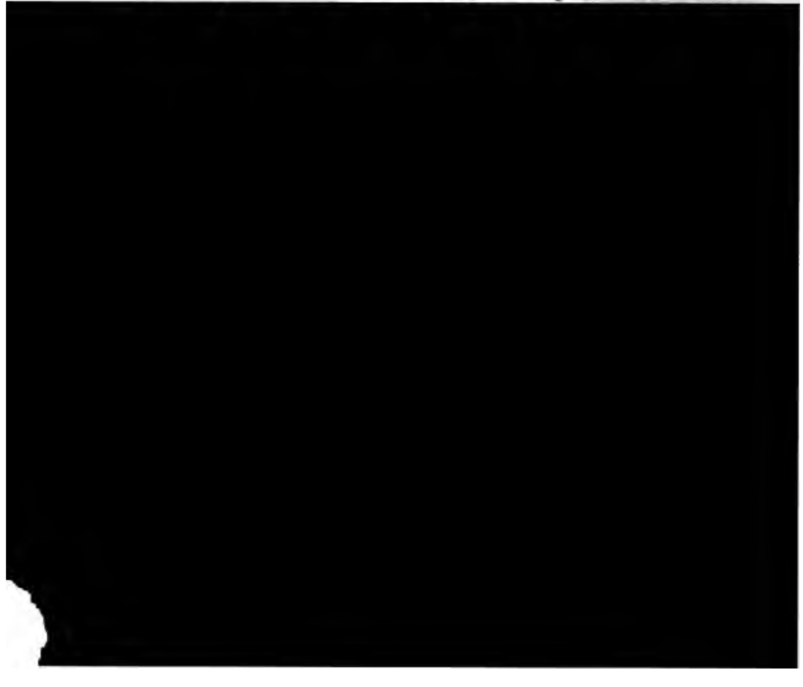
die Formen des Staats eintreten lassen, welche der Gestaltung der Gesellschaft und den Erscheinungen der Zeit angemessen sind. Auf diesem Wege allein können die Regierungen, indem sie höher sich stellen als die Zeit, dieselbe verstehen und leiten lernen, der Neuerungssucht zuvorkommen, in so fern sie selbst das zur steten Vervollkommnung des Ganzen Erforderliche bedenken, das Leben des Staats mit dem Leben der Einzelnen und der besonderen Stände in Einklang bringen, und wilde Bewegungen in ihrer Geburt ersticken, indem sie die Gesellschaft in die gesetzmäßige Bahn sich fortbewegen und weiter vorrücken lassen.

Eine Regierung, die, ihrer hohen Bestimmung uneingedenk, dieses ihr pflichtmäßiges Verfahren verkennt und vernachläßigt, die da wähnt, daß Alles um sie her in demselben Zustand beharrt, weil sie selbst unbeweglich steht, die rückwärts geht, wenn Alles vorwärts schreitet, und die Kräfte so wie den Geist des Volks in die enge alte Hülle, die früher ihm genügte, einzwingen will, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die sich ausdehnenden Kräfte die Formen zersprengen, die sich durch den Lauf der Zeit in Fesseln verwandelt haben. Eine jede Revolution, die aus einem solchen unnatürlichen Zustand der Dinge entspringen mag, ist nur dann in so fern nothwendig, als sie die nothwendige Folge der Fehler, der Gebrechen und Verbrechen der Regierung ist; aber diese sind darum nicht weniger verschuldet, und konnten vermieden werden.

Eine progressive Bewegung, eine langsame Entwickelung, eine stete Vervollkommnung aller Zweige des Staatsorganismus und des öffentlichen Lebens sind also von Seiten der Regierungen die ersten Bedingungen der Ruhe so wie der Wohlfahrt der Staaten. Durch zeit- und zweckgemäße Verbesserungen halten sie Schritt mit dem Gange der Cultur und der Thätigkeit der Kräfte, die den gesellschaftlichen Mechanismus bilden und unterhalten. Wenn sie in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Stimme der Vernünftigen im Volke handeln, so verhindern sie ihre Verstimmung und Alles was damit zusammenhängt. Die Zeit bringt die Nothwendigkeit gewisser Reformen mit sich; der Stoff, der Gegenstand, die Veranlassung derselben gehen von ihr aus. Die Zeit gibt den Augenblick, wo sie eintreten müssen an, und die Zeit drückt ihnen das Siegel auf, das sie den Völkern theuer und heilig macht.

Die Regierungen würden aber ihren Zweck nur halb erfüllen, und die heilsamsten Verbesserungen würden verkannt, verhindert und sogar in ihrem Keim zerstört werden, wenn sie, indem sie den Wünschen der Besseren nachgeben oder zuvorkommen, nicht suchten die materiellen Bedürfnisse der Masse zu befriedigen oder zu beschwichtigen. Freilich ist ihre Wirksamkeit in dieser Hinsicht beschränkt und meist nur negativ. Sie können und sollen nicht zu tief und zu viel in die Ursachen eingreifen, welche die Production und die Consumtion bestimmen, die Richtung der Ar-

heit, die Anwendung der Kräfte, das Einkommen und die Ausgaben der Einzelnen verändern; denn dieses entzieht sich meistens ihren Berechnungen, überschreitet ihre Macht, und muß dem natürlichen Gang der Gesellschaft und dem wohlverstandenen Interesse der Individuen überlassen bleiben. Allein es ist schon sehr viel gethan und gewonnen, wenn die Regierungen der allgemeinen Betriebsamkeit keine Fesseln anlegen, wenn sie die Hindernisse der freien Bewegung aus dem Wege räumen, und durch eine kluge Gesetzgebung das Thun und Treiben der Menschen nur in so fern beschränken, als die öffentliche Sicherheit und die Bedürfnisse des Staats ein solches erheischen. Sie befördern oft das Gute, indem sie es nicht hemmen; sie entwickeln die Kräfte, indem sie dieselben nicht einengen oder lähmen. Bei einer solchen Behandlung können



den sie leicht und bald beigelegt werden und nie in Revolutionen ausarten.

Wenn ein Staat, der Vernunft gemäß eingerichtet, mit Verstand verwaltet wird und mit der allgemeinen Vernunft in Uebereinstimmung ist; wenn, durch Befreiung von allen unnöthigen Beschränkungen, durch ein Abgaben-System, welches nur das Nothwendige, dieses aber auf eine leichte, einfache, billige Art, erhebt und es auf die wahren Gegenstände anwendet, das Volk sich des Wohlstandes erfreut oder die es drükkenden Uebel nicht der Regierung zuschreiben kann, so finden die falschen, verderblichen politischen Lehren wenig Anhang und Eingang; als unhaltbar und gehaltlos erkannt, unterliegen sie bald der Wahrheit. Freilich können die sich verbreitenden Ideen und Meinungen, wenn sie die Staatsverhältnisse betreffen, nie dem Staate gleichgültig sein, und in unseren Zeiten verdienen sie die höchste Aufmerksamkeit, da eine ganz eigene politische Schwärmerei um sich gegriffen hat, und bei Manchen der Wunsch, ihre Principien, es sei nun aus Eitelkeit oder aus mißverstandener Philanthropie durchzusetzen und durchzuführen, bis zu einer wahren Leidenschaft gesteigert worden ist. Aber so lange die Meinungen nicht zu Handlungen führen oder in Handlungen ausarten, muß der Staat der Wahrheit vertrauen und der Macht der Vernunft die Bekämpfung des Irrthums überlassen. Rede erzeugt Gegenrede, Schrift Gegenschrift, und Sophismen unterliegen den Waffen des Scharfsinnes und der dialektischen Kunst.

Sollte auch in einzelnen Fällen und in gewissen Perioden Alles zusammentreffen, was eine Umwälzung des Staats herbeiführen kann, so würde der Umsturz der rechtmäßigen Gewalt dadurch erklärt, aber nicht gerechtfertigt. Sollten auch falsche Lehren herrschend geworden seyn und im Bunde stehen mit der eingetretenen Verarmung des Volks, sollten auch die Mißgriffe, die Erschlaffung, die Unthätigkeit der Regierung zu gerechten Beschwerden Anlaß geben: so würde eine Revolution deswegen noch nicht moralisch nothwendig seyn; nicht bloß deshalb, weil sie von Oben und von Unten freiwillig verschuldet wäre und den Verführern so wie den Verführten zugerechnet werden müßte, sondern weil, so groß auch die bestehenden Uebel seyn mögen, die gewaltsame Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung immer ein alles überwiegendes Uebel seyn wird. Da die Souveränität das Lebens-Princip der Gesellschaft ist, so erscheint die Aufhebung der bestehenden souveränen Gewalt stets als ein Verbrechen und in seinen Folgen als das gewagteste Hazardspiel. Es ist ein Selbstmord, den die Gesellschaft an sich ausübt, nach welchem die Auferstehung des Staats, und zwar in verjüngter Gestalt, selten eintritt und immer durch Verbrechen und Unglück aller Art erkauft wird.

Ueber die

vorbereitenden und bewirkenden Ursachen

der Französischen Revolution.

Satz. Die Französische Revolution, seit langer Zeit vorbereitet, lag tief in allgemeinen Ursachen verborgen; sie war also unvermeidlich und das alleinige nothwendige Mittel Frankreich zu retten.

Gegensatz. Die Französische Revolution war einzig und allein das Werk der Leidenschaften; sie wurde von zufälligen Ursachen herbeigeführt und stürzte Frankreich ins Verderben.

Die widersprechenden und sich einander wechselseitig aufhebenden Urtheile über die Französische Staats-Umwälzung sind freilich oft vom Partheigeist eingegeben, und es ist natürlich, daß die Urheber oder Beförderer, und die Opfer derselben, eine ganz entgegengesetzte Sprache über ihre Ursachen und Wirkungen führen.

Allein der Grund dieser sich widersprechenden Urtheile liegt auch öfters nur in einem Irrthum des Verstandes und in einer Verwirrung der Begriffe. Man verwechselt nämlich die allgemeinen vorbereitenden Ursachen, welche dieser großen Staatsumwälzung vorhergegangen sind, mit den ihr näher stehenden und sie veranlassenden Ursachen, die sie eigentlich bewirkt haben. Indem man beide von einander trennt, die einen oder die anderen ausschließlich geltend machen will, stellt man zwei ganz verschiedene Gesichtspuncte auf, aus denen sich von selbst zwei ganz verschiedene Maaßstäbe ergeben.

Berücksichtigt und betrachtet man die allgemeinen vorbereitenden Ursachen allein, so findet man leicht Alles unvermeidlich und nothwendig, und kommt in Versuchung die Urheber der Revolution frei zu sprechen, oder sogar anzunehmen, daß es keine solche Urheber gegeben hat, und daß Alles, auch das Schreck-

lichste sich so ergeben mußte; abstrahirt man hingegen von den allgemeinen Ursachen und faßt man allein die veranlassenden auf, so sieht man nichts anderes in der Alles zermalmenden Bewegung, als einerseits die Fehler und Mißgriffe der Regierung und andererseits die Gewaltthätigkeiten und die Verbrechen des Volks und seiner Verführer. Dann scheint Alles nicht allein vermeidlich, sondern zufällig, das reine Werk der Willkür und einer strafbaren Freiwilligkeit.

Die Wahrheit steht auch hier in der Mitte; um sie nicht zu verfehlen, muß man die beiden Gesichtspuncte verbinden und mit einander verschmelzen. Ohne die vorbereitenden allgemeinen Ursachen, welche in der Geschichte von Frankreich tief verzweigt liegen, würden die individuellen Handlungen und besonderen Thatsachen, welche die großen Begebenhei-



Diese Ansicht der Französischen Revolution, da sie, als eine die beiden extremen Urtheile über dieselbe vermittelnde, sich darbietet, verdient eine nähere Erörterung.

Wenn man die allgemeinen vorbereitenden Ursachen alle aufsuchen und aufzählen will, so ist es schwer nach Grundsätzen zu bestimmen, wie weit man zurückgehen soll, und wo eigentlich das Uebel anhebt. So sehr auch der Mensch in jedem Augenblick der Gegenwart als Herr seiner Handlungen erscheint, so gehören sie ihm nicht mehr sobald sie als Thaten, aus seiner Freiheit hervorgegangen, geschehen sind. Sie schließen sich dann der Vergangenheit an und bilden mit allen Handlungen und Begebenheiten, welche die Jahrhunderte in derselben aufgehäuft haben, ein unzertrennliches Ganzes. In diese ununterbrochene Kette der Zeiten wirkt eine jede Zeit, sie sey auch noch so entfernt von der jetzigen, auf dieselbe ein, und man müßte in der Geschichte immer die ganze Kette durchlaufen, um irgend eine einzelne Begebenheit zu erklären, wenn man nicht sich selbst Grenzen setzen, und nothgedrungen irgendwo abbrechen wollte. So hat man auch in der Regel, wenn man den entfernteren Ursachen der Revolution nachgespürt hat, mit der Regierung Ludwigs XIII. angefangen, und auch wir wollen von diesem Puncte ausgehen, weil man in der That von hier an diese Ursachen deutlicher wahrnimmt.

Wie alle Staaten, die aus den Eroberungen und der Ansiedelung Germanischer Völker hervorgegangen

sind, hatten sich in Frankreich Stände gebildet, die, neben den Thron gestellt, mit dem Könige die Gewalt theilten; sie bildeten den großen Nationalrath, hatten das Recht Steuern zu bewilligen und auszuschreiben, Beschwerden zu führen und Wünsche auszusprechen, und beiden gaben sie um so mehr Nachdruck als sie die Geldforderungen des Staats dazu benutzten, ihren eigenen Forderungen Eingang und Gehör zu verschaffen. Früher traten die Besitzer des unbeweglichen Grund-Eigenthums, die Corporationen des Adels und der Geistlichkeit, auf; später, schon unter Philipp dem Schönen, wurden die Städte zugelassen. So entstand ein herrliches Mittel, durch gesetzmäßige Organe dem Throne die Wahrheit näher zu bringen, die Bedürfnisse des Volks mit Würde und Kraft auszusprechen, den Weg, ihnen abzuhelfen, anzudeuten, und den gesellschaftlichen Mechanismus den Umständen gemäß in allen seinen Theilen langsam und sicher durch zweckmäßiges Zusammenwirken des Throns und der Stände zu vervollkommnen.

Diese gemeinnützige Institution, die wie ein Leuchtthurm der wahren Freiheit aus der Finsterniß des Mittelalters hervortritt, gerieth in Frankreich seit Ludwig XIII. in Stockung und bald in Vergessenheit. Die letzte Versammlung der allgemeinen Stände fand im Jahre 1614 Statt. Mit ihr verschwand die vermittelnde Gewalt, die das Volk und den König einander näher brachte, dem Erstern Sicherheit, Freisinnigkeit und Antheil an dem Gemeinwesen

gab, und dem Andern zur Stütze, Belehrung und Leitung dienen konnte. Wäre die ständische Form auch nur ein nützlicher Ableiter des Gährungsstoffes, der sich mehr oder minder in allen politischen Körpern erzeugt, gewesen, so hätte man dieselbe pflegen und sie nie aus dem Leben treten lassen sollen. Mit ihr starb ein wesentlicher Theil des Staatsorganismus aus, und nichts Gleichartiges ersetzte ihn. Es war die Schuld oder vielmehr das Verbrechen der Minister. Sie, nicht das Königthum, hatten diese warnende, drohende, manchmal strafende Gewalt zu befürchten. Allein sie überredeten die Könige vom Gegentheil, und die königliche Macht verlor in der That und in der Meinung des Volks von ihrem Ansehen durch die Vernachlässigung der ständischen Form, indem dadurch die heilsame, hemmende Schranke der Ministerial-Willkür zu wirken aufhörte.

Richelieu, der neben seinem Schattenkönig mit gewaltiger Kraft und strenger Consequenz seinen Despotismus durchführte, war der Mann nicht, der die ständische Verfassung lieben konnte. Thätige vielumfassende geniale Köpfe, feste, energische, eiserne Charaktere, wie der seinige, ihrer Ueberlegenheit sich bewußt, wollen sich frei, ungehindert, mit ungetheilter Gewalt in einem großen Wirkungskreise bewegen. Eine jede Beschränkung ist in ihren Augen ein unerträgliches Joch, die wohlerworbenen Rechte, die sich ihrer zerstörenden oder schaffenden Willkür entgegensetzen, sind ihnen verhaßt. Da sie allein gebieten wollen, räumen

sie Keinem die Befugniß ein, im Staate mitzusprechen, und noch weniger mitzuwirken. Alles soll ihnen als bloßes Mittel oder blindes Werkzeug zu ihren Zwekken dienen. Ein jedes Hinderniß, welches ihnen in ihrem raschen Laufe aufstößt, erscheint ihnen als ein frevelhafter Widerstand, der, wo nicht bestraft, doch gebrochen werden muß. So war Richelieu. Unter dem Vorwand, die königliche Gewalt herzustellen, zu sichern, zu vermehren, wollte er nur seinen eigenen Despotismus begründen und befestigen. Daher untergrub oder vernichtete er alle Freiheiten der Stände wie der Einzelnen, der Städte wie des Landes, behandelte sie als wären sie Eingriffe oder Usurpationen in die rechtmäßige königliche Gewalt, und stempelte dadurch gewissermaßen diese selbst zu einer großen, Alles verschlingenden Usurpation.

Der Adel zählte viele Vorrechte aus den Zeiten des Mittelalters, die er öfters mißbraucht hatte, um die Rechte der anderen Classen zu verletzen und die des Throns zu schmälern. Viele derselben waren freilich mit der neuen Ordnung der Dinge, die sich aus den Fortschritten der Cultur ergeben hatte, schwer zu vereinbaren. Richelieu fand es kürzer und sicherer, dem Adel diese Vorrechte gewaltsam zu nehmen und den Gebrauch derselben unmöglich zu machen, als den Mißbrauch derselben zu verhindern. Die großen und mächtigen Vasallen wurden theils geschreckt, theils bestochen; die Kühnen und Starken wurden als Verschwörer gegen den König angeklagt und als solche

bestraft und hingerichtet; die Schwachen und Biegsamen wurden durch die Lockungen der Gunst und der Vergnügungen in die Hauptstadt gezogen, und ihre festen Schlösser, wo sie frei lebten, verlassend, geriethen sie in eine glänzende Knechtschaft. Die Bekenner der Reformation hatten von der Dankbarkeit Heinrichs IV. große und gefährliche Freiheiten erhalten, die aus ihnen einen Staat im Staate bildeten; ihnen waren sogar befestigte Städte als Sicherheit ihrer anderen Vorrechte eingeräumt worden, und es ist nicht zu leugnen, daß unternehmende und ehrsüchtige Anführer, wie der Herzog von Rohan, diese Schutz- und Vertheidigungswaffen in Angriffsmittel gegen die Regierung zu verwandeln versuchten. Richelieu, diese mächtige Corporation fürchtend, zerriß den Vertrag, dem die Bourbons den Thron zu verdanken hatten, indem er die Städte der Reformirten mit Gewalt einnahm, ihre politische Corporation zerstörte, und sie mit allen übrigen Unterthanen auf gleichen Fuß setzte.

Nach dem Tode des furchtbaren aber genialen Ministers und dem des edlen, reinen, aber schwachen Königs, trat eine stürmische Minorität ein. Unter Richelieus geistreichem und gewandten, aber den Großen wegen seines gemeinen Wesens verächtlichen, dem Volke wegen seiner Habsucht verhaßten Nachfolger versuchten die Ersteren die ihnen verbleibende Macht und Gewalt zu gebrauchen, um die ihnen entrissene wieder zu erobern. Um den Staat zu beherrschen ver-

banden sie sich mit dem Parlamente von Paris, dessen Beispiele die anderen Parlamente folgten. Diese obersten Gerichtshöfe, die früher mit der Gesetzgebung und der Verwaltung nichts zu thun hatten, verdankten der Vergessenheit, in welche die Stände geriethen, ein größeres Ansehen, und ihre Anmaßungen überstiegen noch bei weitem die Vergrößerung ihres Wirkungskreises. Um den Gesetzen, zumal den Steuer-Edicten, mehr Eingang zu verschaffen, und sie dem Volke zugleich zu empfehlen und bekannt zu machen, ward es Sitte, und später Gebrauch, dieselben in die Acten des Parlaments eintragen zu lassen. Dieses ihnen zugestandene Vorrecht gab ihnen die Veranlassung, sich dem Volke beliebt und in den Augen der Regierung wichtig zu machen. Bevor sie sich dazu bequemten, die Gesetze einzutragen, gewöhnten sie sich, Vorstellungen und Remonstrationen gegen oder über dieselben dem Throne einzureichen. Dieses gewagte Verfahren ging durch. Der Versuch wiederholte sich, ward allmählig eine Gewohnheit und am Ende erschien die Gewohnheit als ein wohlerworbenes Recht. Das Parlament glaubte die Minderjährigkeit des Königs benutzen zu können, um weiter um sich zu greifen, betrachtete sich eigenmächtig als den Stellvertreter der Generalstaaten nach einem kleinern Maaßstabe, und machte gemeinschaftliche Sache mit den mißvergnügten Großen. Die letzteren wollten eigentlich nur den Cardinal Mazarin stürzen, das Parlament wollte sich geltend machen. Allein in der

der Hitze des Kampfes fochten sie beiderseits gegen die königliche Gewalt, und erhoben die Fahne der Empörung. Die entgegengesetzten Ansprüche der Verbündeten, die Entzweiung ihrer Anführer, die Unbeholfenheit der Empörer, die Passivität der Masse des Volks, das außerhalb Paris nicht in Bewegung gesetzt werden konnte, und mehr als dieses die Klugheit des Regenten, die listige Gewandheit des Ministers und das lebendige Interesse, welches das kräftige Aufblühen des jungen Königs einflößte, machten bald den Unruhen ein Ende und Alles trat in das gesetzmäßige Geleise zurück.

Man hat öfters dieses Zerrbild eines bürgerlichen Krieges, welches mit dem lächerlichen Namen der Fronde gebrandmarkt ist, als das letzte Aufbrausen der Freiheit und den letzten Versuch, dieselbe in Frankreich zu retten, dargestellt. Allein es war nur die letzte Anstrengung der ungesetzmäßigen Gewalt der Großen, eine verwegene und verderbliche Einschreitung der Gerichtshöfe in ein ihnen fremdes Gebiet. Diese wilde Bewegung, statt die königliche Gewalt zu beschränken, beförderte nur den Despotismus. Der junge König fühlte die Nothwendigkeit, die Großen durch sein Uebergewicht zu zähmen, sie durch ein feines, freundliches, wohlberechnetes Benehmen zu gewinnen, durch glänzende Unternehmungen zu beschäftigen, und durch neue Thaten die alten Erinnerungen aus der Vorzeit zu entkräften oder zu verwischen. Auch sah er die Nothwendigkeit ein, die Gerichts-

höfe in ihre Schranken zurückzuführen, lernte früh, der Hauptstadt, als einem gefährlichen Mittelpuncte verderblicher Unruhen, zu mißtrauen, und faßte den Entschluß, sie einer strengen Aufsicht zu unterwerfen.

Als er endlich, nach dem Tode seines Vormundes, mit den Gaben der Schönheit, der Anmuth, der Würde, mit einem großen obgleich ungebildeten Verstande und einem hochstrebenden Gemüth ausgerüstet, die Zügel der Regierung selbst ergriff, und sie thätig und kräftig lenkte, da erschien die königliche Gewalt die einzige rechtmäßige, und eben so wohlthätig als ungetheilt. Man vergaß die Vergangenheit, verlor sich mit Wonne in die Herrlichkeit der Gegenwart und hoffte noch mehr von der Zukunft. Der Despotismus, von Richelieu gegründet, wurde von Ludwig XIV. ausgebaut und künstlich verziert; da er die Ruhe, nach welcher alle Gemüther sich sehnten, befestigte, durch gesetzmäßige Strenge der Unordnung steuerte und statt der Schlaffheit der Regierung ein kräftiges Einwirken in alle Zweige der Verwaltung eintreten ließ, so dachte man nicht daran, mit ihm über die früheren Schranken zu rechten, die er aus dem Wege räumte oder überflügelte. Der Thron erhob sich über Alles und duldete keine Nebengewalten; aber grade weil er alle Stände niederhielt, schien er eine gesetzmäßige Gleichheit zu sichern; indem er durch seine Macht einer jeden Eigenmächtigkeit entgegentrat schien er die Freiheit zu beschützen. In der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. war

das Französische Volk dermaßen von dem Glänz der Krone Frankreichs, von der Glorie der großen Männer aller Art, die Ludwig umgaben und seinen Zwecken dienten, von der Pracht der Vergnügungen und dem Aufwande des Hofes, von den zwar ungerechten aber siegreichen Kriegen des Königs geblendet und berauscht, daß man die alten Formen der Freiheit nicht vermißte, vielmehr sich glücklich schätzte, der Bewegungen, die von ihnen unzertrennlich schienen, überhoben zu seyn. Der Despotismus erschien in der Person des Königs als die Allgewalt der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Genies, der es frevelhaft wäre Grenzen setzen zu wollen; und in diesem allgemeinen Taumel des Volks, welcher durch die Bewunderung der Fremden vermehrt wurde, vergaß man nur zu leicht, daß diese gesegnete Allgewalt, leicht und bald ausartend, die Geißel des Volks werden konnte.

Dieses zeigte sich schon als die zweite Hälfte der Regierung des Königs begann. Von den Ständen war nicht mehr die Rede. Das Remonstrationsrecht war dem Parlamente in so fern genommen worden, als es unter der ihm gegebenen Form ganz wirkungslos werden mußte. Es wurde festgesetzt, daß erst nach Eintragung der Gesetze und Steuer-Edicte das Parlament Vorstellungen gegen dieselben machen dürfe. Die Geistlichkeit war mehr als je in der Abhängigkeit des Thrones seit den vier berühmten Artikeln, welche zum Nachtheil des päpstlichen Stuhls die Freiheiten der gallicanischen Kirche festsetzten. Der

Adel, sich kaum noch seiner früheren Verhältnisse bewußt, diente der Krone im Heer, in den Gerichtshöfen, in der Verwaltung, und trug seine Fesseln mit Leichtigkeit und einer Art von Stolz. Die Freiheiten der beiden oberen Stände in Hinsicht der Steuern blieben zwar ungekränkt; auch wurden die der Communen, der Städte, der Provinzen, die entweder von Schenkungen oder von Verträgen herrührten, verschont, in so fern man sie ihnen nicht nahm, allein in der That wurden sie öfters beseitigt oder verletzt, und so herrschte Ludwig unumschränkt.

In der zweiten Hälfte seiner Regierung traten eben so die verderblichen Wirkungen seines Despotismus ins Leben, als früher, da er Alles zu verbessern, zu veredeln, zu vervollkommnen strebte, segensreiche Wirkungen daraus hervorgegangen waren. Als glückliche Eroberungskriege unglückliche Selbstvertheidigungskriege für Frankreich herbeiführten; als die großen Männer, die früher den Glanz ihres Genies auf den Thron zurückgeworfen hatten, allmählig verschwanden; als unfähige Minister Männer wie Colbert und Louvois ersetzten, und ungeschickte Günstlinge das Heer führten; als der König, von einer klugen aber engherzigen und frömmelnden Frau beherrscht, durch einen irre geleiteten Eifer für die Religion seine früheren Schwachheiten zu verwischen wähnte; als er durch das Alter geschwächt und verstimmt, fremden Eingebungen Gehör gab, und immer noch glaubte, selbst und allein zu regieren; als die Protestanten ohne sein

Wissen und Wollen schrecklich verfolgt wurden und zur Auswanderung ihre Zuflucht nahmen; als das Interesse der Jesuiten das Haupt-Staatsinteresse wurde, und man sich beinah ausschließlich mit der Vollziehung der Bulle gegen die Jansenisten beschäftigte — da fühlte Frankreich die Last des Despotismus, und bereuete tief, daß es keine Mittel-Gewalten gäbe, um den Mißbräuchen der Alleingewalt zu steuern, und büßte schwer den sorglosen Leichtsinn und die blinde Bewunderung, mit welcher es der Willkür gehuldigt hatte. Die Masse der Abgaben drückte das Volk; die Ausgaben konnten nur durch gewaltsame Mittel oder gewagte Operationen bestritten werden; eine überschwänkliche Schuldenlast, die Folge der beständigen Kriege, der Fehler der Verwaltung, der Baulust und der Prachtliebe des Königs, verstopfte alle Quellen der öffentlichen Wohlfahrt; die Entvölkerung des Reichs nahm in einer furchtbaren Progression zu; der Ackerbau, die Gewerbe und der Handel stockten, weil die Betriebs-Capitalien zu einer jeden Arbeit fehlten. Je weniger die Regierung das Vertrauen des Volks verdiente, um so mehr wurde sie mißtrauisch. Die musterhafte Polizei, welche früher die Sicherheit, die Ordnung, die Gesundheit der Bürger beschützte, artete in elende Ausspäherei und tägliche Bedrückungen aus. Stille Traurigkeit und eine finstere Stimmung verbreiteten sich durch das Land, so wie sie den Thron umgaben, und der einst so Bewunderte, so Gefürchtete stieg ins Grab mit dem schmerzlichen

Gefühle des Unglücks seines Reichs und zur größten Freude seiner Unterthanen, die nun hofften freier zu athmen und einer bessern Zukunft engegen zu gehen.

Diese Hoffnungen wurden getäuscht. Der Geist der Regierung und der Gang der Verwaltung änderten ihre Richtung, allein der Zustand des Reichs besserte sich nicht. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. gerieth Frankreich in eine wahre moralische und politische Auflösung. Der Regent, Herzog Philipp von Orleans, war kenntnißreich, geistvoll, genialisch, dabei gutmüthig, wohlwollend, und in seinem öffentlichen Leben zeigte er öfters einen gewissen Adel der Gesinnung. Aber seine verruchten Sitten, seine grenzenlosen Ausschweifungen, sein Verspotten und Verlachen alles Heiligen, seine Sorglosigkeit und Trägheit, die mit der Erschlaffung seiner Organe immer zunahmen, lähmten oder verdarben alle seine großen Eigenschaften, gaben ihn den verworfensten Menschen Preis und hatten auf das Volk einen verderblichen Einfluß.

Um sich für die trübe Stimmung, die in den letzten Jahren Ludwigs XIV. sich der Gemüther bemächtigt hatte, zu entschädigen, folgte die Hauptstadt dem Beispiele des Hofes, und überließ sich einem wilden zügellosen Taumel. Unter der vorigen Regierung war die Religiosität in Frömmelei ausgeartet. Uebertreibung bei den Einen, Heuchelei bei den Anderen gehörten zur Tages-Ordnung. Da die Extreme sich berühren, so verfiel man nun in das entgegengesetzte. Es entstand eine Art von Reaction, nicht gegen den

Götzendienst, den man für Gottesfurcht ausgegeben hatte, sondern gegen die Religion selbst. Der Unglaube wucherte allenthalben, aber zumal in den höheren Classen. Es trat eine Verderbniß ein, die um so gefährlicher und unheilbarer war, als sie die Grundsätze eben so wie die Sitten betraf, und beide in Fäulniß übergehen ließ. Man erlaubte sich nicht allein die ruchlosesten Handlungen, und setzte sich über die menschlichen und göttlichen Gesetze hinweg; man ging weiter; man vergiftete die Quellen der Moralität selbst, versuchte das Laster zu Stärke des Geistes, die Tugend zu einer lächerlichen Schwäche und Kleinmüthigkeit zu stempeln; mit witzigen Sophismen griff man die ewigen Wahrheiten an, und der Verstand, irre geleitet, blendete ohne zu erleuchten, und verdunkelte durch das Spiel trügerischer Farben die Aussprüche der Vernunft. Es hatte schon in der Weltgeschichte manche Perioden gegeben, wo eine Sittenlosigkeit ohne Schaam und ohne Grenzen das gesellschaftliche Leben verzehrt hatte, aber das Charakteristische der Periode der Regentschaft in Frankreich bestand darin, daß man die guten Sitten verspottete, die schlechten in ein System verwandelte, und die Principien verkennend, die abnormsten Handlungen zu Regeln erhob.

Dazu kam der allgemeine Rausch, den das Law'sche System erzeugte. Alle Classen wurden vom Taumel ergriffen. Die trügerischen Hoffnungen die der Schotte Allen vorspiegelte, verblendeten am Ende

auch die nüchternen Köpfe. Im Anfange des lächerlichen Wahns, der um so leichter sich verbreitete, da man zu der Zeit das Verhältniß des Geldes zum wahren Reichthum, des Papiergeldes zu den Metallzeichen noch gar nicht richtig gefaßt hatte, konnte man sich einbilden, daß es höchst vortheilhaft sey, sein baares Vermögen in Actien zu verwandeln, die eine außerordentliche Ausbeute versprachen und zu geben schienen. Es entstanden mit einem Male phantastische Vermögens-Umwälzungen. Die Armen wurden reich ohne Arbeit, die Reichen noch reicher ohne Anstrengung, und Jeder überließ sich ohne Maaß und Ziel allen Lastern und allen Genüssen der Schwelgerei, die er nun auf eine leichte Art befriedigen konnte. Als aber die Federn der ganzen Maschine sprangen, weil sie zu stark angezogen wurden, und die große Phantasmagorie mit einem Male verschwand, da versanken die vermeintlichen Reichen in die tiefste Armuth und griffen zu dem äußersten Mittel der Verzweiflung um ihr Leben zu enden, oder zu den nichtswürdigsten um es zu fristen. Durch die Vereinigung aller dieser Ursachen wurde der Charakter der Nation in seiner Wurzel angegriffen. Alle Verhältnisse wurden verrückt, alle Classen der Gesellschaft aus ihren Fugen und aus ihren Schranken gerissen, die Grundpfeiler des Staats und der Kirche heftig erschüttert. Die bewegenden Principien der Gewohnheit, der Furcht, der Ehre, der Moralität verloren zugleich einen großen Theil ihrer leitenden und hemmenden Kraft.

Das Außerordentliche der Begebenheiten schwächte die Macht der Gewohnheit. Die Regierung, die gewissenlos mit dem Staate und mit dem Volke ein großes Hazardspiel trieb, und die, von allem Ernst und allem Nachdruck entblößt, keine zwingende Gewalt ausüben wollte, gab sich selbst der Verachtung Preis. Das Geld überflügelte die Ehre, und auch der Stand der früher dieselbe über Alles setzte, veräußerte sie gegen klingende Münze. Von diesem Zeitpuncte, so kurz er auch war, hebt die Entsittlichung der Franzosen an; sie stieg durch das ganze Jahrhundert, bald langsam, bald schnell, hier offen, dort heimlich, immer höher, brachte schon damals viel Unglück über das Land, und mußte am Ende noch größeres herbeiführen.

Auch nachdem der junge König die Majorität erreicht hatte, blieb er noch lange unter Vormundschaft. Er hatte als Kind seine ganze Liebe und sein ganzes Vertrauen seinem Erzieher, Fleury, geschenkt. Beides verblieb dem zur Würde eines Cardinals erhobenen Greise, als Ludwig der Minderjährigkeit entwachsen war. Der Cardinal stand bald an der Spitze der Regierung mit unbeschränkter Gewalt. In einem schon hohen Alter, in welchem, von den Geschäften gesättigt, man sich gern von denselben zurückzieht, ergriff Fleury die Zügel des Staats und führte sie noch siebenzehn Jahr mit geschickter und gewandter Hand. Er hatte weder den hochstrebenden Geist, noch die durchgreifende Kraft, noch die harte rücksichtslose Gesinnung Richelieu's. Auch war er von der

niedrigen Habsucht und den verschmitzten Künsten Mazarins weit entfernt. Sein einsichtsvoller, obgleich öfters einseitiger Verstand, seine ruhige Thätigkeit, sein milder Sinn, seine äußere Liebenswürdigkeit gründeten und befestigten sein Ansehen. Von Natur friedlich gesinnt, wurde er es noch mehr bei zunehmendem Alter. Seine äußere und innere Politik war auf seinen Charakter und seine Lage berechnet. Weit aussehende Pläne, große Unternehmungen, glänzende aber gewagte Operationen, Anstrengungen, die einen großen Aufwand von Kraft erfordert hätten, waren ihm verhaßt, weil sie seiner Persönlichkeit widersprachen. Unter seiner klugen und ruhigen Verwaltung erholte sich Frankreich von den heroischen Ausschweifungen des großen Königs und von der wilden Spielsucht und Verderbniß der Regentschaft. Er unterwarf das Reich einer strengen Diät und mehr bedurfte es nicht, um diesem starken, saftvollen Körper in materieller Hinsicht wieder Leben, Gesundheit und Gedeihen zu geben.

Allein seine prunklose Regierung, das stille Wesen, welches der ganze Staat annahm, sprachen den National-Charakter nicht an, einen Charakter, der das Großartige dem Nützlichen, das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, einen blendenden, zauberischen Schein der Realität gern vorzieht. Der feurige, leidenschaftliche Geist der Franzosen, der beschäftigt, geschmeichelt, genährt und zugleich bezähmt werden muß, fand bei der Negativität des von Fleury befolgten politischen

Systems nicht seine Rechnung. Verachten konnte man eine solche Regierung zwar nicht. Die Besseren konnten ihr ein gerechtes Lob nicht versagen. Aber sie gebot weder Furcht, noch Ehrfurcht, noch Bewunderung; und nach dem hitzigen Fieber, welches so lange Alles in Spannung erhalten hatte, schien Vielen der Staat ein Pflanzenleben zu führen. Die schwache Hand des Cardinals wurde immer schwächer und theilte den Federn des gesellschaftlichen Mechanismus ihre Schlaffheit mit. Der neue Geist, der sich in Frankreich bildete, die Richtung, welche er den Ideen, den Grundsätzen über Staat und Religion gab, der kühnere Flug der Schriftsteller, die Freisinnigkeit der einen, die Frechheit der anderen, die gefährlichen Lehren, die aus den Büchern in die höheren Stände eindrangen und allmählig sich der öffentlichen Meinung bemächtigten, entgingen der Beobachtung des alten Mannes, oder wurden von ihm als vorübergehende Erscheinungen mit Gleichgültigkeit wahrgenommen und mit egoistischer Sorglosigkeit vernachläßigt. Der Cardinal glaubte noch immer, daß das ehemalige Frankreich in dem gewöhnlichen Geleise fortlebe und sich fortbewege; aber es gestaltete sich im Stillen, in Hinsicht der politischen, religiösen, wissenschaftlichen Tendenz, ein neues Frankreich, in welchem die Gesinnungen, die Wünsche, die Bedürfnisse eben so wie die Ansichten und die Grundsätze einer totalen Umwälzung entgegengingen.

Es entstand in Frankreich die sogenannte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, eine, alles Be-

stehende bedrohende, allen Glauben zerstörende, allen Grundsätzen feindselige, wilde Thätigkeit des Geistes, kräftig zum Niederreißen, ohnmächtig zum Aufbauen; ein furchtbares Auflösungs-, aber kein schaffendes, zusammensetzendes Princip. Voltaire war und blieb die Hauptquelle und die bewegende Kraft dieses damals erst entstehenden, aber immer wachsenden und am Ende Alles überschwemmenden Stromes der neuen Meinungen. In so fern der Keim dieser großen, geistigen und sittlichen Verwandlung unter der Verwaltung von Fleury sich zu entfalten begann, hat dieser einen bedeutenden Einfluß auf die späteren Ereignisse gehabt. Auch trifft ihn der gerechte Vorwurf, den jungen, schön gestalteten, einnehmenden und von der Natur in jeder Hinsicht reichlich bedachten König, statt ihn zur Selbständigkeit und Thätigkeit zu erziehen und zu gewöhnen, geflissentlich von den Geschäften entfernt gehalten zu haben, ihn der Trägheit, der Sorglosigkeit, den sinnlichen Verführungen Preis gegeben und durch dieses strafbare Verfahren das Unglück der folgenden Zeit vorbereitet zu haben.

Bald zeigten sich die verderblichen Früchte dieser unverzeihlichen Vernachläßigung. Fleury starb in der Mitte eines Krieges, in welchen er ungern eingegangen war, und zu welchem Belle-Isle ihn verführt hatte. Der unerfahrne, schwache, unthätige, sinnliche junge König regierte nun dem Scheine nach selbst. Allein den Eingebungen, den Schmeicheleien, der Selbstsucht seiner Umgebung offen, der Wahrheit ver-

schlossen, wurde er von seinen Buhlerinnen beherrscht, und überließ die Regierung unwürdigen Günstlingen derselben. Wenige Fürsten haben den Thron unter glücklicheren Auspicien bestiegen. Die Liebe des Volks, die öfters bis zur Begeisterung stieg und bei allen Gelegenheiten sich aussprach, umgab seine Jugend. Man schrieb ihm alles Gute zu, was aus der Verwaltung des Cardinals und den Umständen herrührte, und auf den Minister allein fiel der Tadel der Fehler und der Mißgriffe der Regierung. Die Tugenden der Königin, einer Tochter Stanislaus Leczinsky's, die sie ihres hohen Glücks würdig machten, die eheliche Treue, die der König ihr lange bewahrte, gaben dem Hofe ein schönes, nicht unfruchtbares Beispiel, und die Sittlichkeit schien sich von ihrem Verfall zu erholen. Aber schon in den letzten Jahren des Cardinals, nicht ohne sein Wissen und seine Schuld, hörte dieses gesegnete Verhältniß auf. Der König ergab sich den Lüsten, und bald überließ er sich zügel- und schaamlos den sinnlichen Vergnügungen aller Art. Die Wollust bemächtigte sich seines ganzen Lebens, stumpfte sein wohlwollendes Gemüth für jedes feinere und höhere Gefühl ab, entnervte seinen ohnehin nicht energischen Charakter, flößte ihm eine wahre Arbeitsscheu ein, und sein ausgezeichneter Verstand diente nur, ihn in den Augen Aller und in seinen eigenen Augen verächtlicher zu machen, da er das Gute einsah, aber weder Kraft noch Willen hatte, dasselbe durchzusetzen. Aus den Armen einer Buh-

lerin fiel er immer in die einer noch schlechtern; seine Laster nahmen in einer furchtbaren Progression zu. Die Schätze des Staats wurden vergeudet um die Habsucht der Weiber und der gefälligen Höflinge zu sättigen, und nicht genug, daß Ludwig sich von ihnen beherrschen ließ, erlaubte er ihnen, selber zu herrschen und Alles willkührlich zu leiten.

Bis zum Aachener Frieden, der dem Oesterreichischen Erbfolgekriege in Ende machte, warf das Genie, die Tapferkeit und das Glück des Marschalls von Sachsen durch die Siege von Laffeldt, von Fontenoi, von Rocoux den letzten Waffenglanz auf Frankreich. Die Talente der beiden Argenson, die Einsicht und die hohe Rechtlichkeit von Machault, und noch später die geistreiche und thätige, obgleich oft unredliche und leichtsinnige Leitung der Politik, die Choiseul führte, erhielten im Innern noch eine Zeit lang Leben und Ordnung, im Aeußern Einfluß und Ansehen. Aber es waren nur kurze Zwischenräume und glänzende Puncte, wodurch Einzelne, die der Zufall ans Ruder brachte, noch manches Gute bewirkten und manches Böse verhinderten. Im Ganzen zog sich die Regierung den verdienten Unwillen des Volks immer mehr zu; bei den Einen verhaßt, von den Anderen verachtet, von Keinem gefürchtet oder geliebt. Der Aachener Friede, nach einem achtjährigen Kriege, brachte nach vieler Anstrengung Frankreich nicht den mindesten Vortheil, doch tröstete man sich mit dem Gedanken, daß die National-Ehre nicht gelitten habe. Nun

traten düsterere Zeiten ein. Die Pompadour wurde allmächtig, und blieb es auch noch als sie ihre Reize in den Augen des Königs verloren hatte, indem sie seiner Sinnlichkeit immer neue Gegenstände des Genusses darbot. Sie setzte die Minister ein und ab, vergeudete und verschenkte die Einkünfte des Staats, entschied über die Wahl der Feldherren, schloß und brach politische Bündnisse. Der König entwürdigte sich selbst zu der Rolle eines gleichgültigen, passiven, gefälligen Zuschauers dieser Frevel. Das Bündniß mit Oesterreich, welches den siebenjährigen Krieg wo nicht veranlaßte doch beförderte, änderte das alte, lange festgehaltene politische System von Frankreich, ließ den Staat seine Kräfte auf das feste Land erfolglos verwenden, und machte ihn ohnmächtig auf dem Meere, wo eigentlich das große Interesse seines Handels und seiner Colonien im Spiele war. Frankreich verlor Alles gegen England in den anderen Welttheilen, gewann nichts in Deutschland, wo es durch seine Niederlagen nur Schande eingeerntet hatte. Der Friede zu Paris sicherte England den Zepter der Meere, und die Abtretungen, zu welchen Frankreich gezwungen wurde, vollendeten seine Schmach. Die Nation war empört und erbittert, daß ihre Ehre und ihre Macht zugleich Preis gegeben worden. Das Cabinett von Versailles erhob sich nicht wieder von seiner Erniedrigung; von seinem ehemaligen Uebergewicht war nicht mehr die Rede. Sein Gewicht selbst verschwand immer mehr. Oesterreich schmeichelte ihm, um es zu seinen Zwecken

zu bewahren. England [illegible] sich [illegible] zu-
nehmende Entfremdung. [illegible] Frankreich [illegible]
ferner. [illegible] in seinen [illegible] Plä-
nen [illegible] den Widerwillen [illegible]
Frankreichs nicht abschrecken. Die erste Theilung
von Polen bezeichnete [illegible] diesen Zustand der
Dinge, und dieses große und wichtige Ereigniß, wel-
ches Frankreich nie hätte zugeben sollen, geschah gegen
ihren Widerwillen, und wurde von ihm erst vernommen
als es vollzogen war.

Trotz dieser politischen Erniedrigung von Frankreich
fand doch, vermöge der angeborenen Thätigkeit des
Volks und der Fortschritte der Cultur, in Hinsicht der
materiellen Bedingungen der Nationalwohlfahrt noch
ein reges Leben in diesem Lande Statt. Der Reichthum
überlebte die Macht und fiel nicht mit dem äußern

und des genialen, kühnen Dupleix hätten zur vollen Reife und zur vollständigen Ausführung gelangen können, so wäre England in diesem Welttheile von Frankreich überflügelt worden. Die mechanischen Künste vervollkommneten sich langsam aber ununterbrochen; neue Erfindungen brachten neue Producte und die schon bekannten leichter, besser, wohlfeiler und schneller hervor. Die schönen Künste wurden gepflegt und gewannen für sich einen immer größern Theil der Nation, aber man vermißte in ihren Werken und Schöpfungen die Großartigkeit, die sie früher ausgezeichnet hatte; sie dienten dem Luxus der Privatleute weit mehr als öffentlichen Zwecken. Das Schöne und Erhabene wurde immer seltener, das Zierliche, Anmuthige, sinnlich Reizende wurde gesucht und bewundert, indem es der Verfeinerung und der Ausartung der Sitten entsprach. Die Wissenschaften, welche die Natur beobachten, deren Stoffe zersetzen und zusammensetzen, messen und berechnen, die Eigenschaften der Naturkräfte und die Gesetze ihrer Wirkungen erforschen, gelangten zu einer früher unerreichten Höhe, und nahmen die besten Köpfe in Anspruch.

Der innere Zustand von Frankreich blieb also blühender, als die theils willkührliche theils schwache Verwaltung und die nachtheiligen Ereignisse, die aus ihr hervorgingen, es erwarten ließen. Aber dieser Zustand versöhnte nicht das Volk mit der Regierung und beschwichtigte nicht das Mißvergnügen der Besseren, da die schönen Früchte, welche der

gesegneten Natur des Landes abgewonnen wurden, dem Geiste und dem Fleiße seiner Bewohner und nicht der Regierung zugeschrieben werden konnten, indem sie nicht durch deren Bestrebungen, sondern ohne ihre Mitwirkung und öfters trotz ihrer Mißgriffe, hervortraten. Auch hatten die denkenden Köpfe in Frankreich eine Richtung genommen, welche alle Principien und Wahrheiten zu untergraben strebte, eine Richtung, die sogar einer guten Regierung feindselig und gefährlich gewesen wäre, die nun aber zu ihrem verderblichen Zweck die Fehler und Gebrechen einer schlechten benutzte.

Die vermeintliche Philosophie, die in der Fäulniß der Regentschaft aufgegangen war, entwickelte sich unter Ludwig XV. mit einer furchtbaren, Alles bedrohenden Gewalt. Ihre Anhänger, die früher einzeln standen und durch ihre Kühnheit weit mehr



Begriffe verwirrte und alle religiösen Gefühle verspottete. Sie wähnte das Weltall zu erklären, vermöge des zufälligen Spiels oder der nothwendigen Bewegung der physischen Kräfte, der einzigen, die sie annahm; die Seele zu verstehen, indem sie ihr ein besonderes Princip absprach und in ihr nur einen feinen Mechanismus feinerer Elemente sehen wollte; die Moral auf ihre eigentliche Quelle zurückzuführen, indem sie in dem Streben des Menschen nichts als Berechnungen des Eigennutzes sah und die Maximen einer geläuterten sinnlichen Selbstsucht als unsere eigentliche Natur und wahre Bestimmung aufstellte. So verschwanden unter ihrem vergifteten Hauch und ihrer zerstörenden Hand der Glaube an das Unsichtbare, die übersinnliche Tendenz der menschlichen Natur und mit ihnen ihre Würde, ihre angeborne Größe und die heilsamen Lehren, welche im Volke die Einen zügelten, die Anderen belebten, und Allen frommten. Die Urheber und Anhänger dieser Schule vergötterten die Natur und lästerten Gott, freueten sich, die Seele in die Materie untergehen zu lassen, und folglich die totale Auflösung des Menschen als den Endpunct und das letzte Ziel des Lebens zu betrachten; sie stellten der Hoffnung der Tugendhaften und der gerechten Furcht des Lasters diese Lehren entgegen, um die Ahndungen einer höheren Weltordnun als leere Phantasmen zu zerstäuben.

Als sie den Himmel gestürmt hatten und den Glauben an denselben auf immer vernichtet zu haben wähn-

ten, verschonten sie nicht die bestehende Ordnung der irdischen Dinge. Auch diese wollten sie zertrümmern, um einer neuen vollkommenen Gestaltung Platz zu machen, und nachdem sie die übersinnliche Welt dem Menschen zu entreißen versucht hatten, sollte die jetzige ihm, durch die Verwirklichung einer idealischen Verfassung der Gesellschaft, Alles ersetzen. Um herrlich aufbauen zu können, mußte man Raum gewinnen, und also damit anfangen, Alles zu zerstören. Die rechtmäßige Regierung, die den Staat zusammenhielt, wurde als das Werk der Gewalt und der List verschrieen. Die Institutionen, die aus den Verhältnissen hervorgegangen und von der Zeit befestigt und geheiligt waren, wurden als Früchte der Barbarei und Kinder der Finsterniß dargestellt. Die historische Wurzel, die, mit dem Leben und den Begeben-

so lange die Paciscirenden ihre Meinung und ihre Ansicht nicht änderten, und so konnte die bürgerliche Ordnung von Rechts wegen täglich aufgehen und untergehen. Freiheit und Gleichheit Aller war das angenommene Losungswort, der alleinige, unbedingte vorgespiegelte Zweck und das höchste Gut der Menschheit. Diese vermeintliche Freiheit, die weder durch die verkannten ewigen Gesetze Gottes, noch durch die ephemeren Gesetze, die sie sich selbst gab und nach Gutdünken aufhob, beschränkt, gebunden, zurückgehalten werden konnte, war eigentlich nur das losgelassene Recht der Stärkeren, die Freiheit unbestraft ungerecht zu seyn, und ein freches Eingreifen in das Eigenthum der Schwächeren. Diese geträumte Gleichheit, die da abstrahirte von den natürlichen Ungleichheiten des Alters, des Geschlechts, der Kraft, der Intelligenz, der Thätigkeit, der Umstände, konnte nur der Gleichheit der Begierden und der Leidenschaften freien Lauf verschaffen, Keinem aber die Gleichheit seiner rechtmäßigen Ansprüche vor dem Gesetz sichern.

Diese verderblichen Lehren, welche Wahlverwandtschaften mit allen Leidenschaften, den sinnlichen Trieben und den thierischen Elementen der menschlichen Natur hatten, machten ein außerordentliches Glück und gewannen bald die Oberhand über die alten Grundsätze. Mit Verstand aufgefaßt und durchgeführt, durch blendende verführerische Sophismen anscheinend bewiesen, mit schneidendem Witz vertheidigt, mit allen Farben der Phantasie vorgetragen und aus-

geschmückt, nahmen sie alle mögliche Formen an, um alle Classen von Lesern zu bestechen. Die Einen wurden durch den scheinbaren Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn der Verfechter dieser Systeme gewonnen, die Anderen ließen sich hinreißen von einer falschen Beredsamkeit, Mehrere vermochten nicht den Pfeilen des Spottes und der Ironie zu widerstehen, die Meisten wurden durch Eitelkeit, Stolz oder Leichtgläubigkeit verführt, und wähnten sich über ihre Zeitgenossen und die früheren Jahrhunderte zu erheben, indem sie die vermeintlichen Vorurtheile derselben abstreiften und der sogenannten Aufklärung der Zeit huldigten. Das mit so vieler Kunst bereitete, mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit verbreitete Gift verfehlte nicht seine Wirkungen und drang allmählig durch alle Stände. Die höheren Classen wurden am

Man brachte den Unglauben und die Maximen des Ungehorsams und des Aufruhrs dem Volke immer näher. In den dramatischen Werken, in den Romanen, in den Liedern athmete derselbe Geist der Gottlosigkeit, der in wissenschaftlichen Werken einen ernsthaftern Ton nahm. Die Gelehrten und die Schriftsteller, die zu den Fahnen der Secte geschworen hatten und sich durch Talente auszeichneten, gewannen ein unerhörtes Ansehen, wurden als die Ehre der Nation bewundert, als die Organe der Vernunft geachtet, als Lehrer des Volks mit blindem Gehorsam befolgt. Bald gaben die Coryphäen dieser Secte den Ton in allen Gesellschaften an, und wurden vor allen Anderen geschätzt und gesucht. Sie herrschten und bildeten fortan die erste Gewalt im Staate, da sie alle Anderen zu richten, zu leiten, zu überflügeln schienen, und Jeder mehr oder minder ihnen schmeichelte, um ihren Beifall buhlte und ihren Tadel über Alles fürchtete.

So entstand ein Strom von Ideen und von Meinungen, der immer mehr an Wachsthum und Ausbreitung zunahm, sich in alle Adern des politischen Körpers ergoß, und langsam aber ununterbrochen die Grundpfeiler des Staats aufzuwühlen und niederzureißen drohete. Die Regierung erkannte das Uebel. Nicht ungeahndet und unbemerkt von ihr, griff es immer mehr um sich; aber sie war zu leichtsinnig, um dessen ganze Furchtbarkeit und Größe wahrzunehmen; zu schwach und zu sorglos, um es mit Ernst, Nachdruck und Consequenz zu bekämpfen. Die Machthaber selbst theilten

öfters den allgemeinen Taumel und begünstigten, wie z. B. die Argensons und Choiseul es thaten, Schriftsteller, welche bestraft zu werden verdient hätten, die aber es verstanden, ihnen mit List und Gewandtheit den Weihrauch des Lobes zu streuen.

Zwei große politische Ereignisse, welche in den letzten Jahren Ludwigs XV. mit eben so viel Unbesonnenheit als Kühnheit vermöge der Beschlüsse der Regierung eintraten, vermehrten den kranken Zustand des Staats, dem sie abhelfen sollten. Das eine war die Aufhebung der Jesuiten, das andere die Aufhebung der Parlamente. Die erste dieser Begebenheiten war ein Sieg der vermeintlichen Philosophie und der encyklopädischen Secte über ihre Feinde. Nicht weil die Jesuiten durch die Organisation ihres Ordens einen Staat im Staate bildeten; nicht weil sie durch ihre Lehren das Gewissen auf eine gefährliche Art beschwichtigten; nicht weil sie sich der Gemüther der jungen Leute bemächtigten, um sie später als Werkzeuge zu gebrauchen; nicht weil ihr Geist ausgeartet war und sie durch ihre fein gesponnenen Ränke zu vielen Mißbräuchen Anlaß gegeben hatten, wurde der Orden aufgehoben. Dies Alles, so gegründet es auch war, wurde nur von Vielen vorgeschützt und diente ihnen zum Vorwand. Sie wurden zerstört, weil sie in enggeschlossenen Reihen, noch immer stark durch ihre Einheit, furchtbar durch ihre Verbindungen und ihre Thätigkeit, mit Muth, Verstand und Beharrlichkeit die Altäre und die Thronen vertheidigten, und, sey

es auch nur aus Selbstsucht, den Feinden Beider die Spitze boten.

Die Aufhebung der Parlamente sollte gewissermaßen ein Gegengewicht gegen die siegende Parthei bilden, und die königliche Gewalt befestigen. Die Parlamente waren während der ganzen Regierung Ludwigs XV. in der Opposition begriffen gewesen. Ihr Ansehen in den Augen des Volks, ihre Wichtigkeit in ihren eigenen hatte sehr zugenommen seit dem Tode Ludwigs XIV., dessen letzten Willen sie für null und nichtig erklärt hatten, um dem Herzog von Orleans die unbeschränkte Regentschaft zu übertragen. Der Herzog, aus Dankbarkeit für diesen großen Dienst, hatte den obersten Gerichtshöfen das Recht zurückgegeben, Vorstellungen gegen die Gesetze, vor deren Eintragung, zu machen, welches Ludwig XIV. ihnen weislich genommen hatte. Sie gebrauchten und mißbrauchten dieses Recht, benutzten es öfters, um dem Throne nützliche Wahrheiten näher zu bringen; noch öfter aber wendeten sie ihre remonstrirende Stellung dazu an, um den herrschenden Ideen und den politischen Theorien des Tages das Gewicht der gerichtlichen Meinung zu geben. In der Wahl der Ausdrücke und im Tone des Ganzen überschritt ihre Sprache selten die Grenzen der dem Throne schuldigen Ehrfurcht, und behielt immer eine gewisse ruhige Würde; allein beides war öfters geheuchelt. Der kühne, ja freche Inhalt ihrer Vorstellungen verbarg sich hinter diese äußere Form. Die

Lehren, die sie gaben oder die sie andeuteten, wirkten um so mehr beim Volke, als ihr Nachdruck in den Sachen, nicht in den Worten zu liegen schien. Als die Philosophie ihr Haupt erhob und laut wurde, bemächtigte sie sich vieler jungen Räthe in den Parlamentern. Ihre Lieblingssätze über Staatsverfassung und Verwaltung drangen in die Vorstellungen und Reden derselben ein, und erhielten so einen schnellern Umlauf. Die gerechten Veranlassungen zu ernsthaften Remonstrationen fehlten den Gerichtshöfen nicht. Die Regierung, durch ihre Verschwendungen, ihre Eingriffe in die individuelle Freiheit und das Privatrecht, ihr willkührliches und dabei schwankendes und kraftloses Verfahren, lieferte zu solchen Vorstellungen reichlichen Stoff. Nur zu oft nahm sie auf dieselben keine Rücksicht, und versuchte den Widerstand der Parlamente durch Verbannung derselben zu brechen; diese Maaßregel verfehlte selten ihren Zweck, und die Gerichtshöfe fügten sich am Ende in den Willen der Verwaltung. Alle mehr oder minder vom Geist der Zeit angesteckt oder beherrscht und von den Jansenisten, die in ihrer Mitte saßen, aufgeregt und geleitet, trugen die Parlamente viel zu dem Sturze der Jesuiten, dieses ihnen gefährlichen und verhaßten Ordens, bei. Als dieser aufgehoben worden war, glaubten Viele, daß die Gewalt der Parlamente noch mehr um sich greifen würde, wenn sie selbst nicht eine andere Form erhielten und in ihren Vorrechten beschränkt würden. Die Regierung theilte diese Meinung. Sie war des langen Kampfes

zwischen dem Throne und den Parlamenten überdrüßig und müde, und zum großen Erstaunen Aller geschah in den ohnmächtigsten Jahren des entnervten Königs ein Gewaltstreich, den sein Vorgänger zur Zeit seiner größten Macht kaum gewagt hätte. Die Parlamente wurden aufgelöset, und neue Gerichtshöfe gebildet, denen keine politischen Rechte eingeräumt wurden, und die durch ihren Ursprung, ihre Zusammensetzung, ihre abhängige Existenz, mit den großen Corporationen, die sie ersetzen sollten, nichts gemein hatten. Der Kanzler Maupeou, welcher Geistesmuth bis zur Verwegenheit, und Keckheit bis zur Unverschämtheit trieb, der aber einen scharfsinnigen Verstand mit einer großen Gewandtheit vereinigte, war der Urheber und Vollführer dieser überraschenden Maaßregel. In dem Fall der Parlamente sah das Volk die Zerstörung seiner letzten Schutzwehr. Die öffentliche Meinung aller Stände erklärte sich unverhohlen gegen diese gewaltsame und willkührliche Umwälzung, und da sie grade mit einer Epoche zusammentraf, wo der alternde König, versunken in der Wollust und von einer gemeinen Buhlerin gefesselt, sich der Verachtung Preis gab, und wo der Despotismus mittelmäßiger Minister sich den allgemeinen Haß zuzog, so wurde auch das Gute, das mit der neuen Einrichtung verbunden war, verkannt, und der Unwille kannte keine Grenzen mehr.

Ludwig XV. endigte, mit dem Fluche des Volks beladen, seine Regierung und sein Leben, die unter den

Segnungen Aller begonnen hatten. Als sein Leichnam in aller Eil wegen der schnellen Fortschritte der Verwesung in das Grabmal seiner Väter getragen wurde, begleiteten ihn längs den Straßen die lauten Verwünschungen des Pöbels.

Ganz Frankreich, von Hoffnungen erfüllt, huldigte seinem Enkel und Nachfolger, Ludwig XVI.; das Volk vergaß Alles, was es unter der vorigen Regierung Schändliches gesehen, Trauriges erfahren, Drückendes hatte erleiden müssen, und schien dem Throne wie dem Hause der Bourbonen fest und unerschütterlich ergeben. Der junge König verdiente diese Empfindungen; sein unbescholtenes Privatleben, die Reinheit seiner Sitten, die Frömmigkeit seiner Gesinnungen, das allgemeine Wohlwollen und die Liebe zu allem Guten, welches ihn auszeichnete und belebte, versprachen Frank-



Entschluß, die energische Ausführung des Beschlossenen, die Beharrlichkeit bei einem gefaßten Plan waren seiner Natur fremd; und doch vermochten damals Vernunft und Gerechtigkeit, ohne einen festen eisernen Willen, nicht, Frankreich zu beherrschen. Seine schlaffe Erziehung nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, seine Bescheidenheit, seine Gutmüthigkeit vermehrten diesen natürlichen Mangel an Willenskraft. Sich selbst zu wenig vertrauend, Anderen sein Vertrauen zu leicht schenkend, stand er fremden Eingebungen und Eindrücken ausgesetzt und offen. Er wollte das Beste, er sah das Gute ein, vermochte aber nicht, es durchzusetzen. Verlegen, unbeholfen, ohne feinen Anstand, imponirte er nicht den Franzosen, schmeichelte nicht wie seine beiden Vorgänger durch eine schöne oder majestätische Haltung ihrer Eitelkeit, und verstand auch nicht die Gemüther zu gewinnen, zu bezaubern, zu begeistern, wie sein großer Ahnherr Heinrich IV. es durch sein ritterliches Ansehen, sein munteres Wesen, seinen lebendigen Geist zu thun wußte. Ludwig XVI. besaß weit mehr negative Eigenschaften, als positive, heroische, königliche Tugenden; hätte er so viel thätigen Geistesmuth gehabt, als er passiven Muth zu leiden und das Schrecklichste ruhig zu ertragen, gezeigt hat, er würde den Lagen, die er mit der Ruhe und der Geduld eines Märtyrers ertrug, entgangen und zuvorgekommen seyn.

So war Ludwig XVI. in seinen Anlagen oder schon in der That beschaffen, als er die zerrüttete Erbschaft seines Großvaters antrat und für dessen Sünden zu

büßen berufen ward. Die Königinn, die Tochter der großherzigen Maria Theresia, selbst eben so großherzig wie ihre Mutter, war, als sie die Grenzen Frankreichs betrat, mit einem unbeschreiblichen Jubel des Volks empfangen worden. Bewunderung und Liebe strömten ihr von allen Seiten zu. Sie bezauberte die Augen durch ihre über Alles hervorragende Schönheit, die Phantasie durch ihre geistreichen und anmuthigen Reden, das Herz durch ihre Güte und ihre Wohlthätigkeit. Allein sie gewann allmählig durch ihre Ueberlegenheit zu viel Gewalt über den König; sie beherrschte ihn, vielleicht ohne es sich vorzusetzen, und er wurde beherrscht ohne es zu wissen. Jung, lebhaft, den Vergnügungen und der Pracht hingegeben, auf einen glänzenden und reichen Thron erhoben, von verführerischen und habsüchtigen Hofleuten umgeben, verschwendete sie viel, gab den Verschwendungen zu Gunsten Anderer vielfache Veranlassung, führte bei Hofe, statt der, in Frankreich zumal, so nothwendigen Herrscherwürde, einen zu leichten Sinn, eine zwar unschuldige aber ausgelassene Freude ein, und setzte sich gern über die sonst so strengen Regeln des Anstandes und des Verhaltens weg, welche den Königinnen von Frankreich durch Sitte und Gewohnheit aufgelegt waren.

Herrscher von diesen Eigenschaften und diesem Charakter wären in ruhigen Zeiten ihrer hohen Bestimmung gewachsen gewesen, und hätten Frankreich beglücken können. Aber obgleich Beide ausgezeichnet, wa-

ren sie doch nicht gemacht, um stürmischen Zeiten vorzubeugen oder ihnen die Spitze zu bieten. Und doch war es leicht vorauszusehen, daß solche Frankreich bedroheten. Allein eher möglich als wahrscheinlich, schienen sie sehr entfernt zu seyn oder noch gänzlich entfernt werden zu können. In der That, trotz aller Ursachen zum Mißvergnügen, trotz des Umschwungs, den die Ideen genommen, der großen Veränderungen, die in den materiellen Verhältnissen und in der geistigen Stimmung der Gemüther Statt gefunden hatten, blieb in den zwölf ersten Jahren der Regierung Ludwigs XVI. Alles ruhig. Alles ging allmähligen Verbesserungen entgegen, oder erhielt solche von der wohlwollenden Hand des Königs. Der Gewitterstoff schien sich zu zerstreuen, und der politische Himmel im Innern von Frankreich heiterer zu werden. Aber es geschahen von Seiten der Regierung manche Fehler und Mißgriffe. Es entstanden am Hofe neue Gebrechen und es ereigneten sich in anderen Welttheilen Begebenheiten, die auf die Stimmung von Frankreich einen bedeutenden Einfluß gewannen, und leicht dem Throne und der bürgerlichen Ordnung gefährlich werden konnten. Es war ein großes Unglück für den Staat, daß der junge König die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten dem alten Grafen von Maurepas übergab. Dieser Minister, von Natur leichtsinnig, oberflächlich, gemüthlos, obgleich mit Verstand und Scharfsinn begabt, hatte weder die festen Grundsätze, noch die großen Einsichten und den reinen,

kraftvollen Charakter, welche nöthig waren, um die Krankheiten des Staats zu erforschen, zu beurtheilen und aus dem Grunde zu heilen. Das zunehmende Alter hatte seine Fehler vermehrt. Selbstsucht erzeugte bei ihm Sorglosigkeit; in der Gegenwart beschäftigte ihn sein Ansehen ausschließlich, die Zukunft Frankreichs war ihm gleichgültig, und er glaubte durch seine witzige, leichtfertige Munterkeit auf eine dem National-Charakter angemessene Weise Alles zu beschwichtigen oder zu beherrschen. Der König wünschte Ersparnisse in allen Theilen des Staatshaushalts, Reformen in allen Zweigen der Verwaltung; er wollte sogar Beides ernstlich, aber ohne die Willenskraft es durchzusetzen zu zeigen. Eine solche herkulische Arbeit war nicht für den abgelebten Greis, der das Ruder führte, gemacht. Sie schreckte ihn zurück; er wollte sie nicht selbst unternehmen, weil er nicht hoffen konnte, sie zu vollenden, und er war abgeneigt, sie anderen Händen zu übergeben, aus der nicht ungegründeten aber verächtlichen Furcht, daß sie ihn verdunkeln und entbehrlich machen könnten.

Doch übte die schon mächtig gewordene öffentliche Meinung auch auf ihn ihre Gewalt aus. Auch er huldigte ihr aus Eitelkeit und in so fern diese Nachgiebigkeit ihn nicht aus seinem gewöhnlichen Geleise zu treten zwang. So bezeichnete dem alten Minister die allgemeine Stimme gewisse Männer, die durch ihre Talente, ihre Tüchtigkeit, ihren geläuterten edlen Charakter das Wohl von Frankreich zu befördern geeignet schie-

schienen. Maurepas führte sie dem König zu, und dieser nahm sie willig und freudig zu Gehülfen des Thrones an. So geschah es mit Turgot, Malesherbes und Necker. Der erste, einsichtsvoll aber zu sehr den Systemen ergeben, thätig aber zu rasch in seinem Verfahren, gemeinnützig gesinnt aber die Privatinteressen zu wenig schonend, mit mehr Sach- als Menschenkenntniß, konnte seine schön begonnene Laufbahn nicht lange fortsetzen; von den Hofleuten verleumdet, und von den Kleinmüthigen und Kurzsichtigen einer wilden Neuerungssucht beschuldigt, wurde er ungern vom König entlassen. Der zweite, Malesherbes, hochherzig, echt sittlich, gerecht und mild, durch die Reinheit seiner Gesinnungen eines bessern Zeitalters würdig, sprach und handelte für die Sicherstellung der Personen und des Eigenthums gegen die Eingriffe der Willkür, und versuchte, vermöge einer gesetzmäßigen Freiheit der ungebundenen Frechheit der Rede und der Schrift heilsame Schranken zu setzen; aber auch er diente, nach der Aussage seiner Feinde, unbewußt den gefährlichen Lehren des Tages oder schien ihnen zu dienen, und er selbst, durch den Widerstand entmuthigt, den man seinen zweckmäßigen Verbesserungen und Vorschlägen entgegenstellte, trat freiwillig ab und zog sich in die Einsamkeit zurück. Necker, vom Handlungs-Comtoir allmählig emporstrebend, ward, obgleich er Protestant war, zur Würde eines General-Controlleurs erhoben in einem katholischen Lande; zwar hatte er

weder den Geist noch den Charakter eines Staats-
mannes, allein er zeichnete sich aus durch Einsicht in
die Finanzen, durch Sittlichkeit nicht ohne Tugend-
Prunk, durch Festigkeit nicht ohne etwas Schroffes. Er
brachte Ordnung, Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit in die
große Verwaltung, die ihm anvertraut wurde; er schuf
den öffentlichen Credit, der ihm ergiebige Quellen öffne-
te, gerieth aber dabei in eine zu große Vorliebe für
die Kunstgriffe der Bank, seines frühern Geschäfts.
Als er durch seinen berühmten Compte rendu ein ge-
fährliches Licht auf die Finanzen warf und eine noch
gefährlichere Publicität ihres Zustandes veranlaßte,
schien er den Besseren nach Popularität zu haschen und
sich selbst Weihrauch streuen zu wollen; als er noch
höher steigen und in den Rath des Königs eintreten
wollte, fiel er, bedauert und öfters zurückgewünscht.

nicht bloß auf die Festhaltung der alten wohlerworbenen. Die Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterlande hatten schon lange gedauert, als sie in eine wahre Fehde und in einen blutigen Krieg übergingen. Unter dem Namen von Vereinigten Staaten hatten sie einen großen Staatenbund errichtet und sich vom Mutterlande ganz losgerissen. Frankreich sah diesen wichtigen Bruch mit Wohlgefallen an; es überschätzte den Vortheil, den es davon ziehen konnte, so wie die Nachtheile und den Verlust, welche diese Begebenheit für England haben würde.

Die öffentliche Meinung der höheren Stände, der handelnden Welt und der Schriftsteller in Frankreich hatte sich laut und unverhohlen für die Sache und das Recht der Amerikaner ausgesprochen. Die Einen sahen in derselben eine herrliche Gelegenheit für Frankreich, sich wegen des entehrenden Ausgangs des letzten Krieges zu rächen und zu entschädigen; die Andern träumten schon, den Welthandel an sich zu ziehen, oder hofften wenigstens, dem ihrigen einen neuen unermeßlichen Markt zu öffnen. Die Schriftsteller und ihr zahlreicher Anhang freueten sich über die kühne Unternehmung der Amerikaner und erblickten in ihr den Triumph ihrer eigenen Lehren über die unveräußerlichen Rechte der Völker und die usurpirte Gewalt der Fürsten und der Könige. Alle vereinigten sich, um die Regierung aufzufodern, England den Krieg zu erklären, und so die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu befördern und sicher zu begründen. Frank-

lin war schon eine geraume Zeit in Paris, um dieses entscheidende Ereigniß herbeizuführen. Der Ruhm seiner Entdeckungen in dem Gebiet der Naturwissenschaften war ihm vorausgegangen, und der Gelehrte bahnte dem Staatsmann den Weg. Sein schlichtes, einfaches Wesen, welches viel Schlauheit und Gewandtheit verbarg, seine geistvollen, mit Laune und Epigrammen gewürzten Reden, machten bei Hofe und in der Hauptstadt großes Glück, und trugen nicht wenig zum Fortgang seiner Unterhandlungen bei.

Im Geheimen hatte Frankreich die Sache der Amerikaner schon unterstützt. Speculanten hatten ungehindert, unter den Augen der Regierung, den Vereinigten Staaten Geld und Kriegsmaterial aller Art verschafft. Es waren eine Menge Schriften erschienen, wo ihre Sache als die rechtmäßigste verfochten wurde, und



ner Höhe, die sie seit der Schlacht von La Hogue verloren hatte, und in Verbindung mit Spanien bot sie in beiden Welttheilen England die Spitze. Es wurde ein Französisches Heer unter Rochambeau's Leitung nach Amerika übergesetzt. Alle jungen adeligen Offiziere buhlten um die Ehre, bei der Unternehmung angestellt zu werden und für die Freiheit — so hieß es — ihr Blut zu vergießen. Lafayette und Noailles hatten schon früher als Freiwillige unter den Fahnen von Washington gefochten. Der junge Adel, durch ihr Beispiel angeregt, folgte ihnen mit Freudigkeit. Der Sieg krönte die Französischen Waffen. Nach langen Kämpfen mußte England die Vereinigten Staaten anerkennen; Frankreich erhielt beim Frieden große Vortheile und errang eine noch größere Ehre.

Diese nicht nothgedrungene, sondern freiwillige Theilnahme an dem Amerikanischen Kriege ging nicht ohne wichtige Folgen für Frankreichs innere Stimmung vorüber. Nicht nur konnte sie selbst schon als ein Kennzeichen, ja als eine Wirkung des Zeitgeistes betrachtet werden, sondern sie hatte auch eine bedeutende Rückwirkung auf ihn, verstärkte und beschleunigte seine Tendenz. Ludwig XVI. beurtheilte die ihm von seinen Räthen und der öffentlichen Meinung aufgedrungene Theilnahme an dieser Weltbegebenheit sehr richtig, und fand den Krieg, den Frankreich begann, um die Freiheit der Vereinigten Staaten zu unterstützen, eben so ungerecht als gefährlich. Allein er handelte wie gewöhnlich gegen seine bessere Ueberzeugung,

[illegible] Schritte, den er selbst mißbil-
[illegible] In der That rechtfertigten die Be-
[illegible] und seinen Widerwillen gegen
[illegible] Vorwand, die Sache der
[illegible] zu verfechten, wurden
[illegible] mannigfaltigen Formen
[illegible] Fragen über die Re-
[illegible] der rechtmäßigen Ge-
[illegible] erörtert, und verderbliche
[illegible] und sogar die Ge-
[illegible] hatten, kamen zurück
[illegible] die nichts weniger
[illegible] Grundsätzen aber
[illegible] werden konnten auf
[illegible] anwendbar auf dasselbe



Zerrüttung immer mehr zu, und das Mißverhältniß der Einnahme zu den Ausgaben wurde immer größer. Sein berühmtes Buch über die Verwaltung der Finanzen deckte das Uebel, welches den Staat drückte und noch mehr bedrohete, schonungslos auf. Ob es ihm von der Eitelkeit oder von dem Bedürfniß, sich selbst zu rechtfertigen, eingegeben wurde, bleibt zweifelhaft, aber unbezweifelt war die Gährung, die es in den Gemüthern hervorbrachte.

Sein Nachfolger, Calonne, war genialischer und kühner als er, aber zugleich der Verschwendung hingegeben, unsittlich, unbesonnen, leichtsinnig, verwegen im Entwerfen, und zu rasch im Ausführen. Unter seiner Leitung überstiegen die Ausgaben die Einkünfte des Staats in einer stets zunehmenden Progression. Um dem Uebelstand abzuhelfen, faßte Calonne den eben so zeit- als zweckmäßigen Plan, die beiden bis dahin privilegirten Classen, die Geistlichkeit und den Adel, zu besteuern und ihre Befreiung von allen directen Abgaben aufzuheben. Um den Widerstand, den dieser Plan in den Rechten der beiden begünstigten Stände finden mußte, zu brechen oder zu umgehen, bewog er den König, eine Versammlung der angesehensten Männer im Reiche zu gewähren, in der Hoffnung, daß im Angesicht von Frankreich die Notablen die Stimme der Ehre vernehmen und der öffentlichen Meinung nachgeben würden. Um zugleich der Nation eine Art von Bürgschaft für die Verwendung der neu zu eröffnenden Hülfsquellen zu geben, sie für

seine Zwecke zu gewinnen und ihr gesetzmäßige Organe ihrer Wünsche zu verschaffen, wollte er Provinzial-Versammlungen anordnen und einführen. Allein alle seine wohlberechneten Pläne fielen durch, weil seine Persönlichkeit kein Vertrauen einflößte, weil die oberen Stände noch nicht einsahen, daß die von ihnen verlangten Opfer nothgedrungen wären, weil der Hofadel und sogar der Bruder des Königs, der Graf von Provence, sich gegen ihn verbanden, und der König weder den Muth noch die Festigkeit hatte, ihn durch Annahme durchgreifender Maaßregeln zu unterstützen.

Calonne wurde entlassen. Der Erzbischof von Sens, Brienne, dessen überschätzte Talente der verwikkelten Lage der Dinge gar nicht gewachsen waren, wurde zum Unglück für Frankreich an die Spitze der Verwaltung gesetzt. Nun folgten nach einander die gewagtesten und zweckwidrigsten Unternehmungen, um das Gleichgewicht im Staatshaushalte wieder herzustellen. Neue Abgaben sollten eingeführt werden, es wurden Steuer-Edicte geschmiedet, die Reduction der Zinsen wurde beschlossen, allein alle diese Maaßregeln scheiterten gegen den Widerstand der Parlamente. Ludwig XVI., um sich im Anfange seiner Regierung beliebt zu machen, hatte diese großen gerichtlichen Corporationen, wie sie vor Maupeou und seiner neuen Organisation der Justiz Statt fanden, wieder hergestellt und ihnen das Vorstellungsrecht in seiner ganzen Ausdehnung wieder eingeräumt. Mit dem Drange der Zeit wuchs ihre Kühnheit; sie ver-

weigerten standhaft die Eintragung der verhaßten Gesetze von Brienne, sprachen mit lauter und energischer Stimme die öffentliche Meinung aus, erklärten sich, nachdem sie Jahrhunderte hindurch die Steuer-Edicte durch ihre Eintragung geheiligt hatten, für unberechtigt und unberufen, dieselben zu bewilligen, und forderten die Generalstände, als die einzige rechtmäßige Gewalt, die dem Volke neue Abgaben auflegen dürfe.

So entstanden und wirkten mächtig, aber langsam, die vorbereitenden entfernten Ursachen der Französischen Umwälzung. Zwei Jahrhunderte sammelten und häuften den Stoff zu dieser großen Weltbegebenheit. Formen, die der Nation hätten heilig seyn sollen und heilsam hätten werden können, waren abgeschafft oder in Vergessenheit gerathen, andere Formen, welche die Willkühr erfand oder die derselben dienten, wurden eingeführt oder hatten sich allmählig gestaltet. Mißbräuche aller Art hatten sich vervielfältigt und verursachten allgemeines Mißvergnügen. Eine Abwechselung von Despotismus und Schwäche; Waffenruhm, theuer erkauft, und Waffenschande, öfters noch theurer bezahlt; eine Politik, bald thätig aber ungerecht, bald harmlos und unschuldig, aber ohne Einsicht und Energie; ein verderblicher Aufwand, aber mit Geschmack, mit Würde, mit großen Zwecken verbunden; dann wieder eine grenzenlose Verschwendung, durch Gemeinheit, schwelgerische Pracht, Bereicherung der Unwürdigsten dem Volke noch gehässiger; in den höheren Regionen eine schaamlose Sit-

unfähigkeit und eine wahre Gleichgültigkeit für Glück und Unglück des Volks, — zeichneten die zwei Jahrhunderte aus. Diese Staatsunfähigkeit machte zwar einer großen Reinheit der Sitten und auch mildern Absichten in der Person Ludwigs XVI. Platz. Aber die letzteren wurden nicht wie die ersteren nachgeahmt, und sie erweckten nicht Ehrfurcht und Liebe im Verhältniß zu dem Haß und der Verachtung, welche jene erregt hatte. Dabei hatte die Cultur sich durch alle Classen, die ihr früher fremd waren, verbreitet, und war in einzelnen Zweigen zu einer mit Recht bewunderten Höhe gestiegen. Die Gesetzgebung hatte demnach aufgehört, in allen ihren Theilen den Bedürfnissen der Nation angemessen zu seyn. Das Volk war in seinen Fortschritten ihr entwachsen. Die Maximen der Regierung bei der Vertheilung der Aemter, weit entfernt, der



oder aus falscher Popularität das beginnende Feuer anschürte. Aber troß allen vorbereitenden Ursachen und Umständen, die eine Revolution möglich, ja wahrscheinlich machen konnten, wäre sie nie ausgebrochen, wenn nähere, sie veranlassende Ursachen ausgeblieben wären. Sie war weder nothwendig noch unvermeidlich, wenn man nicht behaupten will, daß die Verbrechen der siegenden Parthei nothwendig und die Fehler so wie die Mißgriffe der besiegten unvermeidlich gewesen sind.

Reformen, durchgreifende, großartige, ernstliche Reformen waren nothwendig, und es war unvermeidlich, daß die Regierung solche, nach einem großen umsichtigen Plan mit Muth, mit Kraft, mit Beharrlichkeit unternehmen und vollziehen mußte, wenn sie nicht ihrem Untergange, so wie dem des Staats, entgegen gehen wollte. Die Erfahrung hatte schon bewiesen, daß bei dem besten Willen des Königs die Mißbräuche nicht durch gewöhnliche Mittel bis zu ihrer Wurzel ausgerottet, noch ihr immer wiederkehrendes Wuchern vermieden werden konnte. Die Energie, die Einsicht einzelner Männer reichte zu einer solchen riesenhaften Arbeit nicht hin. Zu viel mächtige, kluge, verschmitzte Menschen arbeiteten offen oder ins Geheim gegen sie; zu Viele lebten von den Krankheiten des Staats, und fürchteten dessen Genesung. Es mußte ein organisches Princip der Heilung und der Belebung in den Staat eingeführt oder zurückberufen werden, welches durch seine Intelligenz die zweckmäßigsten

Verbesserungen auffaßte, denselben durch sein Ansehen Eingang verschaffte, durch eine gesetzliche Gewalt sie durchführte und vermöge einer dauernden Einwirkung ihre Vollendung sicherte. Ein solches Princip konnten allein die Generalstände abgeben. Sie wurden von den Parlamenten gefordert, von der Nation gewünscht, vom Könige gewollt und zugestanden. Es war freilich ein Unglück, daß die Geldverlegenheit der Regierung mit der Wiedererweckung der Generalstände zusammentraf und sie zu veranlassen schien. Aber die nothwendigen Reformen konnten nur aus einer solchen reformirenden Gewalt hervorgehen. Ihre Wiederbelebung war nicht an sich eine Staatsumwälzung, vielmehr wurde der Staat dadurch auf seine frühere Verfassung zurückgeführt. Die politische Gewalt hatte der König früher mit den Ständen getheilt, denn ihre Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der Besteuerung war gesetzmäßig. Frankreich hatte das Recht, sie zurückzuwünschen, denn sie waren nie von Rechts wegen aufgehoben, und waren nur von den Königen übergangen, von der Nation vergessen worden. Vermöge ihrer Wiederbelebung hätten sie den Bedürfnissen und Forderungen des Volks ein kräftiges Organ verliehen, den Thron mit dem Lichte der Wahrheit umgeben, ihm seine wahren Freunde gezeigt und näher gebracht, so wie seine Feinde von ihm entfernt; den Talenten, dem Gemeinsinn, den Kenntnissen aller Art einen herrlichen Wirkungskreis gegeben und ihnen zugleich als Pflanzschule gedient; die Gesetzgebung und die Be-

steurung, vielseitig berathen, wäre planmäßig vervollkommnet worden. Aber um diese heilsamen Resultate hervorzubringen, hätten die Generalstände nach der alten Verfassung, mit einigen Modificationen, die ihre Wesenheit nicht verändert hätten, zusammengesetzt und in ihren gesetzmäßigen Schranken festgehalten werden müssen. Der Entschluß des Königs, die Generalstände zu versammeln, war also an sich keine Revolution und hätte auch zu keiner geführt, wenn nicht gleich nach diesem Entschluß die Leidenschaften sich der Sache bemächtigt und die Mißgriffe der Regierung, so wie die Verbrechen der Regierten die verderblichsten Begebenheiten veranlaßt, hervorgerufen und beflügelt hätten.

Der König versprach förmlich, die Generalstände baldmöglichst zu versammeln. Ein zweckmäßiger, ja ein nothwendiger Entschluß, der, weit entfernt, die Revolution herbeizuführen oder sogar schon zu beginnen, wie Mehrere behaupten, Frankreich von allen eingewurzelten politischen Uebeln vermöge umsichtiger Reformen, hätte heilen können, und geheilt haben würde, wenn die Regierung nicht bei der Ausführung dieser großen Maßregel Fehler auf Fehler begangen hätte. Um die Zusammenberufung der Stände heilsam und segensreich zu machen und den Gefahren derselben zu entgehen, hätten der König und die Regierung Einsicht und Vorsicht mit Kraft und Festigkeit vereinigen, und bei den vor dem Zusammentritt der Versammlung zu treffenden Vorkehrungen, so wie bei der Leitung dersel-

Verbesserungen [illegible], denselben durch sein Ansehen Eingang verschaffte, durch eine gesetzliche Gewalt sie durchsetzte und vermöge einer dauernden Einwirkung ihre Bedeutung sicherte. Ein solches Princip konnten allein die Generalstände abgeben. Sie wurden von den Parlamenten gefordert, von der Nation gewünscht, vom Könige gewollt und zugestanden. Es war freilich ein Unglück, daß die Geldverlegenheit der Regierung mit der Wiedererweckung der Generalstände zusammenzutreffen und sie zu veranlassen schien. Aber die nothwendigen Reformen konnten nur aus einer solchen reformirenden Gewalt hervorgehen. Ihre Wiederbelebung war nicht an sich eine Staatsumwälzung, vielmehr wurde der Staat dadurch auf seine frühere Verfassung zurückgeführt. Die gesetzliche Gewalt hatte der König früher mit den Ständen getheilt, denn ihre Mitwir-



steurung, vielseitig berathen, wäre planmäßig vervollkommnet worden. Aber um diese heilsamen Resultate hervorzubringen, hätten die Generalstände nach der alten Verfassung, mit einigen Modificationen, die ihre Wesenheit nicht verändert hätten, zusammengesetzt und in ihren gesetzmäßigen Schranken festgehalten werden müssen. Der Entschluß des Königs, die Generalstände zu versammeln, war also an sich keine Revolution und hätte auch zu keiner geführt, wenn nicht gleich nach diesem Entschluß die Leidenschaften sich der Sache bemächtigt und die Mißgriffe der Regierung, so wie die Verbrechen der Regierten die verderblichsten Begebenheiten veranlaßt, hervorgerufen und beflügelt hätten.

Der König versprach förmlich, die Generalstände baldmöglichst zu versammeln. Ein zweckmäßiger, ja ein nothwendiger Entschluß, der, weit entfernt, die Revolution herbeizuführen oder sogar schon zu beginnen, wie Mehrere behaupten, Frankreich von allen eingewurzelten politischen Uebeln vermöge umsichtiger Reformen, hätte heilen können, und geheilt haben würde, wenn die Regierung nicht bei der Ausführung dieser großen Maßregel Fehler auf Fehler begangen hätte. Um die Zusammenberufung der Stände heilsam und segensreich zu machen und den Gefahren derselben zu entgehen, hätten der König und die Regierung Einsicht und Vorsicht mit Kraft und Festigkeit vereinigen, und bei den vor dem Zusammentritt der Versammlung zu treffenden Vorkehrungen, so wie bei der Leitung dersel-

ihren gesetzmäßigen Wirkungskreis vor ihren Richterstuhl zu ziehen, zu beantworten und ihre Meinungen bekannt zu machen. Diese Einladung war eine förmliche Aufforderung zum Kampfe der Partheien. Durch diesen Schritt beurkundete die Regierung öffentlich, laut und unverhohlen ihre Verlegenheit, ihre Unschlüssigkeit, ihre Schwäche. Sie brachte ein allgemeines Aufgebot der Gedanken, der Ansichten, der Leidenschaften zu Stande. Was noch im Stillen gährte, brausete nunmehr fürchterlich auf. Die Liberalen lernten sich kennen, erstaunten und freueten sich über ihre Anzahl, und durch Wahlverwandtschaften krystallisirten sie sich zu einem Ganzen. Diese Parthei wagte ungeahndet die kühnsten Pläne und die unverschämtesten Aeußerungen. Die Monarchische trat grell und abstechend gegen sie auf. Nachdem sie beide sich einmal gegen einander ausgesprochen, ihre Grundsätze und ihre Absichten öffentlich gebeichtet hatten, wurde zwischen ihnen der Krieg rücksichtslos geführt.

Mit diesem Fehler verband man einen andern, der den ersten noch verderblicher machte, weil er dessen Folgen einen größern Spielraum gab. Um den Ränken bei den Wahlen der Deputirten vorzubeugen, die Bildung der Partheien zu vermeiden oder zu hemmen, und die ohnehin schon große Bewegung der Gemüther nicht noch mehr zu steigern, wäre es höchst wichtig gewesen, nur eine sehr kurze Zeit zwischen den Convocatorien der Stände und der Versammlung derselben verfließen zu lassen. Statt dessen ließ man zwischen beiden

den Begebenheiten fünf Monathe verstreichen, die für die Pläne der Schlechtgesinnten nicht verloren gingen. Die Leidenschaften wurden durch Schrift und Rede immer mehr erregt; die giftigsten Verleumdungen gegen das königliche Haus, den Adel und die Geistlichkeit verbreitet; die Erwartungen, die Hoffnungen, die Forderungen kannten keine Schranken, und die Idee, daß dem Staate nur durch eine gänzliche Umgestaltung geholfen werden könne, faßte immer mehr Wurzel in der öffentlichen Meinung, und anstatt zweckmäßigen Reformen die Bahn zu bereiten, sperrte sie ihnen immer mehr den ruhigen, gesetzmäßigen Weg, auf welchem allein sie möglich waren und gedeihen konnten.

Leider waren die Räthe des Königs unter sich und mit sich selbst uneinig, wie es mit den Formen der Zusammensetzung und der Berathung der Stände sollte gehalten werden. Es war höchst nothwendig, sich, in so weit die veränderten Eigenthums- und Personen-Verhältnisse es nur immer erlaubten, an den alten Formen zu halten. Der König allein hatte das Recht, den Ausspruch zu thun. Statt dessen, nachdem die Meinung durch eine Unzahl von Flugschriften gegen die alte Verfassung eingenommen worden war, berief der König die Notabeln, um sie über die Formen der Zusammensetzung der Stände zu befragen. Man konnte im Voraus wissen, daß sie sich für die Lieblings-Idee der Mehrheit, dem dritten Stande eine eben so starke Repräsentation wie den beiden anderen zusammengenommen, zu geben, erklären würden, sey es, daß

auch sie von der Neuerungssucht ergriffen seyn würden, sey es aus Furcht oder aus Rücksicht für die Stimme der Hauptstadt und die Meinung des Tages. Die Verdoppelung des dritten Standes ward beschlossen. Durch diese Maßregel wurde seinen Anmaßungen ein neuer Schwung verliehen; er erhielt ein entschiedenes Uebergewicht, und dieser Beschluß bewies schon, daß der Hebel aus den Händen der Regierung in die seinigen übergegangen war oder übergehen würde. Wollte man in der ständischen Versammlung ein starkes, Alles überwältigendes Eroberungs-Princip bilden, welches allen bestehenden wohlerworbenen Rechten mit dem Umsturz drohe, so konnte man kein zweckmäßigeres Mittel ersinnen. Allein, bei der vorhandenen Stimmung wäre die Hauptsache gewesen, ein Erhaltungs-Princip der Grundvesten des Staats, der Obergewalt des Königs und des rechtmäßigen Besitzes aufzustellen, ohne den nothwendigen Verbesserungen eine Hemmkette anzulegen. Die Verdoppelung des dritten Standes machte dieses beinahe unmöglich. Denn es mußte den Augen aller Unbefangenen einleuchten, daß diese Verdoppelung unnütz war, wenn die Stände, wie früher, ein jeder für sich stimmen sollten, daß aber, wenn das Gegentheil Statt fände, und die Stände in Eine Versammlung vereinigt und verschmolzen zu stimmen berufen wären, diese Verdoppelung die ganze alte Verfassung mit Vernichtung bedrohete und dem Throne wie den beiden anderen Ständen höchst verderblich werden könnte.

Hatte man diese Grundfehler begangen, so wäre es noch möglich gewesen, einen Theil ihrer nachtheiligen Folgen abzuwehren, wenn man die Vorsicht gehabt hätte, die Stände in einer, von Paris entfernten, Stadt mittler Größe zu versammeln, wo sie ruhig, frei von den Einwirkungen der Salons, der Clubbs, der Vergnügungsörter der Hauptstadt, unabhängig von dem Geschrei und von der physischen Gewalt eines zahllosen Pöbels, ihr wichtiges Werk mit kaltblütiger Besonnenheit hätten führen und ihren heiligen Verpflichtungen entsprechen können. Das Gefährlichste war, sie in Berührung zu bringen, auf der einen Seite, mit den excentrischen Meinungen des gebildeten und verbildeten Theils der Hauptstadt, auf der andern mit der ungebildeten, rohen, wilden, lasterhaften Masse der Bevölkerung derselben. Geschah dieses, so mußte die Versammlung nothwendig, anstatt zu herrschen, beherrscht werden; sie mußte die vorwaltenden falschen Lehren theilen und empfangen; es mußten Verbrechen aus diesen Lehren hervorgehen; die Versammlung und die Hauptstadt mußten auf einander eine stete unheilgebärende Wechselwirkung ausüben, bei welcher die letztere die Oberhand erhalten mußte. Die Stände konnten beinahe der Gefahr nicht entgehen, entweder mit dem Strome der Irrthümer und der Leidenschaften, der in Paris schon hohe Wellen schlug, freiwillig zu schwimmen, oder von demselben fortgerissen und zermalmt zu werden. Die Regierung wähnte, diesen Uebelstand verhindern zu können, indem sie die Stände in Ver

sailles versammelte; allein dieses war der unglückseligste Ausweg; Paris selbst wäre weniger verderblich gewesen. Denn so war die Entfernung groß genug, um die erhitzte Phantasie des Volks mit Verdacht und Mißtrauen gegen das, was in Versailles geschah oder vorbereitet wurde, zu erfüllen und es in alle Verleumdungen gegen den Hof mit hinein zu ziehen. Hinwieder war die Entfernung so klein, daß der wechselseitige Einfluß der Versammlung und der Hauptstadt unvermeidlich und die Gewaltthätigkeiten des Pöbels sehr leicht möglich waren.

Zu diesen Mißgriffen trat nun der Hauptfehler hinzu, daß bei der Eröffnung der Generalstände die Regierung, ohne Vorsicht, ohne einen bestimmten, festen, durchdachten Plan, die wichtigsten Fragen, welche sich nothwendig bei den ersten Berathschlagungen ergeben mußten, und die denselben mit ihrer Beantwortung hätten vorangeschickt werden sollen, unentschieden ließ. Der König allein hatte das Recht und sogar die Pflicht, sie aufzustellen, zu prüfen, zu lösen, und seinen Ausspruch den Ständen in ihrer ersten Versammlung bekannt zu machen. Unter diesen nahm die Frage, ob die Stände abgesondert, jeder für sich, oder vereinigt stimmen sollten, den ersten Platz ein. Sie wurde den Berathungen der Stände selbst Preis gegeben, so sehr es auch einem Jeden einleuchten mußte, daß die Form der Berathung schon entschieden seyn müsse, um über diese Frage zu berathen und zu stimmen; daß dieselbe den ersten Stoff zur Entzweiung

der Stände geben würde, und daß sich daran die gefährlichsten Erörterungen und Ereignisse leicht knüpfen konnten. Allein mit diesem einzelnen, die Form betreffenden Puncte wäre die Sache noch nicht abgemacht gewesen. Der König hätte gleich mit einem Verfassungs-Plan die Stände eröffnen müssen. Hätte ein solcher die Grundzüge der alten ständischen Verfassung, die Jahrhunderte in Frankreich einheimisch gewesen, aufgestellt, und nur die nothwendigen Abänderungen derselben, die der vorhandene Zustand der Cultur, der Bildung, der Eigenthums- und Vermögensverhältnisse angab und forderte, eintreten lassen, so wäre das Meiste beibehalten, den Bedürfnissen der Zeit angepaßt und durch Modificationen das Wesen derselben um so fester begründet worden. Bei der Eröffnung der Generalstände wäre ein solcher Plan mit Freuden aufgenommen worden. Die Partheien hatten sich noch nicht gebildet, noch weniger gegen einander ausgesprochen und feindselig gestellt. Die Deputirten kamen aus den Provinzen, zwar vom Zeitgeiste bewegt und von mancher Meinung gegen das Bestehende eingenommen; aber sie kannten sich noch nicht, und hatten sich noch nicht wechselseitig ausforschen und besprechen können. Sie waren meistentheils der Hauptstadt fremd und noch nicht von den Hauptanführern der öffentlichen Stimme in Paris bearbeitet und bestochen worden; sie waren noch in keine Berührung gekommen mit der Masse der Bevölkerung, und ahndeten nicht, welche

furchtbar zerstörende Kraft in dem Pöbel liege, und wie leicht diese wilde, ungebändigte Masse gegen die gesellschaftliche Ordnung aufgeregt und gemißbraucht werden konnte. Die Schlechtgesinnten unter den Deputirten kannten also diesen ihnen zu Gebote stehenden Stützpunct noch nicht; die Besseren waren noch nicht in dem Fall, diese ihnen zur Zeit noch unbekannte schreckliche Macht zu befürchten; die Einen waren noch nicht kühn geworden, die Anderen noch nicht eingeschüchtert; das Böse schlich noch langsam und vorsichtig im Finstern; das Gute, Gemeinnützige, Vernünftige, wäre es, von der rechtmäßigen Gewalt zur rechten Zeit angeordnet, mit Bestimmtheit und Kraft vorgetreten, würde unstreitig Eingang und Gehorsam gefunden haben. Ein durchdachter, zugleich das Zweckmäßige der alten Verfas-

Aufregung der Gemüther, den excentrischen Köpfen und den lasterhaften noch verkappten Demagogen nichts zu befürchten.

Der König suchte durch die Declaration vom 20ten Juni die Sache in das wahre Geleise zu bringen; allein diese Maßregel wurde zu spät ergriffen und auf eine unzweckmäßige Art ausgeführt. Die Lage der Dinge hatte sich sehr verändert; zwei Monathe waren seit der Eröffnung der Generalstände verstrichen; die Gemüther hatten sich über die Frage von der Sonderung der Stände erhitzt; sie waren wechselseitig durch einen anhaltenden Kampf schon erbittert. Die Deputirten, früher einander fremd, hatten sich kennen gelernt und nach ihren Wahlverwandtschaften in Partheien gruppirt. Diejenige, die eine Umwälzung des Bestehenden und eine gänzliche Wiedergeburt von Frankreich träumte und wollte, war sich ihrer Stärke bewußt geworden, und fühlte, daß sie die öffentliche Meinung zum Stützpunct hatte und die physische Gewalt sehr leicht zum Hebel ihrer Pläne brauchen könne. Die königlich-gesinnte Parthei hatte ihre Absichten kund gemacht, und zugleich ihre Unschlüssigkeit und ihre Schwäche offenbart. Doch würde die königliche Sitzung ihre Wirkung und die Declaration ihren Zweck vielleicht nicht verfehlt haben, hätte Necker der Sitzung beigewohnt und der König mit den väterlichen Ermahnungen, die er an die Stände richtete und mit den großartigen Concessionen, die er ihnen machte, Festigkeit und Energie verbunden und gezeigt.

Er war um so mehr befugt und berechtigt, ein solches zu thun, als die Erklärung vom Monath Juni geeignet war, alle Wünsche der Besseren und alle Forderungen der wahren Freunde der Freiheit zu erfüllen. In Hinsicht ihres Zweckes und ihres Inhalts, wo nicht in der Form, war sie in vielen Puncten mit der jetzigen Charte gleichlautend. Die drei Stände wurden zwar beibehalten, aber wesentlich modifizirt. Diese Eintheilung der Repräsentation hatte manche Vorzüge. Nicht allein war sie eine historisch begründete und der Vergangenheit von Frankreich angemessen, sie war zugleich eine, der Erhaltung des Bestehenden und den Fortschritten der Gesellschaft entsprechende Form; sie vermittelte die dem Daseyn eines jeden Staats nothwendige Permanenz mit der eben so nothwendigen progressiven Bewegung desselben. Sie bezog sich auf die alten Rechte, und nahm doch Rücksicht auf die neu gebildeten oder sich bildenden Verhältnisse des damaligen Frankreichs. Alle Vervollkommnungen die das Land bedurfte, wurden möglich, sobald die Stände, wie es in der Declaration angeordnet war, über Gegenstände von allgemeinem Interesse in der Gesammtheit, und über Fragen, welche ihr besonderes Interesse betrafen, ein jeder für sich berathschlagen und beschließen sollten. Man konnte um so mehr alles Gute von dieser Form erwarten, da die beiden ersten Stände auf ihre Steuerbefreiung schon Verzicht geleistet hatten.

Also, trotz der gerügten Mißgriffe und der be-

deutenden Fehler, welche die Regierung sich hatte zu Schulden kommen lassen, war noch nichts unwiederbringlich verloren. Um die Mißbräuche abzuschaffen und den Staat seinem Zwecke näher zu bringen, war die Revolution nichts weniger als nothwendig. Alle erforderlichen Reformen konnten auf dem von Ludwig XVI. angegebenen Wege erzielt werden. Dieser edle und unglückliche König bot den Franzosen die wahre gesetzmäßige Freiheit an. Ordnung und eine lebendige Bewegung der Kräfte hätten, vereinigt, vermöge zeitgemäßer Modificationen die alten Formen verjüngt, die Gegenwart mit der Vergangenheit in Einklang gebracht, eine noch bessere Zukunft langsam vorbereitet und Frankreich alle Vortheile einer wahren Monarchie und die einer echten repräsentativen Verfassung zugesichert. Aber die Mehrheit der ständischen Deputirten, von der irregeleiteten öffentlichen Meinung selbst hingerissen, verschmähten die aus der rechtmäßigen Gewalt hervorgehende politische Organisation. Sie wollten nicht die Freiheit empfangen, sondern dieselbe erobern und erschaffen, und glaubten Alles zerstören zu müssen, in dem Wahn, auf diesen Trümmern Alles nach ihren phantastischen Ideen neu gestalten zu können.

Wir haben die Fehler und die Mißgriffe, welche die Revolution veranlaßt haben, gerügt, und dasjenige nicht verhehlt, was die Regierung verschuldet hat, um das schreckliche Trauerspiel und die an sich so leicht vermeidlichen Ereignisse zu befördern. Was die Fehler

begonnen hatten, entwickelte das wilde Verfahren der Leidenschaften; planmäßige Ruchlosigkeit und alle Arten von Verbrechen vollendeten es.

Das frevelhafte Verfahren der Mehrheit der Deputirten und die Gewaltthätigkeiten des Pariser Pöbels im Monath Juli entschieden die Revolution; alle Begebenheiten, die diesen unglückgebärenden Tagen folgten, waren nur die entwickelten Früchte derselben und müssen als die Corollarien der Handlungen, welche diese Tage bezeichnen, betrachtet werden. Man kann mit Wahrheit sagen, daß in Hinsicht der Grundsätze und des Zwecks die ganze Revolution vollendet dastand, als die Deputirten des dritten Standes, mit einigen von den anderen Ständen verstärkt, sich National-Versammlung nannten und sich als solche aussprachen. Indem sie es thaten erklärten sie durch die That, daß die alte Verfassung umgestürzt war; daß die königliche Gewalt nicht die oberste im Staate wäre, sondern einer andern, höhern, weichen müsse; daß es eine andere Quelle der politischen Rechte und der Gesetzgebung gäbe, als die bestehende geheiligte monarchische Ordnung der Dinge in Frankreich seit so vielen Jahrhunderten. Sie hatten ihre Berufung, ihre Zusammensetzung, ihr Dasein, ihre Rechte, ihre Wirksamkeit einzig und allein dem Willen des Königs zu verdanken. Wäre dieser Wille kein entscheidender, gebietender, rechtmäßiger, souveräner Wille gewesen, so hätten sie selbst nicht rechtmäßig auftreten können, wären, aus dem Nichts hervorgegangen,

in das Nichts zurückgekehrt. Ihre Rechte ergaben sich aus ihren Pflichten und gründeten sich auf dieselben, und beide waren nur eine Emanation der königlichen Gewalt; der König allein konnte die ersten beschränken, die anderen bestimmen. Doch beide überschreitend richteten sie ihre bedingte, entlehnte, übertragene Gewalt gegen den Thron, von dem sie Alles empfangen hatten, und setzten ihre Pflicht darin, ihr vermeintlich ursprüngliches Recht über alle anderen zu erheben und dieselben zu vernichten. Dieses frevelhafte Verfahren zu rechtfertigen, stellten sie die Lehre der Volks-Souveränität auf, als die einzige, ewige, reine Quelle einer jeden rechtmäßigen Gewalt; ein Princip, welches in seiner furchtbaren Unbestimmtheit keine Schranken, keine feste Richtung, keine Norm, keinen Halt anerkennt noch anerkennen kann; eine Allmacht, die, an nichts gebunden, durch nichts geregelt, Alles erschaffen und Alles zerstören kann, ohne sich selbst oder Anderen Rechenschaft von ihren steten Zer- und Zusammensetzungen geben zu können noch zu brauchen; eine Allmacht der Willkühr, die wie Saturn Kinder erzeugt, um sie zu verschlingen; eine Allmacht die einem abstracten Wesen, das allenthalben und nirgends ist, inwohnt und unter dem Namen Volk nach Belieben construirt wird.

Merkwürdig bleibt es, daß die Stände, welche sich eigenmächtig in eine Nationalversammlung verwandelten, indem sie dies thaten, indem sie um ihre Usurpation zu beschönigen die Volks-Souverä-

nität vorschützten, den ausgesprochenen Willen der Masse der Nation, die sie als ihre Deputirten erwählt hatte, mit Füßen traten. Denn die große Mehrheit hatte ihnen in den ihnen verliehenen Mandaten zwar aufgetragen, die Reform vieler Mißbräuche und die Einführung mancher Verbesserung zu fordern oder zu bewerkstelligen, aber zugleich ihnen aufgelegt, das monarchische Princip und die ständische Verfassung aufrecht zu erhalten. Die Nationalversammlung beging also ein Verbrechen der beleidigten Majestät, nicht allein gegen den König, sondern, um ihre Sprache zu reden, gegen die Nation selbst, indem sie eine Stellung sich anmaßte, die ihr weder von Gott noch von den Menschen angewiesen worden war. Aus diesem Verbrechen ergaben sich alle Ungerechtigkeiten, welche die Nationalversammlung einander mit einer schrecklichen Consequenz und Schnelligkeit folgen ließ. Aus dem bodenlosen Grundsatz der Volks-Souveränität floß unaufhaltsam wie aus einem brennenden Vulcan der Lavastrom, der, Frankreich überschwemmend, alle bestehenden Rechte der Regierung, des Königthums, der Gesammtheit und der Einzelnen verschüttete. Mit diesem vermeintlichen Grundsatz vernichtete die National-Versammlung alles Bestehende, machte aus Frankreich eine leere Fläche, und baute auf derselben mit kindischem Wohlgefallen das Kartenhaus der neuen Verfassung auf, einer Verfassung, die in sich selbst zerfallen mußte,

und in der That zerfiel, um anderen eben so ephemeren Gestaltungen Raum zu geben.

War auf diese Art die Revolution in Hinsicht ihrer Grundsätze, an dem Tage wo die Stände sich als Nationalversammlung erklärten, vollendet, so war sie es auch in Hinsicht der Mittel an dem Tage, wo das Volk mit bewaffneter Hand die Bastille einnahm. Dieser erste Versuch, durch physische Gewalt und förmliche Empörung den falschen, verderblichen Lehren und Beschlüssen der Gesetzgeber von Frankreich die Hand zu bieten und jeden Widerstand, so wie jedes Hinderniß, die sich ihren luftigen Theorien entgegensetzten, zu brechen, wurde bald erneuert und ins Große getrieben. Als der Pöbel einmal unschuldiges Blut vergossen hatte, wurde er blutdürstig, und man konnte ihn fortan zu allen möglichen Missethaten verleiten, anfeuern und hinreißen. So trat die Revolution wie ein bewaffneter Riese auf, dessen Kopf von den Dünsten einer nebelichten Philosophie erfüllt und betäubt war, und dessen eiserner Arm Alles niederschmetterte, was der Verwirklichung seiner phantastischen Träume im Wege stand. Zwei Jahrhunderte hatten ihm freilich den Weg gebahnt und ihm Stoff vorbereitet. Aber die Fehler der Regierung veranlaßten seine Geburt, Irrthümer aller Art, aber freiwillige, von Stolz und Ehrsucht eingegebene Irrthümer, beförderten schnell sein Wachsthum, Verbrechen unter mannigfaltiger Gestalt entwickelten seine Kraft und

Satz. Die Freiheit ist die erste und nothwendige Bedingung der Fortschritte der Künste und der Wissenschaften; ohne sie gibt es keine höhere Cultur.

Gegensatz. Die Freiheit und die Formen, welche dieselbe zu begründen und zu verbürgen scheinen, haben gar keinen Einfluß auf Entwickelung des Genies und die Ausdehnung der Geistes-Werke eines Volks.



e wahre Freiheit ist an sich ein so edles, köstliches
:, sie entspricht dermaßen den Bedürfnissen der
schlichen Natur und hat so viel Herrliches bewirkt,
sie füglich übertriebenes Lob entbehren kann.
schadet ihr weit mehr als es ihr frommt, wenn
ihr dasjenige zuschreibt, was sie gar nicht, oder
igstens nicht ausschließlich hervorbringt.

Die Entwickelung der Menschheit im Menschen
gt von der Ausübung und der harmonischen Thä-
it aller seiner Kräfte ab. Keine Thätigkeit gibt
hne Bewegung, keine Bewegung ohne Spiel-
n, und für gefesselte oder eingeengte Menschen
n es keinen Spielraum geben.

So weit ist man einig; eine gewisse Freiheit ist
ngänglich nothwendig, wenn der Mensch die
nschheit in sich entfalten und nicht zur Thierheit
bsinken soll. Allein, von welcher Freiheit hier
Rede sey, worin diese Freiheit bestehe, und ob sie
erste, ja die einzige Bedingung der Entwickelung
das ist die Hauptfrage, auf welche es hier an-
mmt.

Die persönliche Freiheit, oder das Vermögen sei-
Neigungen und seinen Anlagen in Hinsicht der
stimmung seiner Thätigkeit folgen zu können, ist

bezeichneten alle seine Schritte, bis er unter ihrer aufgethürmten Last erlag und seinen wilden Lauf endigte.

Um gerecht zu seyn, auch gegen Die, welche Ungerechtigkeiten aller Art ohne Rückhalt und ohne Schaam begangen haben, muß man freilich gestehen, daß, nachdem die ersten Frevel der Nationalversammlung durch ihre verderblichen Lehren und selbstsüchtigen Leidenschaften freiwillig veranlaßt waren, und die ersten Verbrechen des im Anfange verleiteten und verführten, später furchtbaren und gebietenden Volks verübt worden, die dominirende Parthei in der Nationalversammlung nicht mehr herrschte, sondern tyrannisch beherrscht wurde, von den Umständen die Bewegung empfing, statt diese zu zügeln und zu leiten, und so auf dem abschüssigen Boden, auf welchen sie sich gestellt hatte, keinen Halt mehr findend, immer tiefer und schneller in den Abgrund des Irrthums und des Wahns verfiel. Auch der wilde losgelassene Pöbel befreundete sich immer mehr mit der ihm zu Theil gewordenen Ungebundenheit und gewöhnte sich an die schauderhaftesten Scenen; durch seine Missethaten kühner geworden, wagte er das Unglaubliche, und erstaunte am Ende vielleicht selbst über seine Fortschritte im Bösen. Der Grundirrthum, von welchem man ausgegangen, gebar neue Irrthümer; die Leidenschaften wurden immer heftiger, ihre Exeesse selbst gaben ihnen Nahrung, verbreiteten über alle Stände ihr verzehrendes Feuer und erzeugten immer neue Leidenschaften. So entstand freilich im

Laufe der Revolution aus den freiwilligen Fehlern und Verbrechen eine Art von Nothwendigkeit, die als rächende Nemesis die Urheber der Umwälzung unwillkührlich mit sich fortriß; das erschaffene Werkzeug der Pöbels-Gewalt meisterte den Meister und die Nation, theilte sich in zwei Hälften, deren eine auch das Schrecklichste mit Frechheit und einer höllischen Freude verübte, während die andere auch das Schrecklichste mit Geduld ertrug und mit einer stumpfen Passivität über sich ergehen ließ. Wahr ist es, daß auch die Verruchtesten in der National-Versammlung vielleicht zurückgebebt wären, wenn man ihnen bei ihrem Beginnen die Folgen ihres frevelhaften Wagestücks gezeigt hätte. Robespierre, Danton selber, hätte eine höhere Macht ihnen in einem magischen Spiegel ihr Leben und ihr Ende im Anfange der Revolution vorgehalten, hätten Beides als unmöglich von sich gewiesen. Allein diese Art von Nothwendigkeit der Handlungen und ihrer Folgen, die sich aus dem Mißbrauch der Freiheit entspinnt, dient weder zur Entschuldigung noch zur Rechtfertigung der Urheber einer solchen politischen Revolution, sondern auch diese Nothwendigkeit fällt ihnen zur Last, und vermehrt ihre Verantwortlichkeit. Eben weil der Mensch weiß, daß gewisse Handlungen, die es in seiner Gewalt stand zu thun oder zu vermeiden, einmal geschehen und seinen Händen entgangen, wenn sie in die unermeßliche Kette der Begebenheiten eingegriffen haben, nicht mehr von ihm geleitet

werden können, sondern, in unwiderrufliche Begebenheiten verwandelt, sich in unendliche Wirkungen verzweigen, muß der Mensch sich hüten, die ersten frevelhaften Handlungen, welche einen Staat aus seinen Fugen reißen, zu wagen und zu unternehmen. Sind einmal die Dämme, welche die Gewalt des Pöbels und die Leidenschaften Aller zurückhalten, freiwillig durchbrochen, so wird es Denen die es thaten unmöglich, das Toben und die Ueberschwemmung der Wellen in gewissen Grenzen festzuhalten, wenn sie auch, über ihr eigenes Werk erschrocken, es gern versuchen möchten. Wenn wir unsere Pflicht erfüllen und das thun, was die ewigen Gesetze gebieten, so können wir den Folgen unserer Handlungen mit Ruhe entgegensehen und sie einer höhern Macht überlassen; es geschehe was da wolle, wir haben, was uns oblag und von uns abhing, gethan; für das Uebrige sind wir nicht verantwortlich. Allein die nicht zu berechnenden, nicht zu leitenden Folgen unserer Handlungen sind es, die uns mit Schrecken erfüllen und uns mit Macht zurückhalten müssen, wenn wir im Begriff sind, etwas Frevelhaftes zu begehen und uns über Pflicht und Recht wegzusetzen.

Merkwürdig bleibt es, daß Ludwig XVI., der durch die Fehler seines Charakters und durch die Mißgriffe seiner Räthe die Revolution veranlaßte, das Schicksal Karls I. gehabt hat, und zwar aus den entgegengesetzten Ursachen. Karl verkannte die Wünsche und die Bedürfnisse seines Volks, er verkannte nicht weniger

niger die Veränderungen, die der zunehmende Wohlstand und die Ausbildung des dritten Standes in allen Verhältnissen hervorgebracht hatte. Anstatt die Befugnisse der Parlamente, durch deren Organ sich die öffentliche Meinung aussprach, zu beachten und zu ehren, versuchte er ohne Parlamente zu regieren, bis die Nothwendigkeit ihn zwang, zu denselben wieder seine Zuflucht zu nehmen, wo er dann in ihnen nur gereizte Feinde vorfand. Ludwig XVI. zog die Generalstände aus einer langen Vergessenheit hervor. Indem er es that, glaubte er den Wünschen seines Volkes zu genügen und dessen Bedürfnissen abzuhelfen. Auch nachdem die undankbaren, irregeleiteten, verwilderten Generalstände ihren Anmaßungen und ihren Einschreitungen gegen die königliche Gewalt keine Grenze setzten, gab Ludwig ihren Foderungen nach. Karl, und mit ihm die Verfassung von England, waren gefallen, weil er den Widerstand da anbrachte, wo Nachgiebigkeit zweckmäßig und nöthig gewesen wäre. Ludwig fiel, und mit ihm Frankreich, weil er noch da Nachgiebikeit zeigte, wo Widerstand allein gerecht und heilsam gewesen wäre. In den ersten funfzehn Jahren seiner Regierung trieb Karl die Festigkeit bis zur Hartnäckigkeit; Ludwig, vom Anfange bis zu Ende der seinigen, die Milde bis zur Schwäche. Karl widerstrebte auch nothwendigen Reformen, weil er meinte, daß der Engel der Reform den Teufel der Revolution immer hinter sich hätte; Ludwig bot auch der Revolution nicht die Spitze, weil er, in seiner wohlwollenden

Satz. Die Freiheit ist die erste und nothwendige Bedingung der Fortschritte der Künste und der Wissenschaften; ohne sie gibt es keine höhere Cultur.

Gegensatz. Die Freiheit und die Formen, welche dieselbe zu begründen und zu verbürgen scheinen, haben gar keinen Einfluß auf Entwickelung des Genies und die Ausbildung der Geistes-Werke eines Volks.

Die wahre Freiheit ist an sich ein so edles, köstliches Gut, sie entspricht dermaßen den Bedürfnissen der menschlichen Natur und hat so viel Herrliches bewirkt, daß sie füglich übertriebenes Lob entbehren kann. Es schadet ihr weit mehr als es ihr frommt, wenn man ihr dasjenige zuschreibt, was sie gar nicht, oder wenigstens nicht ausschließlich hervorbringt.

Die Entwickelung der Menschheit im Menschen hängt von der Ausübung und der harmonischen Thätigkeit aller seiner Kräfte ab. Keine Thätigkeit gibt es ohne Bewegung, keine Bewegung ohne Spielraum, und für gefesselte oder eingeengte Menschen kann es keinen Spielraum geben.

So weit ist man einig; eine gewisse Freiheit ist unumgänglich nothwendig, wenn der Mensch die Menschheit in sich entfalten und nicht zur Thierheit herabsinken soll. Allein, von welcher Freiheit hier die Rede sey, worin diese Freiheit bestehe, und ob sie die erste, ja die einzige Bedingung der Entwickelung sey, das ist die Hauptfrage, auf welche es hier ankommt.

Die persönliche Freiheit, oder das Vermögen seinen Neigungen und seinen Anlagen in Hinsicht der Bestimmung seiner Thätigkeit folgen zu können, ist

[illegible] das wichtigste. Wer sich in einer Lage befindet, wo er ungehindert, seinem Geschmack und seiner Laune [illegible], gegen die Bedürfnisse geschützt, von den Umständen begünstigt, gegen eine jede willkührliche Beschränkung von Andern gesichert, nur vom Gesetz beschränkt seine Kräfte und seine Zeit anwenden kann, der ist persönlich frei und kann am ungehindertsten in der Bahn der Entwickelung fortschreiten.

Die Natur, das Glück, der Zufall, der Charakter tragen das ihrige zum Besitz einer solchen persönlichen Freiheit bei. Die Natur gibt die Anlagen, das Glück die Unabhängigkeit von allen beschränkenden Verhältnissen, der Zufall die Umstände. Der Charakter gibt auch hier den Ausschlag, denn er allein macht, daß alle anderen Bedingungen gehörig benutzt werden, und er kann sie sogar gewisser-



Freiheit bestehet in der Herrschaft vernunftmäßiger Gesetze, und solche Gesetze sind immer der Ausspruch der allgemeinen Gerechtigkeit, welche die Kraft eines Jeden beschränkt, um die Kräfte Aller zu beschützen, und das Recht des Einen mit den Rechten seiner Nebenmenschen in Einklang zu bringen.

Also, wo bürgerliche Freiheit auf festen Grundlagen ruht, da bringt die persönliche Freiheit, unter diesem Schilde sich ruhig entfaltend, die herrlichsten Früchte hervor. Wo es keine bürgerliche Freiheit gibt, wo vielmehr Willkühr und Ungebundenheit Eines oder Mehrerer Statt finden, da kann es nur Bedrückung oder Furcht vor Bedrückung geben, und also Unterdrückung der Thätigkeit, Lähmung der Kräfte und Stockung in der Entwickelung der Fähigkeiten und der Talente.

Es ist nicht zu leugnen, daß die bürgerliche Freiheit eine Gewährleistung fordert, um selbst gesichert zu erscheinen. Eine solche gewährt zwar die Persönlichkeit der Regierenden, aber diese Persönlichkeit muß unterstützt werden, vermöge Institutionen, welche die Vernunftmäßigkeit und die feste Handhabung der Gesetze erleichtern und befördern. In solchen Institutionen besteht die wahre politische Freiheit: sie ist nicht der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, aber das Mittel, die bürgerliche Freiheit zu begründen, und diese letztere selbst soll zum höchsten Zweck, nämlich zur höchst möglichen persönlichen Freiheit der Einzelnen, führen und dienen.

Also hängen die persönliche, die bürgerliche, die politische Freiheit zusammen, und bedingen alle drei die Entwickelung und die Fortschritte des menschlichen Geistes bei einem Volk; die erste aber ist hier unstreitig die bedeutendste. Nach ihr bleibt immer die Sicherheit, und folglich der Schutz, die Hauptsache; die politische Freiheit kann hier nur als untergeordnete Bedingung, oder als Mittel zum Zweck, betrachtet werden. Unter dem Namen der politischen Freiheit kann sogar sehr leicht ein Zustand der Dinge eintreten, der der Entwickelung der schaffenden Kraft des Geistes entgegenwirkt. Eine ståte Gåhrung der Gemüther, immer wiederkehrende oder zu befürchtende Bewegungen, ausschließliche Beschåftigung mit den Gefahren des Gemeinwesens, können leicht den Künsten und den Wissenschaften nachtheilig, ja tödtlich werden. Alles was man thun muß, um die politische Freiheit zu erwerben und zu erhalten, ergreift und beherrscht dermaßen die Menschen, daß sie oft Zeit und Sinn, Mittel und Kraft zu höherer Bildung und zum ruhigen Schaffen von Geisteswerken verlieren.

Aber so groß auch der Antheil seyn mag, den man der Freiheit in Hinsicht der Belebung der geistigen Cultur zuschreibt, so gibt es unstreitig andere, entscheidendere Bedingungen derselben, und unter diesen gebührt der Macht und dem Reichthum eines Volks der erste Rang. Ein armes, kleines, ohnmächtiges Volk wird es in den Wissenschaften und

den Künsten nie weit bringen, sollte es auch die höchst mögliche politische Freiheit genießen. In einem reichen und mächtigen Staate, wo Alles nach einem größern Maßstabe sich gestaltet, kann der menschliche Geist seinen Culminirpunkt erreichen, auch ohne die Bedingung der politischen Freiheit, vorausgesetzt, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthums und die Handhabung der öffentlichen Ruhe, unter der Aegide einer vernünftigen Gesetzgebung und einer kräftigen Regierung, den gehörigen Schutz findet.

Die Geschichte aller glänzenden und schönen Epochen der Entfaltung des menschlichen Geistes unterstützen diese Ansicht, und beweisen die Wahrheit der vorausgeschickten Sätze. Athen, zur Zeit Solons und des ersten Krieges gegen die Perser, hatte unstreitig mehr Freiheit, als in den späteren Zeiten. Die Republik siegte bei Marathon und Salamis vermöge des Heldensinnes ihrer Bürger und der herrlichen Gesinnungen ihrer Feldherren, aber die Republik war arm, und das Genie, das später sich in einer so reichen Fülle offenbarte, fand damals in dem Leben des Staats weder die Mittel und die Gelegenheit, noch die nöthige Muße und den thätigen Trieb, um das Schöne und Erhabene hervorzubringen. Mit Perikles hebt die Glorie Athens an, mit Alexander dem Großen endigt sie, und in diesem Zeitraume wurde die Freiheit zerstört und zu Grabe getragen. Die Kunst, mit welcher Perikles während seiner vierzigjährigen Verwaltung des Gemeinwesens,

[illegible]

[illegible] des Peloponnesischen Krieges [illegible] seine Unabhängigkeit [illegible] seinem Vaterlande [illegible] gegeben, aber der Gemeinsinn war [illegible]. [illegible] Verfassung konnte nicht Wurzel fassen. [illegible] des [illegible] selbst vermochte nicht die [illegible] Gesinnungen zurückzurufen; die [illegible]



und ihre unsterblichen Werke bleiben unübertroffen. Diese merkwürdige Erscheinung war die Frucht der Macht und des National-Reichthums; der Macht, die Athen seinen Siegen über die Perser zu verdanken hatte und die der Republik die Hegemonie in Griechenland verschafften; des Reichthums, den sein Handel, seine Flotten, seine Oberherrschaft zur See ihm zuführten und lange sicherten. Diese Ursachen, die immer kräftiger wirkten und immer mehr gediehen und zunahmen, während die politische Freiheit abnahm, brachten nicht das Genie hervor, vereinigten aber alle Bedingungen, von welchen seine Entfaltung und Entwickelung abhängen.

In den männlichen, kräftigen, heroischen Jahrhunderten der Römischen Republik, wo aus der Armuth Gemeinsinn, aus ihm rohe aber strenge Tugend, und aus der letztern Freiheit hervorging, war Rom in Hinsicht der geistigen Cultur sehr zurück. Das Volk fühlte das Bedürfniß derselben nicht, und das Genie schlummerte aus Mangel an bildenden Mitteln und an Veranlassung, oder richtete seine Thätigkeit auf das öffentliche Leben. So lange der Senat, und in ihm das aristokratische Princip, die Oberhand behielt, so lange das Volk von ihm zwar befragt aber zugleich geleitet und beherrscht wurde, regierte das Gesetz, und unter ihm blüheten die Unabhängigkeit des Staats und die Sicherheit der Einzelnen. Die kühn unternommenen und glücklich bestandenen Kriege, die Eroberungen die sie mit sich führten, der Reichthum

der eroberten Länder, der die Beute des Staats wurde und die Macht der Republik gründete, erzeugten Luxus und Ueppigkeit, fachten alle Leidenschaften an, verdarben die Sitten der höhern Classe, verwilderten die der unteren, machten diese käuflich und gaben jener die Mittel sie zu erkaufen. Grade zu der Zeit, wo die politischen Rechte der Masse des Volks hätten enger beschränkt werden müssen, erhielt dasselbe ein entschiedenes Uebergewicht, und das demokratische Princip überflügelte und lähmte die Gewalt der Aristokratie. In den Stürmen der kämpfenden Partheien trachteten die Reichen und Mächtigen nach der Herrschaft. Die bürgerlichen Kriege folgten auf einander mit einer furchtbaren Schnelligkeit und mit allen den Gräueln, die von solchen unzertrennlich sind. Gesetzlosigkeit führte zur Ungebundenheit, aus dieser ent-

diesem Zeitpuncte hob das goldene Zeitalter der Römischen Litteratur an, welches zugleich schöne Blüthen und herrliche Früchte trug. Lucretius und Cicero gingen zwar dem Jahrhunderte des Augustus voraus, allein auch sie lebten in den verhängnißvollen Zeiten der Auflösung der Republik. Alle die unsterblichen Werke der Dichter, der Geschichtschreiber, der Philosophen, die einen so blendenden und trügerischen Glanz auf die Regierung des August werfen, kann man wahrlich nicht dem belebenden Hauch der Freiheit zuschreiben; diese war längst verflogen. Allein Macht und Reichthum, Muße und Bedürfniß eines feinern Genusses beförderten die Cultur der Wissenschaften und der Künste. Dieselben Ursachen, welche die Moralität immer mehr untergruben, gaben dem Geiste einen Schwung und eine Richtung, die, ihn von dem öffentlichen Leben immer mehr entfernend und dem Gemeinsinn entfremdend, die höheren Regionen der Kunst und ihren glücklichen Anbau als ein Mittel das verlorene Gut zu vergessen und als eine Art von Entschädigung ihm zuwiesen. Die Geschichtschreiber erzählten mit Würde und Begeisterung die Heldenthaten der Voreltern, als die entartete Gegenwart sich unfähig fühlte dieselben nachzuahmen. Die Dichter entrissen die Gemüther dem drückenden Gefühl der Wirklichkeit durch die idealische Welt, die sie hervorzauberten, und durch die Gesänge, in welchen sie Gesinnungen und Handlungen priesen, welche besseren Zeiten angehörten. Die Philosophen such-

ten theils die Sinnlichkeit und die Selbstsucht zu recht- fertigen und gewissermaßen zu veredeln, indem sie ihnen den Anstrich von Lebensweisheit gaben und sie auf Maximen zurückführten, denen Epikur den Namen gab; theils, wenn sie mehr Tiefe des Geistes und mehr Hoheit des Charakters besaßen, vorzüglich sie durch die Lehre der stoischen Schule die verweichlichten Römer wieder zu stählen. Diese allgemeinen Umrisse der Römischen Cultur reichen hin, um zu beweisen, daß sie nicht durch die politische Freiheit bedingt wurde. Denn gerade zu der Zeit, wo August die öffentliche Freiheit mit anscheinender Schonung langsam mordete, begann das Treiben, Schaffen und Vollenden der genialischen Schriftsteller, die uns noch heute als Muster gelten. Lucan, Seneca, Tacitus, Quinctilian, Sueton gehören einer spätern Zeit, die

großen Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht, den immer wiederkehrenden Fehden der Päpste und der Kaiser fanden. Sie erhielten die Freiheit von den Ersteren oder errangen sie von den Letzteren. Der Land- und Seehandel gaben diesen kleinen Gemeinwesen Nahrung, Gedeihen und Kraft. Ihre Lage am Meer oder längs den Ufern sich in dasselbe ergießender Ströme begünstigten das schnelle Wachsthum ihrer Macht und ihrer Reichthümer. Doch vergaßen und vernachläßigten sie nicht die Uebung in den Waffen, die allein ihre Unabhängigkeit beschützen konnten. Es erschienen in dieser glorreichen Periode der Freiheit und des Gemeinsinnes der Italienischen Republiken nur einige ihrer großen Dichter, die allein dastehen, wie von selbst entstanden, ohne Vorgänger und ohne Nachkommenschaft; denn erst viel später übten sie einen heilsamen und belebenden Einfluß auf die ihnen verwandten Gemüther aus. Dante, dessen riesenhaftes Genie am Eingange der Geschichte von Italiens Litteratur hervorragt, hatte seine originelle Richtung, so wie sein unnachgeahmtes Gepräge, der ernsten, strengen, religiösen, übersinnlichen Tendenz, die in dem innern Wesen seines Geistes ihre Wurzel hatte, zu verdanken. Die politischen Stürme seiner Vaterstadt, Florenz, deren Opfer er wurde, haben zu manchen Stellen in der Hölle, dem ersten seiner Gedichte, Stoff und Ton gegeben. Ein gerechter Zorn hat ihn zur Rache verleitet und das Bedürfniß, gewisse Namen zu brandmarken, hat ihm meh-

[illegible] seiner Dichtungen [illegible]. Aber die Frei-
heit war nicht das belebende Princip seines Genies; der [illegible] der Fürsten [illegible] den edlen Ghibellin um sein Glück und um seine persönliche Freiheit, und machte [illegible] auf die Entfaltung seiner geistigen [illegible] Individualität.

Petrarca hat sich wenig um die politische Freiheit bekümmert, und weder von ihren Schicksalen gelitten, wie Dante, noch von ihren Segnungen viel genossen. Seine [illegible] Liebe zu Laura, seine Begeisterung für die Platonische Philosophie und seine schwärmerische religiöse Stimmung, sind der Gegenstand so wie die Seele seiner Gedichte. Nur einige schöne Canzonen athmen vaterländische Gefühle und sprechen mit Feuer und Kraft den Wunsch, Italien von der Herrschaft der Fremden befreit zu



hunderts Italien überströmte und von dort aus das übrige Europa erhellte. Um diese Periode durch ihre Heroen zu bezeichnen, braucht man nur Michael Angelo, Raphael, Ariost und Tasso zu nennen. Allein das Auftreten der Cinquecenti fällt nicht mit dem politischen Leben und dem Flor des Gemeinwesens in Italien zusammen. Die kleinen Republiken waren verschwunden und hatten sich in Fürstenthümer verwandelt oder sich verloren. Italien war durch die Kriege der Mächte Frankreich und Spanien, die sich um den Besitz des schönen Landes stritten, getheilt, zerstückelt und zerrissen. Venedig, Genua, Lucca und einige weniger bedeutende Freistaaten, hatten allein die Stürme der Zeit überstanden; einige derselben hatten sich vergrößert. Reichthum und Luxus überlebten die schönere Periode und wirkten wohlthätig auf die Entwickelung der Wissenschaften und der Künste. Die Drangsale des Griechischen Kaiserthums, die Eroberung Constantinopels, die Einwanderung der gelehrten Griechen, die in Italien einen Zufluchtsort suchten, trugen das ihrige zur Belebung der Geister bei. Die begeisterte und zugleich besonnene Vorliebe der Mediceer, des Hauses Este und vieler anderer Fürsten und adeliger Geschlechter, für die Werke der Phantasie, des Verstandes, der schöpferischen Hand der Kunst, erweckten, beschäftigten und belohnten alle Talente. Diese Umstände erklären das glänzende Phänomen, welches Italien damals darbot, und

man auch geflissentlich sich täuschen wollen, wenn man es von der Freiheit ableiten will.

Die Regierung Ludwigs XIV. in ihrer ersten Hälfte überstrahlt alle Perioden der neuern Geschichte durch den Glanz, den große Geister aller Art auf den Thron des Königs warfen. Es drängten sich um denselben, neben den geschickten Feldherren, die seine Waffen mit Ruhm bekrönten, und den in allen Theilen der Staatsverwaltung eingeweihten Männern, welche den National-Reichthum und die Nationalkräfte entwickelten, Dichter, Weltweisen, Redner, Historiker, die in der Französischen Litteratur unübertroffen stehen und es mit einer jeden andern Periode der Geschichte aufnehmen können. Sie haben den Geschmack der Franzosen errathen, ausgesprochen und gebildet. Der beste Beweis von ihrer echten Nationalität ist wol, daß sie



Zwange den Anschein von Freiwilligkeit verlieh, entfernten von den Gesinnungen wie von den Handlungen einen jeden sklavischen Anstrich. Allein so ungezwungen auch die Bewegungen der Staatsbürger in der ihnen angewiesenen oder zugefallenen Sphäre waren, so gab es doch zu der Zeit keine politische Freiheit mehr für Frankreich. Die Vertretung der National-Bedürfnisse und Interessen, die vormals in den Allgemeinen Ständen des Reichs Statt fand, hatte längst aufgehört; obgleich nicht aufgehoben, war sie doch seit den ersten Jahren der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. in Vergessenheit gerathen. Die Freiheiten der verschiedenen Provinzen, der einzelnen Städte, der großen Corporationen des Adels, der Geistlichkeit und der Parlamente blieben zwar im Allgemeinen unangetastet, bildeten aber nur schwache Dämme gegen die Willkür der Regierung, denn die Behörden verstanden die Kunst, diese Freiheiten selbst zu benutzen, um der königlichen Gewalt mehr Spielraum zu geben und ihr reichhaltigere Mittel zu verschaffen. Der Name des Königs und dessen Wünsche übten eine zauberische Kraft über die Gemüther aus; die Provinzen und die Städte brachten ihm gern Opfer; der Adel verließ seine Landsitze, buhlte um die Gunstbezeugungen des Thrones, und schien die Vergnügungen der Hauptstadt seiner frühern Unabhängigkeit vorzuziehen. Die Geistlichkeit hatte, durch die eigene Stellung der gallicanischen Kirche, mehr vom Könige als vom Papste zu hoffen und zu fürch-

ren, und war also dem Throne ergeben. Die Parlamente hatten zwar das Recht, Vorstellungen über die ihnen vorgelegten Gesetze zu machen, behalten, aber nur nach vollzogener Eintragung derselben in ihre Verhandlungen durften sie mit ihren Vorstellungen auftreten. So trug Alles dazu bei, allmählig die königliche Herrschaft zu begründen, zu erweitern und allen Schranken zu entrücken. Es war in allen Theilen des Staats mehr Ordnung aber weniger Freiheit, mehr Sicherheit aber weniger Einfluß der Einzelnen in das allgemeine Leben, mehr Einheit und Hoheit des Staats aber weniger Mannigfaltigkeit der Formen und Individualität der Personen, als unter der Regierung Ludwigs XIV. Man hätte alle Ursache, den Schwung des Geistes, die Fruchtbarkeit der Phantasie, die Tiefe des Gemüthes, die



gegründet hat, hat sich langsam gestaltet, allmählig ausgebildet, ist aus der Geschichte hervorgegangen; ihre Vorbereitungen sind das Werk der Zeit, weit mehr als eine Schöpfung des menschlichen Geistes. Früh schon existirten die Formen derselben, aber lange leblos und ohne den sie später bewegenden Geist. Ihre Elemente lagen zerstreut und ungekannt, die Keime ihrer Bestandtheile schlummerten in der Verborgenheit, und als sie aus ihrem Dunkel hervortraten und sich entfalteten, dienten sie öfters dem Despotismus zum Deckmantel, zum Werkzeug, zur Schutzwehr, bevor sie die Freiheit herbeiführten und sicherten.

Erst im siebzehnten Jahrhundert entwickelten sich die Keime der bürgerlichen und politischen Freiheit, die in den Formen der Verfassung lagen. Nachdem die Vorgänger der Elisabeth das Parlament nur dazu gemißbraucht hatten, um den Launen der Willkür und der Leidenschaft den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufzudrücken, und Elisabeth dieselben benutzt, um den Despotismus ihres Genies ohne Widerstand in größtentheils gemeinnützigen aber öfters gewaltsamen Maßregeln auszusprechen und durchzuführen, traten die unter dem engherzigen, pedantischen Jacob I. vorbereiteten und unter dem edlen aber zu unrechter Zeit bald hartnäckigen bald schwachen Karl I. ausbrechenden Unruhen ein und die bürgerlichen Kriege, welche den Baum der Freiheit unter Stürmen aufwachsen ließen. Aber erst

gegen das Ende des Jahrhunderts, durch die zweite Revolution, welche England die glückselige nennt, erhielt der Baum seine Krone, gewann er feste Haltung, und fing an, herrliche Früchte zu tragen. Die genialischen Geister, die dem Nationalgeiste seinen Schwung, seine Richtung gaben, und dessen Bildung vollendeten, sind dieser letzten schönen Periode der Freiheit vorangegangen und übten ihre Gewalt auf die Gemüther im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts aus, als die Königliche Gewalt, noch unbeschränkt, Alles unterdrückte oder überwog. Baco, der Schöpfer der Englischen Philosophie, zu dessen Fahne die besten Köpfe sich bis auf den heutigen Tag bekennen. Shakspeare, dessen riesenhafte, originelle, Alles überfliegende Genie trotz seinen wilden Auswüchsen durch seine Fehler wie durch seine Schön-



und den Vorzug entscheiden soll, so hat die frühere Zeit ein entschiedenes Uebergewicht.

Die Deutsche Litteratur hat sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schnell, vielseitig und mit ihrem eigenthümlichen Charakter, ohne alle Beziehung auf politische Freiheit, mit wahrer Freisinnigkeit und echter Nationalität entfaltet. Keine Litteratur ist von allen äußeren Bedingungen unabhängiger gewesen und hat den äußeren Verhältnissen weniger zu verdanken. Was Dante für Italien, Shakspeare für England, für die Ausbildung der Sprache in ihren unsterblichen Gedichten gethan, indem sie dieselbe errathen, gestaltet, bereichert haben, hat Luther in Deutschland durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift geleistet. Aber bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war diese große Revolution, die mit unserer Sprache vorgenommen worden, frucht- und wirkungslos geblieben. Von diesem Zeitpuncte an entwickelte sich die Deutsche Litteratur aus eigener Kraft im Schooße und in der Mitte der Nation selbst, ohne von den Umständen besonders begünstigt zu seyn. Doch muß man nicht unbemerkt lassen, daß die Erhebung des Hannöverschen Hauses auf den Englischen Thron mannigfache Berührungen zwischen Deutschland und England herbeiführte, und daß die Englische Litteratur wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Deutschen Genius auf denselben einen wohlthätigen Einfluß gewann. Aber es ist nicht zu verkennen, daß grade zu der Zeit, wo Deutsch-

lands Litteratur die Fesseln des ihm fremdartigen Französischen Geschmacks abstreifte und sich eine eigene Bahn brach, die Gewerbsamkeit und der Handel den Reichthum und den National-Wohlstand vermehrt hatten. Die Macht von Deutschland in Europa war indeß verschwunden; es bildete nicht mehr eine wahre politische Einheit, der Gemeinsinn war mit dem Gemeinwesen verfallen; die heilsame Gewalt der Stände, die lange die Freiheit gesichert hatten, war in Vergessenheit gerathen, die Fürsten herrschten unbeschränkt und die Persönlichkeit derselben mußte und sollte allein ersetzen, was mit den Institutionen verloren gegangen war.

Dieser kurze Umriß der Geschichte der Litteratur in mehreren Ländern Europens beweiset hinlänglich, daß die Ausbildung des Geistes und die Fortschritte der Litteratur so wie der Wissenschaften und der Künste noch anderen wesentlichen Bedingungen als der der politischen Freiheit unterworfen sind. Die politische Freiheit, dieser Abgott des Zeitalters, soll allein alles Schöne und Gute hervorzubringen vermögen. Allein, ohne ihre Wohlthaten zu verkennen, muß man vermeiden, durch Ueberschätzung derselben in Einseitigkeit zu verfallen, und darnach trachten, der Wahrheit gemäß und der Geschichte getreu, die Erscheinungen der geistigen und moralischen Welt auf ihre wahren Ursachen zurückzuführen.

Diejenigen, die der politischen Freiheit allein die Entwickelung der Völker und die Fortschritte der

Cultur zuschreiben und den Stillstand der geistigen Bewegung aus dem Despotismus allein herleiten, entnehmen ihren Hauptbeweis aus der Geschichte von Asien. In diesem Welttheile findet man in der That Völker, die, seit Jahrtausenden, zum Theil nie aus der Unwissenheit und der Barbarei getreten sind, zum Theil einen gewissen Grad der Cultur früh erreicht, allein in demselben beharrt und sich nie über ihn erhoben haben. Das Phänomen hat freilich etwas Auffallendes, aber statt es aus dem politischen Despotismus, der in Asien immer zu Hause gewesen ist, zu erklären und ihn als die einzige Ursache dieser Unbeweglichkeit anzugeben, wäre es der Wahrheit angemessener, ihn selbst mit sammt der Barbarei als zwei Wirkungen einer tiefer liegenden Ursache zu betrachten.

Einmal, kann hier nicht von den Ländern Asiens die Rede seyn, die nördlich von der großen Kette des Himalaja liegen, den Kaukasus und den Ural im Westen haben. Diese unermeßlichen Steppen oder Wüsten sind von der Natur zur Barbarei verurtheilt, weil ihre Bewohner zum nomadischen Leben verdammt sind und der Ackerbau, die Quelle aller Cultur, ihnen versagt ist. Es sind also nur die Völker zu betrachten, die das südöstliche, südliche und südwestliche Asien bewohnen. Japan, China, Cochinchina, Pegu, Siam, Indien mit den Inseln seines Archipels, Persien und die schönen Länder, die zwischen dem Persischen und Arabischen Meerbusen, dem Mittelländischen Meere und dem Kaukasus liegen; dies sind

diejenigen, wo der Despotismus einheimisch ist und die Cultur so ziemlich stereotypisch auf demselben Punkte still steht. Woher diese Erscheinung? Hier etwas zur Lösung des Problems.

Ein Blick auf die Landkarte beweiset, daß, im Gegensatz zu Europa, Asien verhältnißmäßig nur wenige große Flüsse hat, und daß das Meer Asien umgiebt, [illegible] die Menge von Einschnitten, Buchten und [illegible] zu bilden, die Europa vor allen Welttheilen auszeichnen. Es ist einleuchtend, daß, je weniger [illegible] Land von Flüssen und von Meeren durchschnitten ist, um so schwieriger die Communicationen zwischen den Völkern in physischer und geistiger [illegible] werden. Von der Anzahl und der Leichtigkeit der Communicationen hängen der Austausch [illegible] und der der Waaren ab. Die Fortschritte



Hierzu gesellt sich eine andere, die auch von klimatischen Bedingungen abgeleitet werden muß. Die Polygamie hat in allen obenbenannten Ländern tiefe, alterthümliche, ausgebreitete Wurzeln geschlagen; man findet sie allenthalben. Aus der Vielweiberei, welche die Religionen von Asien weit mehr geheiligt als eingeführt haben, gehen nothwendig die Sklaverei der Frauen, die Vernachläßigung der Kinder, die Vermehrung der männlichen Sklaven und ihre Verstümmelung hervor. Der Hausherr herrscht unbeschränkt in der Familie. Er allein hat Rechte, die Andern haben nur Pflichten; er allein befiehlt, sie gehorchen, und seine Willkür tödtet in dem Umfange des Hauses eine jede Freiheit. So entstand von den ältesten Zeiten her der Despotismus in Asien, und aus den Familien ging er ganz natürlich in den Staat über; man kannte von Kindheit an keine andere Form, man war daran gewöhnt; die unbeschränkte Herrschaft des Kaisers oder Königs war nur die Spitze der gewaltigen Pyramide, der Schlußstein des großen Gewölbes. Man setze hinzu, daß die Gründung der Asiatischen Staaten immer aus der Eroberung sich herleitet. Durch Gewalt wurde die Eroberung gemacht, durch Gewalt wurde sie befestigt. Das eroberte Volk erträgt um so leichter die Unterdrückung die vom erobernden Volke ausgeht, als es in seinem Innern nichts anders seit Jahrhunderten als die Herrschaft der Willkür kannte. Auf diese Art haben sich in Asien alle Arten von Despotismus die Hand gebo-

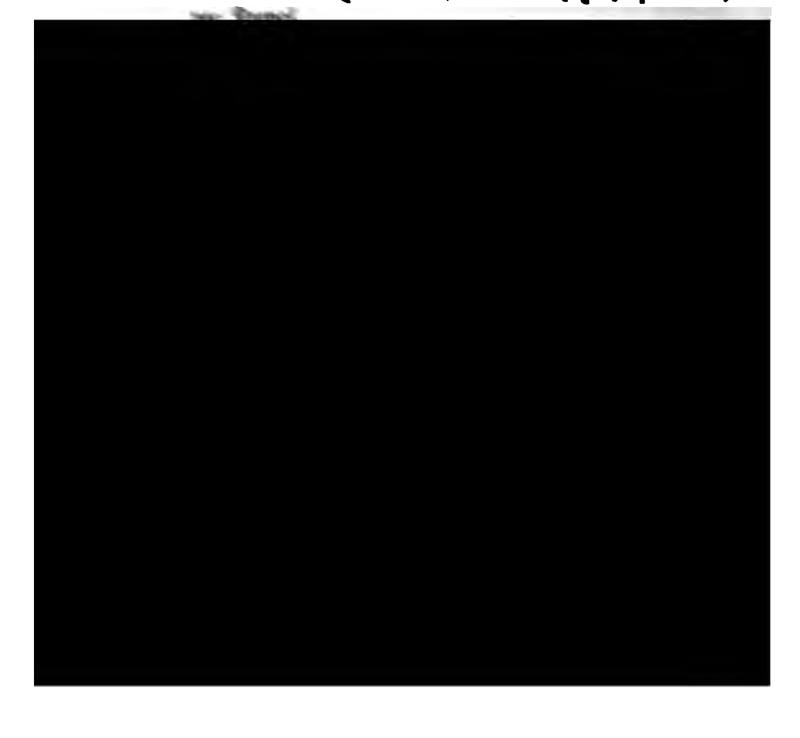
ten und sich wechselseitig unterstützt. Die Trägheit der Gemüther; die Gleichgültigkeit, die von ihr ausgeht und nur durch sinnlichen Genuß unterbrochen wird; der Muth zu leiden, oder die Geduld, die, statt des Bedürfnisses und des Muthes zu handeln, das Charakteristische der Asiatischen Völker ist, haben das Ihrige zur Aufrechthaltung des politischen Despotismus beigetragen, und, selbst von klimatischen Ursachen bedingt, haben sie ihn seit ewigen Zeiten bedungen. Wie hätte aus dem häuslichen Despotismus, der Alles hemmt, lähmt, unterdrückt, die Entwickelung der geistigen Kräfte hervortreten können! Und wäre sie durch ein Wunder zum Vorschein gekommen, wie hätte sie sich unter dem eisernen Arm der Sultane erhalten können! Der totale Mangel an Leben und an freier Bewegung in den Familien und in den einzelnen Haushaltungen hat also die politische und bürgerliche Freiheit im Staate unmöglich gemacht. Die Barbarei und der Despotismus rühren von denselben Ursachen her. Sie sind Beide Kinder derselben Mutter, haben sich aber wechselseitig bestärkt und Alles in Asien unbeweglich gemacht. Die Eintheilung des Volks in geschlossene und nicht zu überschreitende Classen, die Eigenheiten der Schrift und der Sprache, ja die Natur der Religionen selbst die Asien beherrschen, sind mehr oder weniger Wirkungen dieser Unbeweglichkeit gewesen, bevor sie dazu mitwirkten, dieselbe fester und dauerhafter zu begründen.

Ueber den Begriff der Rechtmäßigkeit,

im Staatswesen und in der Gesetzgebung.

Satz. Die politischen Gewalten sind nur dann rechtmäßig, wenn sie aus dem Nationalwillen hervorgehen. Dasselbe gilt von [illegible] und zweckmäßigen Gesetzen. Alles ist in der Gesellschaft das Werk der Menschen, und es ist Wahn oder Trug, wenn man die [illegible] einer Gewalt von Gott herrühren läßt.

Gegensatz. Die gesellschaftliche Ordnung, so wie sie [illegible] in den verschiedenen Ländern besteht, ist Gottes Werk: von ihm allein haben die alten Formen und Gesetze ihre Kraft erhalten, und sie abändern, verdrängen, durch andere ersetzen, ist ein [illegible]



Es gibt Wahrheiten, die man aus anderen ableiten und beweisen kann und soll; es gibt andere, die unserem ganzen Wissen zur Grundlage dienen und die als Urthatsachen keinen Beweis zulassen, sondern jedem Unbefangenen einleuchten sobald sie gehörig ausgesprochen werden.

Ein jeder Versuch, sie zu beweisen, muß nothwendig fehlschlagen, weil er voraussetzt, daß es noch höhere Principien als sie selbst gibt, und wenn etwas dieselben verdunkeln oder erschüttern könnte, so wären es grade solche Versuche. Gewisse Forschungen sollten nie angestellt, gewisse Fragen nie aufgeworfen worden seyn, weil sie zu nichts führen, als Zweifel aufzustellen über das an sich Unzweifelhafte.

Von dieser Art ist unstreitig die Frage über den Ursprung der Gesellschaft, der bürgerlichen Ordnung und der sie bindenden Gewalt. Nichts ist gefährlicher, als die Wurzeln eines alten Baumes, der mit dem Boden verwachsen ist, aufzudecken und sie in die Eingeweide der Erde zu verfolgen, um zu sehen, wie weit der Baum um sich gegriffen hat, und worauf er eigentlich steht. Ein solches Unternehmen führt in der Regel das Verderben des Baumes mit sich. So geht es auch mit den Forschungen, die

man anstellt, über die Wurzeln der politischen Gewalt, die Alles im Staate zusammenhält. Wenn aber einmal diese Fragen zur Sprache gekommen sind, so muß man ihre Erörterung nicht scheuen, sey es auch nur um zu beweisen, daß sie in ihrem heiligen Dunkel hätten bleiben sollen, daß die Gesellschaft, so wie die Religion ihre Mysterien hat, und um Dasjenige wieder als Thatsache zu begründen was aus Begriffen allein sich nicht erklären läßt, weil es nach Begriffen nicht entstanden war.

Die Bedürfnisse und die ursprünglichen Triebe des Menschen machen aus ihm ein geselliges Wesen, welches nur in der Gesellschaft Seinesgleichen leben kann. Allein, sich selbst überlassen, vermag er wenig oder nichts, und unterliegt dem Kampfe mit der Natur oder dem Kriege mit seinen Nebenmenschen, die



von selbst erzeugt und gebildet haben, so auch haben sich die Staaten aus dem Bedürfniß und aus dem Triebe der Geselligkeit entwickelt. Aus Absicht, mit klarem, vollem Bewußtsein, nach Begriffen und Grundsätzen, sind eben so wenig ursprünglich die Staaten als die Sprachen von einigen Wenigen gestaltet worden; man kennt eben so wenig die Begründer der ersten bürgerlichen Gesellschaft als die Schöpfer der ersten Sprachen; beide sind das langsame Werk der Jahrhunderte, die schweren Geburten der kreißenden Zeit. Wann, wo und wie sie entstanden sind, warum und auf welche Art sie den ihnen eigenthümlichen Charakter angenommen oder erhalten haben, ließe sich nur aus den Umständen, den Begebenheiten, den physischen und geistigen Bedingungen, den Ort- und Zeit-Eigenheiten, die auf die ersten Menschengeschlechter eingewirkt haben, erklären. Allein alle diese Thatsachen liegen tief verborgen in der Nacht der Urwelt, sie sind völlig unbekannt und werden es ewig für uns bleiben.

Aber welches auch die Geschichte des Ursprungs dieses oder jenes Staats, dieser oder jener Sprache, welches auch die bedingenden Ursachen gewesen seyn mögen, denen die erste bürgerliche Gesellschaft und die erste Sprache ihre Elemente, ihren Bau, ihre Form und ihre Farbe zu verdanken gehabt, so tragen doch alle das Gepräge der menschlichen Natur, aus welcher sie hervorgegangen sind, und entsprechen mehr oder minder ihrer Bestimmung. Also sind für uns

die Staaten und die Sprachen ursprüngliche gegebene Thatsachen, die der Mensch zwar hervorgebracht hat, die ihm aber von einer höhern Macht eingegeben wurden, und die nicht von ihm nach einem besonnenen, berechneten Plan, im vollen Bewußtsein des Zwecks und der Mittel erzeugt worden sind.

Erst später, als das methodische Denken im Menschen erwacht war und der zergliedernde Verstand die Sprachen zur Prüfung und Untersuchung gezogen hatte, musterte und ordnete der Mensch den Schatz, der in den Sprachen niedergelegt war, und bemerkte, daß die ihm vorhergehenden Geschlechter, ihnen selbst unbewußt, eine Art von Regelmäßigkeit in die Wörter, ihre Zusammensetzung, ihre Verbindung und den Bau der Perioden hatten eintreten lassen. Er faßte diese Regeln auf, schrieb sie nieder, brachte sie unter sich in Zusammenhang, gab sich Rechenschaft von seinen Wortfügungen, nahm die Anomalien der Sprache wahr, und die Grammatik erschien. Noch später wurden die Sprachen mit den Anschauungen, den Gedanken, den Gefühlen, den Fähigkeiten, den Thätigkeiten und dem Verfahren der Seele in ihren Verrichtungen, zusammen gehalten, um zu sehen, in wie fern sie den Bedürfnissen unsers Geistes angemessen wären. Man verfeinerte, vervollkommnete, bildete dieselben, aber immer auf eine Art, die ihrem eigenen Genius und der menschlichen Natur entsprach.

So wie den Sprachen, erging es auch der bür-

gerlichen Gesellschaft, und die Geschichte der ersteren ist ganz gleichlaufend mit der der verschiedenen Staaten. Nachdem diese letzteren aus den Umständen und den Bedürfnissen der Völker hervorgegangen waren, und eine mehr oder minder feste und zweckmäßige Ordnung der Dinge nach den Oertlichkeiten sich gebildet hatte; nachdem schon Jahrhunderte lang die Staaten kräftig geblüht und gelebt hatten, und zum Theil entkräftet und abgelebt waren, untersuchte man ihren Ursprung, die Natur ihrer Verfassung, die Vernunftmäßigkeit ihrer Gesetze, und forschte in der menschlichen Natur nach den Principien, welche die Rechtmäßigkeit der bürgerlichen Verhältnisse begründet hatten; man suchte die Normen auf, welche die Gewohnheiten, die Formen, die Maximen der verschiedenen Staaten herbeigeführt hatten und zu ihrer Beurtheilung, Rechtfertigung und Vervollkommnung dienen konnten. So entstand das besondere Staatsrecht eines jeden Staats.

Aus der Vergleichung der Sprachlehren wurde eine Art von allgemeiner Sprachlehre gebildet, welche die allgemeinen Grundzüge aller Sprachen aufstellte, ihre Aehnlichkeiten verglich, und sie auf die Urgesetze des Denk- und Gefühlvermögens des Menschen zurückführte und bezog. Aus der Vergleichung des Organismus der verschiedenen Staaten, der ihnen eigenthümlichen Einrichtungen, der Natur der Verhältnisse, der politischen Gewalten in einem jeden, gestaltete sich eine allgemeine Staatswissenschaft, welche

das Gemeinsame aller Staaten in Hinsicht ihrer Recht-, so wie ihrer Zweckmäßigkeit enthalten und zum Maßstabe aller dienen sollte. Allein diese allgemeine Staatswissenschaft, wie die allgemeine Grammatik, blieb immer ziemlich inhaltleer und ein Gegenstand der logischen Kunst weit mehr als eine Quelle des praktischen, wirklichen Lebens. Beide waren nur Versuche, die Thatsachen in Begriffe, die Begriffe in Regeln, die Regeln in Grundsätze zu verwandeln. Indem man sich von allen Eigenthümlichkeiten der Sprachen und der Staaten bei dieser Arbeit losriß und von ihrer Individualität rein abstrahirte, stieg man zwar immer höher, aber man verstieg sich auch zu solchen allgemeinen Begriffen, die in der That kein Leben und keine Wirklichkeit bedingen konnten. Die vermeintlichen Urbegriffe und Grundsätze verwandelten sich am Ende in bloße Fächer, die wenig oder gar keinen Stoff mehr enthielten. So viel ist gewiß, daß nach der allgemeinen Staatswissenschaft kein Staat der Welt erschaffen worden sey oder auf die Dauer erhalten und regiert werden kann, eben so wenig als man es je versuchte, nach der allgemeinen Grammatik eine Sprache zu erfinden oder nach derselben seine eigne Sprache zu reden und zu schreiben. Das Besondere bleibt immer die Hauptsache und gibt allein den Ausschlag. Das Leben ist immer ein individuelles; die Wirklichkeit hat immer einen ganz bestimmten Charakter. Das Allgemeine kann kein wahres Seyn haben, weil es seine Unbestimmtheit

nie verliert, ohne als Allgemeines zu verschwinden und in ein besonderes Individuelles überzugehen. Bei der Pflege der Theorie muß man nie vergessen, daß die Thatsachen ewig die Grundlage des menschlichen Wissens und der alleinige Stützpunct der Vernunft bleiben werden. Der Staat ist eine Thatsache gewesen, bevor er ein Begriff wurde, so wie die Sprachen Thatsachen waren und gesprochen worden sind, bevor man wußte, wie und warum man so und nicht anders sprechen sollte.

Diese einfachen und handgreiflichen Grundsätze hat man in unserem Zeitalter nur zu leicht vergessen. Man hat in der Politik das Letzte zum Ersten erhoben und so die Pyramide des Staats umgekehrt und auf die Spitze gestellt, in dem Wahn, denselben durch ein solches Verfahren fester zu begründen. Man hat aus der Acht gelassen, daß die Staaten gegeben waren, und sie wie mathematische Figuren zu construiren gewagt. Statt sich einzig und allein mit der Zweckmäßigkeit des Bestehenden zu befassen, um demselben nachzuhelfen, hat man sich mit dessen Rechtmäßigkeit beschäftigt, und dem Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit als den leitenden Principien derselben geschenkt.

Dieses vorausgesetzt und vorausgeschickt, wird die Unhaltbarkeit der beiden Extreme in den Sätzen, mit welchen wir es hier zu thun haben, leicht dem unbefangenen Auge einleuchten.

Die Lieblingslehre des Tages, daß eine jede po-

[illegible]

[illegible]

[illegible] Durch die Verschiedenheit der Kraft, der



Thatsachen. Kein Volk, im politischen Sinn, existirt ohne eine souveräne Gewalt, die keine andere über sich erkennen, von keiner einen rechtmäßigen Zwang erleiden, noch von ihr zur Verantwortung gezogen werden kann: eine Gewalt welche die einzelnen Menschen zusammenhält, bindet, zur Einheit erhebt und aus ihnen eine moralische Person bildet. Ohne dieselbe gibt es zwar Individuen, die in Hinsicht ihres Wohnorts und ihrer Sprache so wie ihrer Gesichtszüge und ihrer Gestalt, einen gemeinsamen Ursprung verrathen, aber sie hängen keinesweges zusammen, und so lange sie isolirt dastehen, sind sie zwar die Elemente eines Volks, der Stoff eines solchen, aber das Volk selbst tritt erst ins Leben, wenn ein organisches Princip ein Ganzes aus diesen Elementen macht. Dieses organische Princip besteht in der Existenz eines Willens, der den Willen aller Einzelnen beherrscht und ihnen vermöge seiner Aussprüche zur Norm und zum Gesetz dient, mit einem Worte die Souveränität. Dieselbe geht nicht aus dem Volke hervor, sondern das Dasein eines Volks setzt schon das Dasein einer solchen bindenden Gewalt voraus.

Dieser souveräne Wille, das Lebensprincip der bürgerlichen Gesellschaft, kann alle möglichen Formen annehmen und hat sie in der That in Folge der Umstände, welche die Wiege dieses oder jenes Staats umgaben, angenommen: bald hat er in einer einzigen Person seinen Sitz gehabt und sich mit derselben identificirt; bald ist er aus einer Vielheit, bald aus der

[illegible] der Bewohner eines Landes, bald aus dem Zusammentreten der Fürsten, der Edlen und der Er[illegible] aus der Masse der Staatsbürger her[illegible]. Alle drei Formen waren, wo nicht [illegible] [illegible], doch gleich rechtmäßig, wenn sie aus den [illegible] [illegible] und Bedürfnissen sich [illegible] [illegible], und immer mußte die oberste Gewalt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Staat finden, wenn [illegible] [illegible] Staat im rechtlichen Sinne die Rede war [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] ergiebt sich aus der gehörigen [illegible] und richtigen Bestimmung der Wörter [illegible], wenn man sie auf einen klaren Begriff [illegible]. Eine Nation ist immer nur ein [illegible] von [illegible], die mit einander Wohl[illegible] und rechtliche Beziehungen haben.



Mehrheit begründen, die Minderzahl zum Gehorsam zu zwingen und deren Willen aufzuheben, wenn es nicht schon einen souveränen Willen gäbe, der dieses zur Entscheidung künftiger Fälle festgesetzt oder bestimmt hätte?

Also, um das Gesagte zusammen zu fassen, die bürgerliche Gesellschaft kann ohne das Dasein einer obersten Gewalt, welche den einzelnen Menschen und Familien, aus welchen die Gesellschaft besteht, Einheit, Bindung und Haltung gibt, nicht einmal gedacht werden. Ein solcher Wille hat sich allenthalben, wo es Staaten gegeben hat und gibt, aus den Bedürfnissen, den Verhältnissen, den Umständen erzeugt. Aus den Staaten gehen die Einheiten hervor, die man Völker nennt. Der Hauptzweck eines jeden Staats liegt wesentlich in der Begründung und Feststellung eines Rechtszustandes, der, mit äußerm Zwang verbunden, das Eigenthum und die persönliche Freiheit Aller beschützt. Die oberste politische Gewalt, aus welcher alle anderen Gewalten fließen, ist also eine rechtmäßige Thatsache, für welche auch eine Verjährung eintritt, und die nur dann als unrechtmäßig erscheint, wenn sie eine rechtmäßige Gewalt umgestoßen hat, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen und sich auf ihren Trümmern zu erheben. Die Souveränität ist heilig, wie jeder andere Besitz, und ist es um so mehr als jeder andere Besitz in der Heiligkeit der souveränen Gewalt die allein ihn schützende Aegide findet und, vermöge ihrer, Achtung gebietet und Si-

sicherheit erhält. Die Nothwendigkeit eines solchen obersten Wesens ergiebt sich aus dem Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, der unveränderlich und ewig derselbe bleibt, und aus beiden geht die Unverletzbarkeit der Souverainität hervor. Es ist leicht möglich, daß wenn man bis zum historischen Ursprung eines jeden Staats, so wie zum Ursprung eines jeden Besitzes zurückgehen könnte, manche Umstände sich zeigen würden, die einen Anstrich von Ungerechtigkeit hätten; allein dieses ändert den Grundsatz nicht, und eine solche [illegible] Untersuchung würde nur dazu dienen, den Besitz zu untergraben und zu erschüttern.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, in wie fern man mit Wahrheit sagen kann, daß der Staat von Gott sey und die Rechtmäßigkeit der obersten po-



in das wirkliche Leben treten. Keine solche Gesellschaft kann bestehen ohne eine oberste Gewalt und einen gesetzmäßigen Zwang, nämlich ohne einen Souverän, der nicht allein die Gesetze ausspricht, sondern zugleich ihre Befolgung sichert. Es gibt im Staate keine höhere Gewalt als den Souverän, denn gäbe es eine höhere, so hätte diese die eigentliche Souveränität. Allein es existirt ein höheres Recht, über alle Souveränität erhaben, das in der unsichtbaren, übersinnlichen Welt seine Quelle hat, das Gesetz Gottes. Die gesellschaftliche oberste Gewalt ist zwar rechtmäßig gegründet, wenn sie aus den Bedürfnissen entstanden, mit dem Volke, dem sie den Ursprung gegeben, sich geschichtlich entfaltet hat, den Stempel der Zeit trägt, die Nationalität hervorgebracht und, sich zugleich mit ihr verzweigend, mit ihr ein Ganzes bildet. Aber sie ist nur dann ehrwürdig in jedem Sinn des Worts, wenn sie gerecht verfährt, das ewige Recht in Ehren hält, vernünftige Gesetze gibt, den wohlerworbenen Besitz beschützt und die Freiheit eines Jeden nur in so fern beschränkt, als die Freiheit Aller es erfordert. Dann beruht in der That die oberste politische Gewalt auf dem Willen Gottes. Er will dieselbe, nicht allein weil sie die erste Bedingung des Daseins der bürgerlichen Gesellschaft ist, und diese zur Bestimmung des Menschen gehört, sondern er will sie, weil sie in ihren Geboten und Verboten seinen eigenen Willen ausspricht und seinen ewigen Gesetzen gemäß handelt. So heiligt die

Gottheit das Werk der Menschen und ertheilt denselben eine hohe Würde und eine lebendige Kraft.

Um dieses in ein noch helleres Licht zu setzen, und zu bestimmen, wie und auf welche Art die gesellschaftliche Ordnung als das Werk Gottes angesehen werden kann, muß man das Reich der Natur mit dem Reiche der Freiheit vergleichen und das Verhältniß beider zur Gottheit betrachten. Im ersten wirken allein die blinden und nothwendigen Kräfte. Der Gedanke und der Wille Gottes scheint Alles unmittelbar zu thun. In diesem Reiche ist der Mensch, wenn er in dasselbe einwirkt, nur ein sehr untergeordnetes Werkzeug. Wenn er säet, wenn er pflanzt, wenn er die Pflanzen veredelt, thut er etwas, aber die Natur thut immer das meiste. Im Gegentheil, in der moralischen und politischen Ordnung, in diesen Hauptttheilen des Reichs der Freiheit, sind die vernünftigen Wesen beinahe ausschließlich die alleinigen Federn der Bewegung, die Ursachen von Allem was geschieht oder nicht geschieht, Freilich kann der Mensch nichts gegen seine Natur mit Glück unternehmen oder thun, und diese Natur ist ihm von Gott gegeben. Aber diese Natur veranlaßt und erlaubt eine Menge verschiedener Richtungen, und ist nicht mit engen, festen Schranken, wie die der Thiere, umgeben; freilich empfängt der Mensch den Einfluß und die Einwirkung der ganzen Natur, des Werks Gottes; freilich erbt er von den Geschlechtern die ihm vorangegangen sind den jedesmaligen Zustand der

Gesellschaft, der seiner Thätigkeit Fesseln anzulegen scheint, und Gedanken, Gefühle, Handlungen, die er nicht verkennen noch ganz von sich weisen kann; aber troß dem allen bleibt die Freiheit die vorherrschende Kraft. Gott hat freilich die Wirkungen dieser Kraft auf eine uns unbegreifliche Art in die allgemeine Kette der Dinge aufgenommen; allein er hat sie nicht in das Welt-System gewaltsam eingeengt; sie tritt in dasselbe freiwillig ein. Dem Menschen muß also Alles, was in der moralischen und politischen Ordnung geschieht, zugeschrieben werden; er allein ist dafür verantwortlich. Die gesellschaftliche Ordnung besteht nicht allein für ihn, sondern durch ihn. Wenn in derselben wichtige Veränderungen vorgenommen werden, so muß man, um dieselben zu beurtheilen, untersuchen, ob sie von der rechtmäßigen obersten Gewalt ausgehen; ob sie nöthig und zweckmäßig sind, und in ihren Mitteln und in ihrem stufenmäßigen Gang, so wie in ihrem Zweck, der Vernunft entsprechen. Allein es wäre abgeschmackt und widersinnig zu behaupten, daß sie an sich verderblich oder ungerecht wären, weil sie in die Rechte Gottes eingreifen.

Also das unendliche Wesen hat die bürgerliche Gesellschaft gewollt und angeordnet. Aber Gott hat die Formen derselben der Freiheit und der Wahl der Menschen überlassen, und begnügt sich in dieser Hinsicht, ihnen allgemeine Instructionen in dem Gewissen und in der Vernunft zu geben; er leitet und bindet sie nur durch die moralischen Gesetze, außerhalb

welcher der Mensch sein Heil weder finden kann, noch suchen soll. Es ist dem Plane des Weltalls eben so wenig widersprechend, repräsentative Formen in eine Monarchie, als monarchische Formen in eine Republik einzuführen. Alles kommt darauf an, ob in beiden Fällen die getroffenen Veränderungen zeit- und zweckmäßig sind, wer sie unternimmt, wie, wo und wann sie unternommen werden. Die politischen Formen sind alle erlaubt; keine ist an sich unerlaubt und widerspricht den ewigen Gesetzen, wenn sie aus der rechtmäßigen Gewalt hervorgeht und den Rechtszustand in der Gesellschaft sichert. Allein es ist immer gegen den Plan des Weltalls und gegen die ewigen Gesetze, durch gewaltsame Mittel, unbefugter- und ungerechterweise, die rechtmäßige Gewalt anzugreifen, um neue vermeintlich bessere Schöpfungen an ihre Stelle eintreten zu lassen, die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen, um zu versuchen, ihr eine ganz verschiedene Gestaltung zu geben und auf Kosten der wohlerworbenen Rechte ein neues Eigenthumsrecht zu bilden. Dieses heißt das Leben der Gesellschaft in seinen Wurzeln angreifen, Gott und den Menschen Troß bieten und das Heiligste verhöhnen.

In einem jeden Staate gibt es also keine höhere Gewalt als die Souveränität, und ohne ihre Existenz gibt es keinen Staat. So hat es Gott selbst gewollt, weil es das Wesen und die Natur der bürgerlichen Gesellschaft so mit sich bringt. Allein es gibt ein höheres Recht als das Recht, welches die souve-

räne Gewalt ausspricht, indem sie Gesetze gibt. Dieses Recht ist das ewige Vernunftrecht oder das Gesetz Gottes. Die Worte „rechtmäßige Gesetze" haben also einen doppelten Sinn, je nachdem man sie entweder mit ihrer Quelle oder mit ihrem Gegenstande und ihrer Natur zusammenhält. Im ersten Sinn sind sie rechtmäßig, wenn sie von der rechtmäßigen obersten Staats-Gewalt ausgehen; im zweiten, wenn sie dem höhern Vernunftrecht entsprechen und dem Zweck der Gesellschaft angemessen sind. Um eine jede Begriffsverwechselung zu vermeiden, nennt man diesen letzten Charakter des Gesetzes die Zweckmäßigkeit. In wie fern die Gesetze zweckmäßig sind, sind sie auch vernünftig und gut.

Die bürgerlichen Gesetze können also in Hinsicht ihres Ursprungs rechtmäßig seyn, ohne schon deshalb zweckmäßig zu erscheinen. Ihre Vollkommenheit besteht zwar in der Vereinigung beider Charaktere, allein wenn sie rechtmäßig sind, nämlich, wenn sie die oberste Staatsgewalt ausgesprochen hat, so müssen sie befolgt werden, wenn sie auch nicht zweckmäßig wären oder ihre Zweckmäßigkeit nicht den Augen Derjenigen, die ihnen Gehorsam leisten sollen, einleuchtete. Die Gesellschaft würde sich auflösen und der Staat verschwinden, wenn Jeder nur dann einem Gesetz gehorchen wollte, wenn er von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt ist, denn in diesem Fall würde es keinen souveränen Willen geben, sondern der Wille eines jeden Einzelnen würde höher stehen als die oberste Staatsgewalt, und selbst souverän seyn.

Nichts ist also der Wahrheit weniger angemessen, als zu sagen, daß diejenigen Gesetze allein rechtmäßig sind, die aus dem Nationalwillen hervorgehen, und daß in dieser Hinsicht ganz besonders die Stimme des Volks die Stimme Gottes sey. Diese Gemeinplätze können freilich einen richtigen Sinn erhalten und auf bestimmte Begriffe bezogen werden, aber an sich sind sie unbestimmt, unrichtig, und können leicht verderblich werden.

Die Gesetze sollen vernünftig seyn, nämlich mit dem von der ewigen Gerechtigkeit angegebenen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft harmoniren; sie sollen verständig seyn, nämlich immer die besten Mittel zu diesem Zweck auffassen, wählen und aussprechen. Vereinigen sie beides in sich, so werden sie der Ausdruck des allgemeinen Willens seyn. Die Stimme des Volks wird ihnen huldigen, und dann, aber auch nur dann, wird diese Stimme die Stimme Gottes seyn. Der Ausspruch der Vernunft wird früh oder spät immer der Ausspruch des Volks werden, denn am Ende erhält die Vernunft immer Recht. Aber man muß, um dieses in das Leben treten zu sehen, einen langen Zeitraum umfassen, denn in dem ersten Augenblick oder in einer kurzen Periode leuchtet öfters das Vernunftmäßige und Verständige eines Gesetzes der Mehrheit nicht ein. Man muß ihr Zeit lassen, Einsicht zu gewinnen und sich durch die Erfahrung über das Gesetz belehren zu lassen; man muß abwarten, daß die Leidenschaften sich gesetzt und

die

die Vorurtheile, die gegen die Wahrheit einnehmen und den Blick trüben, sich gelegt haben. Die Vernunft ist zwar der allgemeine Wille, wenn ein jeder von seinen Privat-Interessen, Neigungen und Zwecken abstrahirt. Aber die Mehrheit der Menschen thut dieses schwerlich und sehr selten. Noch seltener erkennt sie leicht und schnell das Vernünftige als solches an. Der Gesetzgeber muß also, um nicht irre zu gehen, von der Vernunft auf den Willen Aller schließen, und kann dann mit der Zeit auf die Zustimmung Aller rechnen; nur muß er sich hüten, von dem Willen der Einzelnen, sollten sie auch die Mehrheit bilden, auf die Vernunft zu schließen. Thut er dieses letztere, so läuft er Gefahr, in einer gegebenen Zeit-Periode das Wahre und das Rechte zu verfehlen, indem er, statt die Stimme des allgemeinen Interesse, der Vernunft, der Jahrhunderte zu vernehmen, nur die Stimme der Unwissenheit, des Irrthums, des Eigennutzes, die Meinung des Tages hören wird.

Bei einem jeden Volke gibt es zwar immer einen Kern von Staatsbürgern, deren Urtheile und Meinungen vermöge ihres gesunden, geläuterten Verstandes, ihrer Kenntnisse und Gesinnungen, so wie der unabhängigen Stellung wegen, die sie ihrem Besitz verdanken, ein großes Gewicht haben müssen. Sie stehen höher als das übrige Volk, ihre Stimme verdient Achtung; sie fällt in der Regel mit der des Gesetzgebers zusammen, wenn er selbst einen umfassenden Blick und eine wahre praktische Vernunft besitzt,

Nichts ist also der Wahrheit weniger angemessen, als zu sagen, daß diejenigen Gesetze allein rechtmäßig sind, die aus dem Nationalwillen hervorgehen, und daß in dieser Hinsicht ganz besonders die Stimme des Volks die Stimme Gottes sey. Diese Gemeinplätze können freilich einen richtigen Sinn erhalten und auf bestimmte Begriffe bezogen werden, aber an sich sind sie unbestimmt, unrichtig, und können leicht verderblich werden.

Die Gesetze sollen vernünftig seyn, nämlich mit dem von der ewigen Gerechtigkeit angegebenen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft harmoniren; sie sollen verständig seyn, nämlich immer die besten Mittel zu diesem Zweck auffassen, wählen und aussprechen. Vereinigen sie beides in sich, so werden sie der Ausdruck des allgemeinen Willens seyn. Die Stimme des Volks wird ihnen huldigen, und dann, aber auch nur dann, wird diese Stimme die Stimme Gottes seyn. Der Ausspruch der Vernunft wird früh oder spät immer der Ausspruch des Volks werden, denn am Ende erhält die Vernunft immer Recht. Aber man muß, um dieses in das Leben treten zu sehen, einen langen Zeitraum umfassen, denn in dem ersten Augenblick oder in einer kurzen Periode leuchtet öfters das Vernunftmäßige und Verständige eines Gesetzes der Mehrheit nicht ein. Man muß ihr Zeit lassen, Einsicht zu gewinnen und sich durch die Erfahrung über das Gesetz belehren zu lassen; man muß abwarten, daß die Leidenschaften sich gesetzt und

die

die Vorurtheile, die gegen die Wahrheit einnehmen und den Blick trüben, sich gelegt haben. Die Vernunft ist zwar der allgemeine Wille, wenn ein jeder von seinen Privat-Interessen, Neigungen und Zwecken abstrahirt. Aber die Mehrheit der Menschen thut dieses schwerlich und sehr selten. Noch seltener erkennt sie leicht und schnell das Vernünftige als solches an. Der Gesetzgeber muß also, um nicht irre zu gehen, von der Vernunft auf den Willen Aller schließen, und kann dann mit der Zeit auf die Zustimmung Aller rechnen; nur muß er sich hüten, von dem Willen der Einzelnen, sollten sie auch die Mehrheit bilden, auf die Vernunft zu schließen. Thut er dieses letztere, so läuft er Gefahr, in einer gegebenen Zeit-Periode das Wahre und das Rechte zu verfehlen, indem er, statt die Stimme des allgemeinen Interesse, der Vernunft, der Jahrhunderte zu vernehmen, nur die Stimme der Unwissenheit, des Irrthums, des Eigennutzes, die Meinung des Tages hören wird.

Bei einem jeden Volke gibt es zwar immer einen Kern von Staatsbürgern, deren Urtheile und Meinungen vermöge ihres gesunden, geläuterten Verstandes, ihrer Kenntnisse und Gesinnungen, so wie der unabhängigen Stellung wegen, die sie ihrem Besitz verdanken, ein großes Gewicht haben müssen. Sie stehen höher als das übrige Volk, ihre Stimme verdient Achtung; sie fällt in der Regel mit der des Gesetzgebers zusammen, wenn er selbst einen umfassenden Blick und eine wahre praktische Vernunft besitzt,

Bedürfniß abzuhelfen, ist dann schon gewissermaßen in dem Bedürfniß eines solchen Gesetzes enthalten, und eins kommt dem andern entgegen. Aber der Gesetzgeber oder die oberste Staatsgewalt muß dieses Bedürfniß, welches eine neue gesetzliche Bestimmung fordert, ja nothwendig macht, wahrnehmen, die Mittel dasselbe zu befriedigen auffassen, und die Formen aussprechen, durch welche diese Bestimmungen, nachdem sie mit dem allgemeinen Staatszweck zusammengehalten worden, zu einem verpflichtenden Willen erhoben werden. In diesem Sinn macht sich das Gesetz nicht selbst, sondern es wird gemacht.

Bei den in der Kindheit begriffenen, einfachen, aufwachsenden Völkern gibt es beinahe nur Gebräuche, und keine Gesetze; die Gesetze sind Gebräuche, und die Gebräuche Gesetze. Die Verhältnisse und

sich Rechenschaft von seinen Gewohnheiten, Gebräuchen, Handlungen, und sucht die Normen, die ihn bis dahin geleitet haben, aufzufinden.

So auch die Völker. Je mehr sie in der Bahn der Cultur vorschreiten, wollen sie ihren Zustand genau kennen, sichten, beurtheilen und näher bestimmen. Bei der Erforschung dieses Zustandes bringen sie Alles, was sich darauf bezieht, zur Sprache. Es kommt der Moment, wo man die Verfassungen und die Gesetze, die früher in dem Gedächtniß, dem Gewissen, der Ueberlieferung gelebt haben, niederschreibt. Glücklich das Volk, das, zu dieser Epoche gelangt, nichts anderes als die Thatsachen seiner bürgerlichen und politischen Existenz aufzustellen und durch Rede und Schrift festzusetzen braucht. Wenn dieser Zeitpunct eingetreten ist, können freilich manche Thatsachen dieser Art zweckmäßig modificirt, Manches in denselben mit Einsicht und Vorsicht verbessert werden. Wollte man dieses von sich weisen, sich aus Kleinmuth, Beschränktheit und politischem Aberglauben scheuen, an das Werk der Zeit Hand anzulegen, so würde sich nichts vervollkommnen, und das menschliche Geschlecht sich von seinem Beginnen und von seinem Anfange entfernen, ohne Fortschritte zu machen. Allein bei dieser eben so wichtigen als bedenklichen Arbeit muß man nie aus den Augen lassen, daß die Gesetze immer auf etwas Positives gegründet seyn müssen; wirkliche Bedürfnisse müssen sie herbeiführen und auf wirkliche Verhältnisse müssen sie sich beziehen.

Solche Gesetze, sie mögen nun geschrieben oder ungeschrieben seyn, können allein auf eine lange Dauer rechnen, weil sie, auf Thatsachen gegründet, eine historische Wurzel haben und mit dem Volke verwebt und verwachsen sind. Ungeschrieben, im Bewußtsein des Volks aufbewahrt, in das Leben übergegangen, durch tägliche Erfahrung bewährt und bestätigt, bilden sie einen wesentlichen Theil des Ichs und der Persönlichkeit eines Volks. Ein Jeder kennt sie, weil die Vergangenheit auf ihnen beruht und sie in der Gegenwart beständig vorkommen. Sind sie geschrieben, so werden sie freilich vor der Vergessenheit, in welche sie später gerathen könnten, sicher gestellt, richtiger aufgefaßt, bestimmter angewendet, und es wird um so besser der Willkür der Richter vorgebeugt, indem ein Jeder die Mittel besitzt, ihre Aussprüche mit den Gesetzen zu vergleichen. Früher haben die richterlichen Entscheidungen die Norm, nach welcher ähnliche Fälle entschieden wurden, abgegeben. Einmal niedergeschrieben, bestimmt diese Norm alle späteren Entscheidungen derselben Art. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn das Gewohnheitsrecht gesammelt und in Schrift verwandelt wird, seine Mängel, Lücken und partiellen Widersprüche leichter aufgefaßt, gefühlt und gehoben werden.

Dieser letztere Umstand hat zu dem Gedanken geführt, daß es zweckmäßig, nützlich, sogar nothwendig wäre, von den Rechts-Gewohnheiten ganz abzugehen, und statt ihrer die Gesetzgebung eines Volks nach all-

gemeinen Grundsätzen consequent und systematisch durchzuführen, sie zu einer gegebenen Zeit auf einmal gebieterisch ihm zu verleihen, und für alle künftige Zeiten, so wie für alle Theile und Provinzen eines Staats vorzuschreiben. Man freute sich, vermöge einer solchen durchgreifenden Arbeit ein großes regelmäßiges Gebäude aufzuführen, und statt sich mit Bruchstücken zu begnügen, ein vollendetes Ganze zu besitzen. So entstand in den letzten funfzig Jahren die Menge von Gesetzbüchern, die, wie ein aus dem Stegreif ersonnenes philosophisches System, mit einem Mal hervortraten und alle Verhältnisse eines Volks nach einer schulgerechten Theorie zu modeln oder zu bestimmen zum Zweck hatten.

Allein man vergaß bei diesen viel versprechenden Unternehmungen und sanguinischen Hoffnungen, daß fremdartige Theile eines und desselben Staats nicht nach denselben Gesetzen leben und regiert werden können; daß, wenn man die Einheit mit Einseitigkeit verwechselt, und die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse durch Einförmigkeit zu bezwingen versucht, die widerstrebende Mannigfaltigkeit die engen Formen bricht oder sich über dieselben wegsetzt; daß allgemeine Begriffe, bei deren Aufstellung man von allen Individualitäten abstrahirt, von diesen früh oder spät überwältigt werden, ohne in das wirkliche Leben eingreifen zu können; daß es dem menschlichen Geiste nicht gegeben ist, alle möglichen Fälle und Verhältnisse vorherzusehen und zu bestimmen; daß, wenn die Gesetze

von den Gewohnheiten und von dem angestammten Recht sich losreißen, dieselben einem Volke lange fremd bleiben und nur seine Oberfläche berühren; daß, wenn man von der alten Zeit zu einer neuen nicht durch sanfte Uebergänge schreitet, die ältere ihr Recht behauptet, und die neue nur gewaltsam eintreten kann; endlich, daß, da der Gang der Dinge nicht gehemmt werden kann, eine solche aus einem Guß entstandene Gesetzgebung, auf der einen Seite doch nicht unveränderlich bleibt, auf der andern es in einem solchen systematischen Werke viel schwerer wird, partielle Verbesserungen anzubringen ohne das Ganze umzuschmelzen, als bei einer Gesetzgebung, die allmählig sich gebildet hat, und die, theilweise entstanden, auch theilweise verbessert werden kann.

Ueber

die politischen Constitutionen.

Satz. Politische Constitutionen sind das einzige Mittel, den Uebeln, welche die bürgerliche Gesellschaft drücken, abzuhelfen und vorzubeugen. Die politischen Formen eines Staats entscheiden allein über sein Glück oder Unglück. Damit dergleichen Formen aber ihren Zweck erreichen, müssen sie nach allgemeinen Grundsätzen folgerecht entstehen, und nicht ein zusammengestoppeltes Stückwerk seyn.

Gegensatz. Politische Formen sind in der Regel gleichgültig und können oft sehr schädlich werden. Es ist eine Krankheit der Zeit, auf dieselben einen großen

Um sich über diese Frage zu verständigen, muß man vor allen Dingen die Begriffe, die dem ganzen Streit zum Grunde liegen, richtig auffassen und bestimmen. Es wird hier, wie bei den meisten streitigen Fragen, mit den Worten ein arges Spiel getrieben. Was heißt eine Constitution oder Verfassung, und wie unterscheidet sie sich von der Verwaltung und von der Regierung?

Das Wort „Constitution" ist von dem menschlichen Körper entlehnt. Die Natur der Organe desselben, ihre wechselseitige Einwirkung auf einander, ihre zweckmäßige Thätigkeit, machen die Constitution eines Menschen aus. Ist ihr Spiel leicht, regelmäßig, und trägt ein jedes Organ das seinige zu einem gesunden Leben bei, so sagt man, daß ein Mensch eine gute Constitution besitzt. Im entgegengesetzten Falle hat er eine sieche, schwache, zerrüttete Constitution, die seine Existenz bedroht.

So ist es auch mit dem Staate. Ein jeder Staat ist ein organisches Wesen, welches die Erhaltung, Freiheit und Sicherheit des Volks zum Zweck hat, und zu diesem Behuf aus verschiedenen Organen zusammengesetzt ist. Ihre Beschaffenheit, ihr Verhältniß zu einander, ihr wechselseitiger Einfluß

bilden die Constitution des Staats. Wenn sie das Leben des Ganzen verbürgt und befördert, und den Zweck der Gesellschaft erreicht, ist sie was sie seyn soll; im Gegentheil, hemmt sie das Leben und bringt sie in den politischen Körper Stockungen und Krankheiten hervor, so verliert sie von ihrem Werthe, indem sie ihr Ziel verfehlt.

Die Haupt-Lebensorgane eines jeden Staats sind die verschiedenen Gewalten, vermöge welcher Gesetze gegeben, angewendet und vollzogen werden, Gewalten die zwar getheilt aber nicht getrennt, verbunden aber nicht vermengt gedacht werden müssen. Man kann die Zusammensetzung, das Verfahren, das Verhältniß der verschiedenen Gewalten auf verschiedene Art construiren. Allein es hat nie ein Staat existirt ohne eine gewisse bestimmte Organisa-



ausgedehntern Sinne verstehen, und dann bedeutet es die Gesammtpflege des Staatslebens. Ein jeder Theil und ein jeder Zweig desselben erfordert eine besondere Behandlungsart. In diesem Sinn hat die Verwaltung mit der Lebensweise und der Diät eines einzelnen Menschen Verwandtschaft.

Die Regierung hingegen bestehet in der Kunst, die Kräfte, die Gesinnungen, die Handlungen der Einzelnen und der ganzen Nation, richtig zu erkennen, zu beherrschen, zu leiten und zu den verschiedenen gesellschaftlichen Zwecken zu gebrauchen, zu lenken oder zu zwingen. Es ist die Art, wie die Menschen, die an der Spitze des Volks stehen, dasselbe nach den Umständen zu bezähmen und zurückzuhalten, oder zu beleben und zu beflügeln verstehen.

Aus dieser Bestimmung und Begrenzung der Begriffe ergibt sich, daß die Verwaltung hauptsächlich auf die Sachen geht, und es mit ihnen zu thun hat, die Regierung mehr auf die Personen, und daß hier das meiste von dem Uebergewicht der Regierenden über die Regierten, von der Wahl der Menschen, denen die oberste Gewalt im Staate einen Theil ihrer Rechte und Pflichten überträgt, und von dem wechselseitigen Einfluß der Personen auf einander abhängt.

Aus dieser Erörterung und nähern Bestimmung der Begriffe leuchtet es schon ein, daß Constitutionen von jeher allenthalben Statt gefunden haben, wo es Staaten gegeben hat, und daß es eben so wenig einen Staat ohne Verfassung als ohne Verwaltung und

Regierung gegeben hat. Allein man muß hier unterscheiden zwischen Verfassungen, die allmählig aus dem Drang der Umstände, der Natur der Verhältnisse, den Bedürfnissen des Volks entstanden sind, und nur als lebendige Thatsachen in das Leben eines Staats eingreifen, und Verfassungen, die, nach allgemeinen Grundsätzen entworfen, abgefaßt und niedergeschrieben, mit einem Male einem Volke aufgelegt und gegeben worden sind.

Ursprünglich haben alle Verfassungen den ersten Charakter gehabt, und sind alle die Kinder der Erfahrung und der Zeit gewesen. Sie gingen nicht aus einer gründlichen und umfassenden Ansicht der Natur und des Zwecks der Gesellschaft, der Mittel, die zu dem Zweck führen konnten, der Hindernisse und des Widerstandes, welche die Leidenschaften der



gen ihnen abzuhelfen, und man begnügte sich damit, durch eine neue Einrichtung den Mangel, den man gerade fühlte, zu heben, ohne immer zu überlegen, ob das angewandte Heilmittel nicht eigene Nachtheile mit sich führen und andere Krankheiten des politischen Körpers erzeugen könnte. So entstand freilich eine Art Stückwerk, ein Gebäude, das nicht nach einem zusammenhangenden Plan, einer leitenden Idee errichtet war, und weder durch Einheit noch durch Regelmäßigkeit sich auszeichnete. Aber das Volk war in diesem Gebäude eingewohnt, es gehörte ihm, es war ihm lieb und ehrwürdig geworden, es entsprach dem Zustand und dem Grade seiner Cultur.

Da der Staat aus den Familien und aus der Nothwendigkeit, dieselben durch ein gemeinschaftliches Band zu einer Gesammtheit zu vereinigen, sich gestaltet hatte, und da die väterliche Gewalt eine jede Familie zusammenhielt und beherrschte, so ist unstreitig die monarchische Form die erste gewesen. Als die Erfahrung bewies, daß man aus Sorglosigkeit die Gewalt nicht gebrauchen, aus Leidenschaftlichkeit sie mißbrauchen, oder aus Mangel an Einsicht gegen ihren Zweck anwenden könnte, sah man die Nothwendigkeit ein, die Verwaltung des Staats zu ordnen, sie auf eine gesetzmäßige Art zu leiten, sie mit dem Lichte der Intelligenz zu erleuchten und mit heilsamen Schranken zu umgeben; man ersann mannigfaltige Combinationen, um Vielseitigkeit der Berathung, Einheit der Beschlüsse und eine kräftige Ausführung der-

[illegible] zu [illegible]. Der auf diese oder jene Art versuchte [illegible] offenbare [illegible], sobald er im Ganze nur seine eigenthümlichen Mängel. Von der Erfahrung belehrt, machte man anderweitige Versuche sowol in Ansehung der Theilung der organischen Verrichtungen, als der [illegible]. [illegible] sehnte man auch wieder zu den vorher bestehenden Formen zurück und bewegte sich in einem Cirkel von Verfassungsarten herum. Aber da in der Regel alle diese Veränderungen von der obersten Staats-Gewalt ausgingen, so geschahen sie ohne gewaltsame Bewegung, besonders allmählig und ruhig.

Einige Einrichtungen, die sich aus den Umständen und den Verhältnissen allmählig emporgearbeitet haben, sind gewöhnlich niemals in Worte und Gesetze verwandelt niedergeschrieben. Um sie kennen zu ler-

Ländern waren oder sind sie, ohne förmlich aufgehoben worden zu seyn, durch die Schuld der Machthaber oder die Gleichgültigkeit des Volks in Vergessenheit gerathen; aber sie können leicht mit Modificationen, welche die veränderten Verhältnisse selbst angeben, wieder ins Leben gerufen werden. Es ist in denselben ein großer Schatz von politischer Weisheit niedergelegt, öfters Denen unbewußt, die es gethan haben oder sich desselben erfreuen. In diesen Verfassungen finden sich die wahren Grundsätze der Staatswissenschaft involvirt, und brauchen nur entwickelt und zu einer zeitgemäßen Reife gebracht zu werden, um herrliche Früchte zu tragen.

Wo dergleichen Verfassungen, die sich aus den Verhältnissen herausgearbeitet und mit der Geschichte eines Volks Schritt gehalten haben, noch in voller männlicher Kraft dastehen, können sie leicht allmählig vervollkommnet werden, ohne ihren ursprünglichen Charakter einzubüßen; sie können neue Zweige treiben, während ihr Stamm unverändert bleibt. Da nämlich in einem jeden Volke sich stets neue Verhältnisse erzeugen, sie mögen nun aus National-Thatsachen oder National-Handlungen hervorgehen; da sich andere Verhältnisse der Personen unter sich, oder der Personen zu den Sachen, bilden; da das Eigenthum, in Hinsicht seiner Natur so wie seiner Quellen, seiner Vertheilung so wie seiner Formen, wechselt, müssen solche Verfassungen, ihrem Wesen unbeschadet, einige Abänderungen und neue Anwendungen in sich auf-

nehmen. Ohne daß ihre wesentlichen Grundsätze verändert würden, können die Nebenformen Modificationen erhalten. Solche Verfassungen schreiten mit der Zeit vorwärts, aber sie behalten immer dieselbe feste Richtung und folgen demselben Leitstern. Ihren Urgrundsätzen getreu, bewegen sie sich ohne gewaltsame Sprünge vermittelst sanfter Uebergänge und mit einer sich immer gleichbleibenden Stetigkeit. So verstanden es die großen Englischen Staatsmänner, ein Pitt und ein Burke, wenn sie von der Reform der Repräsentation im Unterhause sprachen. Ihre Vorschläge über diesen Gegenstand trugen alle den angegebenen Charakter, und als später Anhänger der neueren Theorien es versuchten, die Vertretung der Grafschaften und der Städte auf die Grundlage der Arealgröße und der Bevölkerung des Landes zu begründen, konnten sich die echten Verfechter der alten Verfassung diesen Versuchen mit Macht widersetzen, ohne den Vorwurf der Inconsequenz auf sich zu laden.

So viel über das wahre und schöne Gepräge der historischen Verfassungen. Die oben bezeichneten, ihnen entgegengesetzten Constitutionen könnte man mit Recht, aber nicht zu ihrem Lobe, die philosophischen nennen. Solche Verfassungen sind in der Regel nur eine Entwickelung einiger allgemeinen Grundsätze, bei deren Aufstellung man von einer jeden National-Individualität und von allen Zeit- und Orts-Verhältnissen abstrahirt. Dergleichen Grundsätze scheinen auf alle Völker angewendet werden zu kön-

nen, gerade weil sie keinem angemessen sind. Sie sind wegen ihrer Allgemeinheit unbestimmt. Diese Unbestimmtheit hat heutzutage ihr Glück gemacht, weil man dieselbe für Reichhaltigkeit genommen hat, und sie sich dadurch biegsamer zeigen als die Thatsachen, die immer eine gewisse Sprödigkeit behalten. Verfassungen, die sich aus solchen Prämissen ergeben, sind im Grunde nichts Anderes als theoretische Systeme, die sich in die Praxis versteigen, oder, wenn man will, aus den luftigen höheren Regionen zu derselben unter einer falschen Gestalt herabsteigen. Verfassungen dieser Art, die mit einem Male auftreten und wie fremde Eroberer ein Volk überfallen, reißen es von seiner Vergangenheit los, wurzeln nur auf der Oberfläche der Gegenwart, und können die Zukunft weder vorbereiten noch begründen. Weit entfernt, die Ruhe eines Volks zu sichern, stören sie alle Verhältnisse, und an die Stelle einer gesetzmäßigen, fortschreitenden Bewegung setzen sie eine unruhige, wilde Beweglichkeit, die das Schiff des Staates hin und her treibt und es allen Stürmen Preis gibt. Solche papierne Constitutionen, die wie Pilze entstehen, vergehen freilich auch schnell, aber sie vergiften öfters ein ganzes Geschlecht, treiben immer wieder aus dem aufgelockerten Boden, und schwängern die politische Atmosphäre mit den verderblichsten Elementen. Die alten Formen, einmal verschwunden, können nicht wiederkehren; die neuen bewähren sich nicht als zweckmäßig; auch sie gehen schnell vor-

über. Das erste Experiment ist mißglückt, es werden andere versucht, aber auch sie entsprechen nicht den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft; nur Eins bleibt zurück, eine nie befriedigte Sehnsucht nach einer nie zu erreichenden Vollkommenheit, welche stets neue Umwälzungen gebiert oder mit denselben droht.

Man wird gegen das über die Nachtheile und die Unzweckmäßigkeit einer solchen Verfassung Gesagte einwenden, daß die Französische Charte gerade ein solches nach allgemeinen Grundsätzen abgefaßtes und mit einem Male eingeführtes Grundgesetz sey, und daß demungeachtet sie heilsame Früchte getragen hat und noch trägt. Allein die Sache verhält sich anders. Dieses Grundgesetz ist, in seinen Haupt-Bestimmungen, eigentlich aus den Bedürfnissen, Wünschen, Ueberzeugungen, die durch eine dreißigjährige blutige Erfahrung in Frankreich gewurzelt hatten, hervorgegangen; es ist auf Thatsachen weit mehr als auf allgemeine Ideen gegründet. Gewisse Ideen hatten sich nämlich in Thatsachen verwandelt und verkörpert; diese hat der Gesetzgeber aufgenommen und ausgesprochen, und im Ganzen ist das Französische Grundgesetz eine Art von Sühne zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, von Abfindung der alten mit der neuen Zeit; ein Versuch, das monarchische Princip mit repräsentativen Formen zu verschmelzen. Und doch ist diese Verfassung nichts weniger als frei von den Mängeln, Fehlern und Gebrechen, die improvi-

sirten Werken dieser Art immer ankleben; ihr fehlt die eigentliche Grundlage eines solchen Gebäudes, nämlich Municipal- und Communal-Ordnungen und Provinzial-Versammlungen, durch welche allein das Ganze Zusammenhang, Festigkeit und Einheit erhalten kann. Wenn man die gesetzgebende Gewalt, wie sie in Frankreich gestaltet ist, als das Herz des politischen Körpers betrachtet, so stehen solche Local-Gewalten wie die oben bezeichneten in demselben Verhältniß zu ihr, wie die Arterien und Venen zum Herzen stehen. Ohne diese würde der Umlauf des Bluts nicht Statt finden, und weder vom Mittelpunct nach den Extremitäten das Leben fließen, noch von den Extremitäten nach dem Mittelpuncte zurückkehren. Auch hat im Laufe der letzten zwölf Jahre die gesetzgebende Gewalt manche wesentlichen Bestimmungen des Grundgesetzes abändern oder neue hinzufügen müssen. Die Kammer der Deputirten, die anfänglich eine fünfjährige Dauer hatte, ist in eine siebenjährige verwandelt worden; früher wurde sie theilweise jährlich zum fünften Theile erneuert, jetzt wird sie es in ihrer Totalität; die Wahlbedingungen so wie die Wahlformen sind anders gestellt worden, um dem großen Eigenthum mehr politische Rechte einzuräumen. Die angeführten Gebrechen und mehrere andere, die schon ans Licht getreten sind oder noch treten werden, denen man theilweise abgeholfen hat oder noch abzuhelfen suchen wird, rühren alle von dem Umstande her, daß das Französische Grundgesetz gemacht,

zum Versuche derselben mit einem Male eingeführt worden ist, und nicht allmählig aus den Bedürfnissen und den Verhältnissen des Volks sich entwickelt hat. Obgleich viel besser und verständiger, als die meisten Verfassungen welche derselben nachgeahmt und nachgemodelt wurden, trägt es doch an sich die Erbsünde aller solcher neueren Constitutionen. Daher kommt es auch, daß, da es sich nicht aus dem Nationalcharakter des Volks und seiner ganzen Geschichte ergeben hat, es auf die den Franzosen eigenthümliche Beweglichkeit, leidenschaftliche Stimmung und reizbare Eitelkeit nicht berechnet, von ihnen noch nicht gehörig verstanden und gewürdigt worden ist. Das meiste darin, einem fremden Boden entnommen, kann sich schwerlich als dem Volke angemessen und zweckmäßig bewähren. Es ist eine Pflanze, die aus England nach Frank-



Hauptgesetz enthalten sind. Allein Erfahrung und Geschichte zeigen, daß Verfassungen, die durch mehrere Geschlechter mit einem Volke verwebt und verwachsen sind, öfters um so lebendiger wirken, weil sie nicht niedergeschrieben wurden. Sie sind in einer Menge von wichtigen oder minder bedeutenden Thatsachen, die eine stete Wechselwirkung auf einander ausüben, gegründet und gewissermaßen verborgen; sie greifen durch alle Verhältnisse eines Volks, tragen und erhalten von ihnen einen eigenthümlichen Stempel. Wenn es gleich schwer fällt, sie in ihrer Totalität mit allen ihren Elementen aufzufassen und darzustellen, so ist es doch kein Uebelstand, daß man in die Geschichte und in alle Einzelnheiten des Lebens eines Volks eingehen muß, um seine Verfassung kennen zu lernen. Auf diese Art lernt man zugleich, die Wirkungen und die Ursachen auf einander zu beziehen, die Veranlassung der Formen mit ihrer Zweckmäßigkeit zusammenzuhalten, die Nachtheile und Vortheile einer jeden Einrichtung zu vergleichen. Es kostet zwar Mühe, das Ganze richtig zu umfassen, allein man gelangt wenigstens zu einer umsichtigen und gründlichen Prüfung desselben, und eine solche Kenntniß kann nicht von der Oberfläche geschöpft werden. Nichts hindert freilich, daß später eine solche Verfassung in Wort und Schrift aufgesetzt werde, und daß man ihr Dasein, das schon lange als Thatsache gewirkt hatte, in der Gestalt einer Norm aufstelle. Allein wähnen, daß die erste Bedingung des öffentlichen

Volks eine geschriebene, vollständige, in Capitel eingetheilte und mit einer Menge von Paragraphen prangende Verfassung sey, und gar das Bestehende gewaltsam stören, um ein solches Meisterwerk hervorzubringen, heißt das wahre Leben einem Scheinleben aufopfern, und das Fragment einer Theorie wie ein zusammenhängendes Bild betrachten. Solche speculative Sätze, in der Form eines Gesetzes eingekleidet, greifen selten in das praktische Leben ein. Es wäre eben so irrig zu glauben, daß eine ungeschriebene Verfassung nicht existire, als zu wähnen, daß sie wirklich ins Leben tritt, sobald sie niedergeschrieben ist.

Eigentlich haben alle Verfassungen, sie mögen nun plötzlich entstanden seyn, oder allmählig sich gebildet haben, auf Thatsachen oder auf allgemeinen Sätzen beruhen, einen und denselben Zweck gehabt, nämlich,



richtige Maaß geben, ihre Kraft beleben und ihren Willen binden, ihre Thätigkeit beflügeln und begrenzen. Solche Formen, wenn sie dem begüterten, gebildeten Theil des Volks eine organische Stimme verleihen, um bei der Gesetzgebung vernommen zu werden, Beschwerden auszusprechen und Wünsche anzubringen, können für die Zweckmäßigkeit der Gesetze eine Bürgschaft mehr geben, indem sie dieselben einer vielseitigen Berathung unterwerfen, und dabei dem Gemeingeist Nahrung und Wirksamkeit anweisen. Auch können solche Formen, die den Gemeinden und den verschiedenen Ständen in Hinsicht ihrer eigenen Verwaltung gewisse Rechte einräumen, den Einzelnen die Mittel, sich für die höheren Staatsämter auszubilden, zur Hand geben, und der Regierung selbst Gelegenheit verschaffen, Diejenigen, die ihres Vertrauens würdig sind, kennen zu lernen. Allein man muß diese Vortheile nicht überschätzen, noch wähnen, daß dieselben, nach einem allgemeinen Maßstabe gemodelt oder geschnitzelt, allen Staaten und allen Völkern zu allen Zeiten zugewendet werden können. Die örtlichen und zeitigen Verhältnisse müssen über die Thunlichkeit den Ausschlag geben.

Noch weniger ist es der Wahrheit und der Erfahrung gemäß, zu glauben, daß es politische Formen gibt, die, wenn sie allgemein eingeführt wären, die Freiheit, die Sicherheit, den Wohlstand und die stete Vervollkommnung der Staaten ohnfehlbar herbeiführen würden, und die, allen Mißbräuchen vorbeu-

geist, den Staatsgewalten mehr schaden würden, als vom Staatszweck zu entfernen, oder gar gegen denselben zu handeln. Um ein Volk zu beglücken, stehen die Einsicht, die Billigkeit, die Grundsätze und die Moralität der Regierenden immer die Hauptsache. Der Geist der Regierung kann zwar ihrer durch Formen weder mit gegen gewisse Mißgriffe gesichert werden: aber wie öfter gibt der Geist der Personen den leeren Formen Bedeutung, belebt alle seine Einrichtungen, die ohne ihn nur zu einem leeren Spiel geführet hätten. Eine oberste Gewalt muß es in einem jeden Staate immer geben; für dieselbe kann auf Erden keine Verantwortlichkeit Statt finden; sie kann von keiner andern abhangen, kein Zwang kann gegen sie angewendet werden, denn die Gewalt, die solches zu thun berechtigt seyn würde,

lähmt es zum Guten wie zum Bösen. Die Individualität der Herrscher siegt also immer über die Formen; die Persönlichkeit bleibt immer das Wichtigste, denn sie ergänzt oder verbessert, belebt oder leitet dieselben, und diese Persönlichkeit hängt nicht von den Formen ab, sondern von den natürlichen Anlagen, der Erziehung, der Religiosität und der Stellung der Individuen. Man hat noch keine Constitution erfunden, vermöge welcher die Staats-Aemter immer nur den Edelsten, Kräftigsten, Einsichtsvollsten anvertraut worden wären; wo die Besseren, gegen jede Ausartung ihrer Tugend gesichert, immer den gerechten Erwartungen des Volks entsprochen hätten, und durch welche die Unwissenheit, die Kurzsichtigkeit, das Laster vom Ruder des Staats immer entfernt worden wäre. Es gehört zu den Widersprüchen des Zeitgeistes, daß in einem Jahrhundert, wo von der persönlichen Würde des Menschen, von den Vorzügen des Geistes und des Charakters, von den Fortschritten der allgemeinen Bildung so häufig gesprochen wird, man so viel Werth auf das Formenwesen legt, von ihm allein das Heil der Staaten hofft, gegen die Regierenden nur Mißtrauen hegt und offenbart, und dem todten Buchstaben der Constitutionen ein unbeschränktes Vertrauen schenkt.

Man hat öfters in Hinsicht der Constitutionen die Regierungen in zwei Classen eingetheilt, in solche, die auf Vertrauen beruhen, und in solche, die vom Mißtrauen in die intellectuellen und moralischen Ei-

gentlichen der Regierungen angegeben zu seyn schei-
nen. Jn wie fern bei den einen weit mehr von der
Persönlichkeit der Herrscher als von den politischen
Formen abhängt, und man bei den anderen das meiste
durch strenge, zweckmäßige, bindende, politische For-
men hat erzwingen und sichern wollen, kann die
oben angegebene Eintheilung einige Bedeutung ha-
ben. Auch kann man allenfalls diesen Unterschied gelten
lassen, wenn man von Thatsachen und nicht von
Grundsätzen spricht, und nur den Hauptcharakter die-
ser oder jener Regierung angeben will; allein diese
Unterscheidung hat ihre großen Mängel, und kann
zur Aufhellung der Begriffe nicht beitragen, wenn man
dieselbe als feste Demarcationslinie zwischen Dingen,
die keine scharf bezeichnete Verschiedenheit zulassen,
aufstellen will, und weniger von dem was da ist, als



Maßregeln zu wünschen oder zu fordern, fühlten sich die Herrscher selbst gedrungen, solche anzuordnen. Da sie die Last der Regierung immer mit Mehreren theilen, um nicht von ihr erdrückt zu werden, so werden sie veranlaßt Formen für den Geschäftsgang zu erfinden und zu bestimmen, um den Irrthümern und den Leidenschaften der Beamten vorzubeugen. Also schließt das Vertrauen die Vorsichtsmaßregeln nicht aus, und macht dieselben nicht überflüssig; so wie diese letzteren nie das Vertrauen ausschließen und dasselbe ersetzen können.

Das Vertrauen ist rein persönlich; es setzt gewisse Eigenschaften in den Regierenden so wie in den Regierten voraus; es hat Regierende gegeben, die kein Vertrauen verdienten, so wie es Regierte gab, die keines Vertrauens fähig waren. Es war eine schöne Zeit, wo die meisten Völker, so wie heute noch einige beglücktere, an die Tugend ihrer Beherrscher glaubten und mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe ihnen anhingen; wo sie von ihnen viel Gutes erfahrend, noch immer das Beste hofften; wo das Wort, wenn der König es wüßte, den Weg zum Throne den Bedrückten und Unglücklichen einschlagen ließ; wo der Zugang zu demselben einem Jeden offen stand, und er selten unbefriedigt entlassen wurde; wo ein sich forterbendes, besonnenes aber herzliches Vertrauen in die Fürsten, alle Stände beseelte, weil man einen reinen guten Willen bei ihnen voraussetzte, trotz mancher Irrthümer und Mißgriffe, die unvermeidlich bleiben werden, so

lange Menschen von anderen Menschen regiert seyn werden. Zum Theil hatten die Völker freilich auch traurige Erfahrungen über dieses Verhältniß gemacht, aber doch waren lange die Regierungen von der Mehrheit als ihre natürlichen Freunde und wirklichen Beschützer betrachtet worden: man fand es verdienstlich, sich ihnen anzuschließen, sie zu unterstützen, ihren Beschlüssen und Verfügungen seine Zustimmung zu geben; ihnen entgegen zu treten oder nur ihr Verfahren ohne Nachsicht zu beurtheilen, erschien als eine Verletzung der Pflicht und der kindlichen Liebe, die man ihnen schuldig war.

Mit einem Male wendete sich das Blatt. In Folge halber Ideen, von einer falschen, winzigen Aufklärung eingegeben, faßten die Menschen ein unbegrenztes Vertrauen zu sich selbst, und ein grenzen-



sind und aus der gebildetsten Classe genommen werden, ein Volk sich selbst den Stab bricht und sich der intellectuellen und moralischen Untüchtigkeit beschuldigt, wenn es die ganze Beamtenwelt verschreit und verachtet. So einfach und schlagend auch diese Bemerkung ist, so wurde es doch in manchen Ländern zur Sitte, zum Ton, und sogar zum Verdienst gerechnet, eine Opposition gegen die Regierung zu bilden, und Diejenigen, die aus Ueberzeugung, Pflicht und Grundsatz es mit ihr hielten, wurden verdächtig und öfters als niedrige Schmeichler, furchtsame Knechte, einsichts- und charakterlose Schwächlinge verleumdet und gebrandmarkt.

Allgemeines, grenzenloses, immer wiederkehrendes Mißtrauen in die Persönlichkeit der Menschen ist ein eben so verderbliches Extrem, als ein leichtsinniges, blindes, rücksichtsloses Vertrauen in dieselben. Im Staatsleben ist beides noch schädlicher als im Privatleben. Gut berechnete Formen, eine einsichtsvolle Anordnung des Geschäftsganges, von der obersten Gewalt eingeführt und festgehalten, sind eine große Wohlthat; aber zu weit müssen Vorsichtsmaßregeln sich nicht ausdehnen; irgendwo müssen sie aufhören, wo nicht, so vernichten sie den Staat, oder fallen selbst in Nichts zurück.



Ueber die Beurtheilungen der Englischen Verfassung.

26

Satz. Die repräsentativen Verfassungen der Monarchien sind Schöpfungen unserer Zeit. Sie sind die große Tendenz des Zeitalters; sie beruhen auf dem Vorbilde der Englischen Verfassung und müssen dieser nachgebildet werden.

Gegensatz. Die repräsentativen Verfassungen gefährden immer das Wesen der Monarchie, und die Englische Verfassung, die den anderen neueren zum Vorbilde dient, verdient diesen Vorzug nicht.



Wenn man die Begriffe willkürlich erweitert oder verengt, die Fragepuncte, über welche die Meinungen sich theilen, als ausgemachte Sätze darstellt, die Meinungen in Grundsätze und diese in Axiome, die keines Beweises bedürfen, verwandelt, so macht man sich die Sache leicht, man spricht über Gegenstände ab, die eine fernere Erörterung fordern und kann die Kurzsichtigen durch apodiktische Behauptungen bethören, aber man säet Irrthümer statt Wahrheiten, und falsche Lehren können zu strafwürdigen Handlungen verleiten. Doch gehört dieses Verfahren zur Tagesordnung, wenn es die Lieblings-Ideen des Zeitalters gilt, und am Ende, wenn nicht eine nüchterne Prüfung und Beurtheilung die gangbaren politischen Begriffe berichtigte und die Theorien in ihr Geleise wieder zurückführte, so würde eine Art von Verjährung zu Gunsten des Irrthums gegen die Rechte der Wahrheit eintreten.

Das Wesen einer repräsentativen Verfassung in einer Monarchie besteht in der Vertretung aller Interessen neben dem Throne, der obersten Staatsgewalt unbeschadet. Diese Vertretung kann zwar unter sehr mannigfaltigen Formen Statt finden, aber sie existirt in der That allenthalben, wo Institutionen

[illegible] [illegible] [illegible] Eigenthümern die Befugniß er- [illegible] [illegible] [illegible] Angelegenheiten des Staats [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] ihnen die Pflicht auflegen, [illegible] [illegible] [illegible]. Solche bietet auch das [illegible] [illegible]. [illegible] ist [illegible], in der neuern Ge- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], drei Epochen [illegible] [illegible] [illegible] manche Schriftsteller es gethan [illegible], [illegible] das Feudal-Wesen, der Despotis- [illegible] und [illegible] [illegible] Verfassungen.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seiner Eigenthümlich- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Repräsentation [illegible] [illegible]. [illegible] seiner [illegible] wurde es [illegible] [illegible] [illegible], oder eine Herrschaft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Grundeigenthümer, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], gegen den König und gegen [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] der Kö-



die oben bezeichneten, die in der Geschichte nicht gegründet sind, aufzustellen, würde man der Wahrheit näher treten, wenn man sagte, daß in der ganzen neuern Geschichte man nur verschiedene Phasen und Formen des repräsentativen Systems wahrnehme. Im Anfange derselben, Repräsentation des Grundbesitzes durch die Geistlichkeit und den Adel; dann Repräsentation des beweglichen und unbeweglichen Besitzes durch die drei Stände; endlich Repräsentation des ganzen Volks, nicht nach Classen und Ständen, sondern nach der Arealgröße und der Bevölkerung des Landes, oder nach festgesetzten Bedingungen des stattfindenden Vermögens, welche bald höher bald niedriger angesetzt wurden; letzteres das Lieblings-System der heutigen Zeit, so wenig es diesen Vorzug auch verdient.

Es erhellt aus dem oben Gesagten, daß repräsentative Verfassungen, im weitesten Sinne des Worts genommen, gar nicht Schöpfungen, noch weniger Eigenthümlichkeiten des jetzigen Zeitalters sind; vielmehr haben seit dem Umsturz des Römischen Reichs in allen Staaten Germanischen Ursprungs dergleichen Institutionen nach verschiedenen Formen mit einem größern oder kleinern Wirkungskreise bestanden. Allein das Eigenthümliche der Zeit in dieser Hinsicht besteht in der entschiedenen und ausschließlichen Vorliebe für eine repräsentative Verfassung, die aus zwei Kammern zusammengesetzt ist, erbliche und gewählte Vertreter der Nationalinteressen darbietend.

Dies [illegible] immer mehr um sich gegrif-
fen [illegible] wahre Krankheit der Gesellschaft
[illegible] erhellet aus der [illegible] Bewun-
derung und unrichtigen Beurtheilung der Englischen
Verfassung, die man glaubt auf alle Staaten an-
wenden zu können. Man ist England mächtig und
reich, und [illegible] diese Macht und diesen Reichthum
einzig und allein ihrer Verfassung zu: man suchte
und glaubte die [illegible] Vorzüge dieser Verfas-
sung einzig und allein in der Zusammensetzung und
der [illegible] der beiden Kammern zu fin-
den, [illegible]. Daß diese Constitution, ob-
gleich [illegible] Zeit mehr als das Werk
der [illegible] ständischen Ver-
[illegible] noch in andern Län-
dern [illegible] Grundlage veranlassen und

Nachfragen aller Art beförderte die Production, so wie die Vermehrung aller Waaren, mit welchen Handel getrieben werden kann. Der sichere Absatz gab der Production einen raschern Umschwung und eine immer steigende Ausdehnung; bald bildeten sich aus dem Ueberschuß der Arbeit über die Production ansehnliche Capitalien, die, wieder auf die Vervielfältigung und die Vervollkommnung der Arbeit angewendet, in einer unendlichen und schnellen Progression die Quellen des Reichthums ergiebiger machten. Die besonnene Ausdauer, die unermüdliche Beharrlichkeit, die berechnende Klugheit, die rege Thätigkeit und der Erfindungsgeist, die den Nationalcharakter der Engländer auszeichnen, haben unstreitig, mit den Vortheilen der insularischen Lage verbunden, sehr viel zum Flor des Landes beigetragen. Es wäre eben so lächerlich als irrig, diese Individualitäten des National-Charakters allein der Verfassung zuzuschreiben. Unstreitig hat die Gesetzgebung durch die Verbürgung der Freiheit der Personen, durch die Sicherheit des Eigenthums, durch Wegräumung aller Fesseln, welche die Thätigkeit der Kräfte und die Anwendung der Capitalien hätten lähmen oder erschweren können, viel zur Bildung der Nation und zu ihrem materiellen Gedeihen beigetragen. Aber eine solche zweckmäßige, verständige, Alles beschützende Gesetzgebung kann nicht als eine ausschließliche Wohlthat und Folge einer gewissen repräsentativen Verfassung betrachtet werden, da die Sicherheit der Personen und der Sachen, so wie

die Freiheit der Gewerbsamkeit auch in Ländern, die eine ganz andere Verfassung hatten, die Völker beglückt und erfreut haben.

Weit mehr als die eigentliche politische Verfassung von England, haben andere Umstände und andere Einrichtungen auf das progressive Gedeihen des Staats Einfluß gehabt. Unter diesen letzteren verdienen die Formen der Verwaltung ganz besonders bemerkt zu werden.

Diese Formen sind die einfachsten und zweckmäßigsten von allen. Sie fordern nicht eine Welt von Beamten, wie in anderen Ländern, verursachen nicht langsame, schwerfällige, verwickelte Correspondenz zwischen den Behörden, führen leicht, wohlfeil und sicher zum Ziel. Das Wesen dieser Formen besteht darin, daß England sich selbst verwaltet und die Regierung größtentheils dieser Mühe überhebt. In allen Grafschaften werden die Friedensrichter, die so viel Processe schlichten oder verhindern, so wie die High-Sheriffs, welche die öffentliche Ordnung handhaben, nicht besoldet; sie führen ohne Gehalt ihr wichtiges Amt. Die Städte haben an ihrer Spitze Municipalitäten, die aus dem Magistrat und einem Gemeinde-Rath bestehen, welche in der Regel auch unentgeldlich das Gemeinwesen leiten. Die directen Abgaben werden in den Grafschaften von Mitgliedern der Gemeinden erhoben und in die Staats-Cassen abgegeben; die indirecten von einer, im Verhältniß zu anderen Staaten, geringen Anzahl von Beamten in den

Häfen des Königreichs, wo die Waaren ein- und auslaufen, eingezogen. Diese Einrichtungen machen es möglich, daß in der obersten Finanz-Behörde, dem Schatzkammer-Amt, welches eine jährliche Einnahme von weit mehr als dreihundert Millionen Thaler zu verwalten hat, so wenige Beamte angestellt sind.

Eine große Menge von Gegenständen, die in anderen Ländern wegen ihrer vielseitigen Verbindung mit dem Wohl des Ganzen von der Regierung unmittelbar behandelt, besorgt und gepflegt werden, sind in England freiwilligen Vereinen überlassen, deren Mitglieder ihre Zeit, ihre Kräfte, ihr Vermögen gemeinnützigen Zwecken widmen. Eine große Anzahl von Verhältnissen, die in anderen Ländern unmittelbar vom Staate bestimmt und geordnet werden, eine Menge von Dingen, über welche er gebietend oder verbietend entscheidet, sind in England ihrer natürlichen Entwickelung oder dem Interesse und der Einsicht der Einzelnen überlassen; und so verengt sich der Wirkungskreis der Regierung; ihre Rechte nehmen mit ihren Pflichten ab. Sie braucht weniger Kräfte, Personen und Formalitäten, um ihrer Bestimmung zu entsprechen, und gewinnt also an Zweckmäßigkeit, indem sie durch ihre Einfachheit alle anderen übertrifft.

Dieses System erstreckt sich sogar über die Erziehung und den Unterricht. Außer den beiden Universitäten von Oxford und Cambridge und einigen wenigen gelehrten Schulen, die ansehnlich dotirt sind und unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung

stehen, thut der Staat wenig für den Volksunterricht und die Specialbildung der verschiedenen Classen der Gesellschaft. Aber da das Bedürfniß eines zweckmäßigen Unterrichts allgemein gefühlt wird, und die Mittel, ihn zu bestreiten, auch allgemein verbreitet sind, so wird er in keinem Fach vernachlässiget, sondern mit Liebe und Erfolg gepflegt. Unstreitig unterscheidet sich also die Verwaltung von Groß-Britannien, in Hinsicht ihrer Gegenstände, so wie ihrer Form, von der Verwaltung in allen anderen Staaten von Europa, und diesem Unterschiede kann man mit Recht einen großen Theil der Vorzüge, deren sich England erfreut, zuschreiben. Diese Vortheile so wie die Formen, aus welchen sie hervorgehen, können nicht leicht nachgeahmt oder verpflanzt werden, weil sie von zwei Umständen abhängen, die England ganz eigenthümlich sind, nämlich die große Anzahl der vermögenden, unabhängigen Staatsbürger, die Muße genug besitzen, um sie den öffentlichen Geschäften zu widmen, und reich genug sind, um dieses unentgeldlich thun zu können; zweitens, der durch alle höheren Classen verbreitete Gemeingeist, der aus dieser Verwaltungsart hervorgeht, der mit der Bildung und dem Reichthum auf dieser glücklichen Insel Schritt hält und einen Jeden aus Pflicht, aus Genuß, aus wohlverstandenem Interesse antreibt, dem Gemeinwesen auf irgend eine Art Dienste zu leisten.

Verfehlt man schon die Wahrheit, wenn man die herrlichen Erscheinungen, die sich in England offen-

baren, aus der Verfassung allein ableiten will, statt sie auch den Formen der Verwaltung zuzuschreiben, so irrt man noch mehr, wenn man, den Begriff der Verfassung auf eine willkürliche Art beschränkend, dieselbe nur in den Gerechtsamen des Parlaments und in dessen Verhältniß zum Könige und zum Volke sehen will. Diese repräsentativen Formen sind ohne Zweifel ein Hauptbestandtheil der Englischen Verfassung, aber sie sind weit entfernt, allein ihr eigenthümliches Wesen auszumachen; sie sind weit mehr die Bedachung als die Grundlage des Gebäudes, weit mehr die Krone als die Wurzel des Ganzen. Könnte man sie abgesondert denken von den Municipal- und Communal-Verfassungen, die in den Grafschaften und in den Städten die eigentlichen Lebensquellen der gesellschaftlichen Bewegung sind und vortreffliche Pflanzschulen der Kenntnisse und der Geschäftsfertigkeit abgeben; überginge oder übersähe man die in alle Verhältnisse eingreifenden Gerichtsformen, die, obgleich gewiß nicht die bestmöglichen, doch den Engländern die angemessensten sind oder erscheinen; ließe man bei der Beurtheilung des Englischen Staats-Mechanismus außer Acht, daß auf der einen Seite eine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Alterthümliche, Herkömmliche der Formen, auf der andern ein diese Formen belebender, thätiger Geist und ein kräftiger Charakter die Englische Nationalität bilden, so würde man das wahre Wesen der Englischen Verfassung verkennen, indem man Ursachen für Wirkungen und Wirkungen für Ursachen halten würde.

Ein anderer Irrthum, den man sehr oft begeht bei der Beurtheilung der Englischen Verfassung und ihrer etwanigen Anwendung auf andere Länder, betrifft den eigenthümlichen Charakter des Parlaments und dessen Verhältnisse zum König und zum Volke. Nicht darin besteht sein Wesen, daß es aus zwei Kammern zusammengesetzt ist, welche die gesetzgebende Gewalt mit dem Könige theilen, und es ist ein lächerlicher Wahn, zu glauben, daß, wenn man in anderen Staaten nur zwei Kammern einführt und ihnen die Rechte des Oberhauses und des Unterhauses ertheilt, Alles gethan ist. Die Art der Zusammensetzung der beiden Häuser bestimmt allein ihren wesentlichen Charakter und unterscheidet sie von allen Afterkammern, die man ihnen hat nachbilden wollen. Im Oberhause sitzen große, erbliche, vom Volke und vom Könige unabhängige, durch Reichthum und Geburt vermögende Repräsentanten, die, ohne dem Volke entfremdet zu seyn, doch ganz eigenthümliche Wahlverwandtschaften mit dem Throne haben, und eine eben so imponirende als selbstständige Masse bilden. Es ist eine wahre Aristokratie, wie sie in keinem andern Lande Statt findet noch Statt finden kann, eine Aristokratie, die alle gesellschaftlichen Potenzen in sich enthält und darbietet: die des Adels, des Vermögens und der Bildung. In einer solchen Aristokratie findet das Königthum seinen festesten Stützpunct und die Nation ein starkes Bollwerk ihrer Freiheiten. Gegen einen solchen Damm würden sich die wilden Bewegungen

des Volks eben so gut wie die Gewalt des Despotismus brechen.

Das Unterhaus besteht zwar aus gewählten Mitgliedern, allein diese Deputirten, theils vermöge ihrer Wahlbedingungen, theils durch den Einfluß, den die großen Familien auf die Wahlen mittelbar oder unmittelbar ausüben, ist auch eine Art von beweglicher Aristokratie, die nur in Vergleichung mit dem Oberhause, und nicht an sich, das demokratische Element der Verfassung genannt zu werden verdient. Durch diese sonderbare und, man kann sagen, in ihrer Art einzige Form der Repräsentation genießt England einen doppelten Vortheil und zeichnet sich durch einen doppelten Vorzug aus. Einmal gewinnt dadurch das Erhaltungs-Princip ein entschiedenes Uebergewicht über das bewegliche Neuerungs-Princip. Eine starke, durchgreifende Opposition gegen die Regierung kann sich nie in dem Englischen Oberhause ausbilden noch in demselben Wurzel fassen, sondern es ist der natürliche Sitz der Schutzkraft und Wehr der Regierung gegen Gesetz-Vorschläge des Unterhauses, welche das Königthum gefährden könnten und ein verfassungswidriger Eingriff in die Rechte der anderen politischen Gewalten seyn würden. Die königliche Macht und die Macht des Unterhauses bilden die zwei Schaalen der Staatswage. Vermöge seiner Bestandtheile bildet das Oberhaus die Zunge der Wage und kann sich nie, ohne seiner Natur wie seiner Bestimmung ungetreu zu werden, in eine der Schaalen versenken. Die Freiheit

und die politische Gewalt erscheinen dort nicht als sich wechselseitig anfeindende und bekämpfende Gegensätze, sondern sie machen ein eng verbundenes Ganzes aus. Die Freiheit bedarf des Schutzes der politischen Gewalt, sucht und findet ihn, und diese letztere betrachtet sich selbst als Mittel und die Freiheit als Zweck. Ohne die Freiheit könnte die politische Gewalt in Despotismus ausarten; ohne politische Gewalt der Regierung wäre die Freiheit, des Halt- und Stützpunctes ermangelnd und allen Gefahren bloß gestellt, bald verloren. Eine jede Kraft hat oder fordert ihr eigenes Maß; ein jedes Maß setzt eine Kraft voraus, auf welche es sich bezieht; so wie in der ethischen Welt die moralische Freiheit des Einzelnen nicht ohne das Gesetz, und das Gesetz nicht ohne die moralische Freiheit denkbar ist, so sind in der politischen Welt die wahre politische



Wirkungen hervorbringen. Wenn man sie aufmerksam betrachtet, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Verfasser und Gründer derselben nicht begriffen haben, was ein Oberhaus oder eine erste Kammer sey und seyn solle, nehmlich eine Schutz-Waffe gegen die Eingriffe der obersten Gewalt in die Freiheiten des Volks und gegen die Angriffe und Eroberungen, zu welchen, auf Kosten der obersten Gewalt, die zweite Kammer oder das Unterhaus sich immer neigt. Eben so wenig hat man eingesehen, wie eine erste Kammer beschaffen seyn müsse, um diesen Zweck zu erreichen und ihre Bestimmung zu erfüllen. In den kleinen Staaten, wo man in Hinsicht der Repräsentation die Eintheilung in zwei Kammern hat eintreten lassen, ist der eben gerügte Mißgriff eben so unangemessen als schädlich, denn es bedurfte gar nicht eines solchen Dammes wie der einer ersten Kammer, um die Gefahren, die aus dem Andrang der Wellen der Volksbewegung oder der Gewalt des Fürsten entstehen könnten, zu entfernen oder zu beherrschen. In allen kleinen Staaten wäre es hinreichend gewesen, eine Berathung des Fürsten mit den Angesehensten des Landes von Zeit zu Zeit anzuordnen. Aber die Lehren des Tages haben sie verführt, ihre wahren Bedürfnisse so wie ihre wahre Lage zu verkennen. Sie haben wollen dem Beispiele der mächtigen Staaten folgen, aber statt kräftiger, organischer Schöpfungen haben sie sich an Surrogate gehalten, die sich zu diesen wie kleine Musiv-

[illegible] in großen Gemeinden verschieden, oder wie in [illegible] [illegible] zu einer [illegible].

In Frankreich, das in Hinsicht seiner Größe, seiner Bevölkerung, seines Reichthums mit England wetteifern [illegible] kann, und dessen Charte [illegible] der Englischen Verfassung nachgebildet ist, ist diese Anwendung doch noch theilweise mangelhaft, unvollständig und unzulänglich ausgefallen, und es läßt sich hier deutlich erkennen, wie schwer und gewagt es ist, die Englische Verfassung irgendwo verpflanzen zu wollen, wenn man nicht zugleich alle Bedingungen, die ihr zum Grunde liegen, auf einen fremden Boden übertragen kann, und wenn man das Wesentliche derselben verkennt. Die Verfassung von Frankreich unterscheidet sich von der Englischen in Hinsicht ihres Ursprunges, der Formen der Wahlen, der Bedingungen



aus Männern, die kein Grundvermögen ja gar kein eigenes Vermögen haben, und von einem Gehalt leben; theils aus Solchen, die zwar wohlhabend sind, aber deren Vermögen von Natur bewelgich ist und, wie es mit ihnen angefangen hat, auch mit ihnen aufhören kann; endlich aus einer kleinen Anzahl von Solchen, die Alles das vereinigen, was die Englischen Pairs auszeichnet: Geburt aus einem alten adlichen Geschlechte, und einen großen Grundbesitz, der durch Majorate in der Familie fortleben wird. Eine auf diese Art gestaltete Pairskammer kann ihrer Bestimmung nicht entsprechen. Da die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt ist, in ihrer Mehrheit abhängiger, beweglicher Natur sind, so können sich in ihr keine eigenthümliche Maximen bilden, kein eigenthümlicher besonderer Gesichtspunct der Gesetzgebung festsetzen; ihre Meinungen und ihre Urtheile müssen häufig mit denen der zweiten Kammer, von welcher sie nicht wesentlich in ihren Bestandtheilen verschieden ist, zusammenfließen. Sie sollte eine vermittelnde Gewalt zwischen dem König und der Wahlkammer abgeben, den Thron und die Nationalfreiheiten zugleich beschützen; zu diesem hohen Beruf mußte sie unabhängig seyn, aber ihre Mitglieder haben Alles, was sie besitzen, von der Gnade und der Freigebigkeit des Königs oder erwarten Alles von ihm. Sie sollte die Verfassung gegen die Eingriffe der beiden anderen Gewalten schützen, und müßte sich also durch eine Art von Selbstständigkeit auszeichnen; aber vermöge ihrer Wahlverwandtschaft theils mit dem Hofe, theils mit der

[illegible]

[illegible] Die Gräfin, [illegible]

man die Theile desselben oberflächlich betrachtet, allein in den erstern fehlt das Pendel, welches eine gleichmäßige Bewegung aller Räder herbeiführt und sichert. Das Lebensprincip findet man in beiden Organismen, aber in Frankreich vermißt man den regelmäßigen Schlag des Herzens, daher hier bald Stockungen, bald krampfhafte Zuckungen entstehen. Setzt man diesen Grundfehler hinzu, daß Frankreich kein Communal- und Municipal-Gemeinwesen besitzt; daß in demselben keine Provinzial-Verfassungen Statt finden, die den Gemeinsinn durch alle Adern und Venen des politischen Körpers verbreiten; daß Alles von dem Mittelpuncte der Regierung ausgeht und Alle, aus Ehrsucht, sich nach der Hauptstadt und den beiden Kammern drängen, statt daß solche heilsame Institutionen, wie die obengenannten, als Ableiter der Thätigkeit und des Gährungs-Stoffes der Gemüther dienen sollten; bedenkt man, daß das Grundgesetz in Frankreich zu einer bestimmten Zeit als eine Art von Vertrag zwischen den alten und neuen Interessen gegeben worden und manches von dem Gift der Maximen der Revolution aufgenommen hat, dahingegen in England Alles sich allmählig aus den Begebenheiten, den Bedürfnissen, den Fortschritten der Nation entwickelte —: so wird man sich nicht wundern, daß die Britten in der Verfassung einen Stützpunct und eine Schutzwehr der Regierung sehen, welche ihre Kraft so wie ihre Einsicht vermehrt, daß die Opposition hier in den beiden Häu-

[illegible] auf die Personen als auf die Sachen-
[illegible], daß es zwar Parteien gibt, welche die
[illegible] aus entgegengesetzten Gesichtspuncten be-
trachten, [illegible] in den Grundsätzen zusammen-
[illegible], welche aus eigennützi-
gen [illegible] der Regierung kommen, schonen, zu
[illegible], daß man zwar die Jacobiner und
die [illegible] der [illegible] unaufhörlich rügt, aber sie
[illegible] der Regel [illegible] Feinde der National-
[illegible]. Eben so wenig wird
man [illegible], daß von dem allen in Frankreich
[illegible]. Verschiedene Ursachen
mußten auch verschiedene Wirkungen hervorbringen.

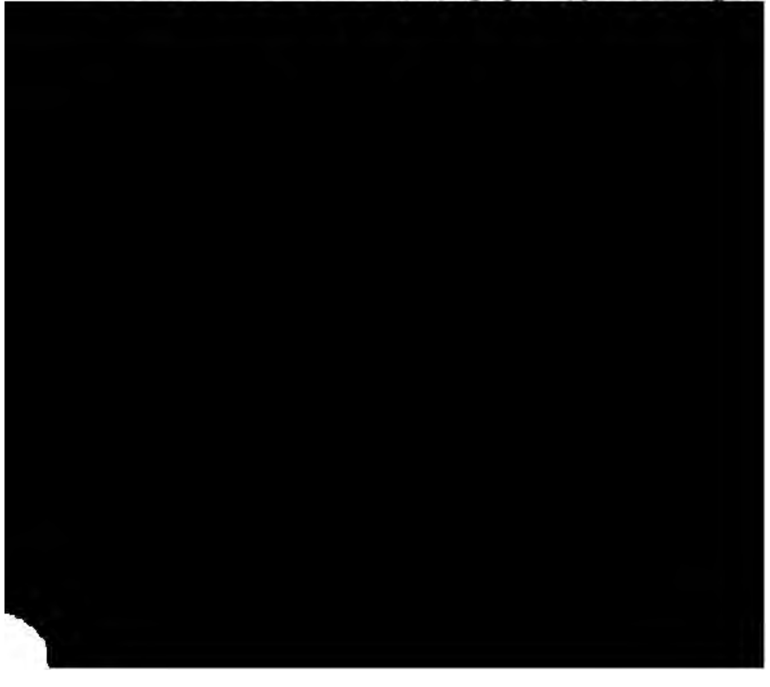
Diese Erörterung beweist hinlänglich, daß das
Wesen und das Geheimniß der repräsentativen Ge-
[illegible] nicht in dem Daseyn von zwei Kammern



ist die Souveränität so getheilt, daß die Macht der Krone, wie billig, ein entschiedenes Uebergewicht hat. Das Oberhaus und das Unterhaus theilen zwar mit dem Könige die Initiative der Gesetze, allein durch die Wahlverwandtschaften des Thrones mit der großen Aristokratie, durch den Einfluß, den diese auf die Wahl der Mitglieder des Unterhauses, die theilweise in ihren Händen ist, ausübt, und durch das Recht, das dem Könige im äußersten Fall immer verbleibt, seine Genehmigung den Gesetzvorschlägen zu verweigern; besitzt der Thron nicht allein kräftige Vertheidigungsmittel, sondern es geht auch von ihm eine bedeutende und starke Impulsivkraft aus. Daß die Theilung der souveränen Gewalt in England jedoch, neben manchen Nachtheilen und Gefahren, Vortheile darbietet, ist unbestreitbar; aber man muß nicht glauben, wie man es öfter gethan hat, daß repräsentative Formen nothwendig die Theilung der souveränen Gewalt mit sich bringen, und von ihr unzertrennlich sind. Im Gegentheil kann man mit Wahrheit behaupten, daß repräsentative Formen mit der Monarchie verbunden werden können, ohne die Theilung der Souveränität nothwendig zu veranlassen.

Die oberste Gewalt in einem jeden Staate besteht nicht allein darin, daß keine Gewalt höher steht, als sie selbst, daß es keine Gewalt gibt, von welcher sie Gebote oder Verbote anzunehmen hätte, oder von welcher sie zu irgend etwas gezwungen und über ihr Thun und Lassen zur Rechenschaft gezogen werden könnte;

sondern auch darin, daß es keinen Willen gebe, der außer ihr das auszusprechen befugt wäre, was als Gesetz den Willen aller Mitglieder des Staats binden soll. Die gesetzgebende Gewalt ist das Hauptelement der Souveränität: denn die Gesetze erheben sich über Alle, sollen Alles beherrschen und dem Staate den Impuls des Lebens geben, so wie sie die Thätigkeit eines Jeden bedingen und beschränken. Hätte Derjenige, der an der Spitze des Staats steht, nicht die gesetzgebende Gewalt ungetheilt, oder wenigstens getheilt, so würde er, so groß auch seine sonstige Gewalt zu seyn schiene, nur der Vollzieher oder der Vollstrecker des Willens Derjenigen seyn, welche ihm oder dem Ganzen Gesetze geben würden. Nur wenn er die gesetzgebende Gewalt in letzter Instanz allein besitzt, hat er wirklich die ganze Souveränität. Da wo sie so getheilt ist, wie in Eng-



fung des Budgets zu gebrauchen, um gewisse Gesetzvorschläge durchzusetzen und die Zustimmung des Königs zu Gesetzen, die er eigentlich nicht wollen kann, zu erzwingen. Dieses ist mehr oder minder der Fall in allen Staaten, wo eine Theilung der gesetzgebenden Gewalt und ein Zusammenwirken mehrerer Willen zur Bildung des allgemeinen Willens Statt findet.

Was man durch eine solche Theilung bezweckt, kann man auch, der untheilbaren Einheit der Souveränität und der aus derselben sich ergebenden Kraft des Staates unbeschadet, durch andere einfachere Mittel bewirken. Denn, um der Sache auf den Grund zu gehen, was will, was soll man durch solche künstliche Combinationen wollen? Gewiß nicht, in das Räderwerk des Staates, der eine stete, ununterbrochene, gleichförmige Bewegung erfordert, einen Mechanismus anbringen, vermöge dessen man das bewegende Princip lähmen oder die Bewegung ganz hemmen kann; gewiß nicht, mehrere Kräfte gegen einander aufstellen, von welchen die eine defensiv, die andere offensiv zu verfahren bestimmt wäre, von welchen die erste auf Vertheidigung ihrer selbst beschränkt, die zweite auf Eroberungen angewiesen oder leicht zu solchen verführt werden könnte, oder wo beide abwechselnd beide Rollen spielen sollen: ein Zustand, der zwar die Vortheile eines Kampfes, aber zugleich alle Nachtheile eines geheimen oder offenen Krieges leicht mit sich bringen könnte, nämlich abwechselnd Ueberspannung

sondern auch darin, daß es keinen Willen gebe, der außer ihr das auszusprechen befugt wäre, was als Gesetz den Willen aller Mitglieder des Staats binden soll. Die gesetzgebende Gewalt ist das Hauptelement der Souveränität: denn die Gesetze erheben sich über Alle, sollen Alles beherrschen und dem Staate den Impuls des Lebens geben, so wie sie die Thätigkeit eines Jeden bedingen und beschränken. Hätte Derjenige, der an der Spitze des Staats steht, nicht die gesetzgebende Gewalt ungetheilt, oder wenigstens getheilt, so würde er, so groß auch seine sonstige Gewalt zu seyn schiene, nur der Vollzieher oder der Vollstrecker des Willens Derjenigen seyn, welche ihm oder dem Ganzen Gesetze geben würden. Nur wenn er die gesetzgebende Gewalt in letzter Instanz allein besitzt, hat er wirklich die ganze Souveränität. Da wo sie so getheilt ist, wie in England, kann der König freilich dem Scheine nach nie in die Nothwendigkeit versetzt werden, einem Gesetz, mit welchem er nicht einverstanden wäre, seine Zustimmung zu geben. Entweder hat er es durch das Organ seiner

fung des Budgets zu gebrauchen, um gewisse Gesetzvorschläge durchzusetzen und die Zustimmung des Königs zu Gesetzen, die er eigentlich nicht wollen kann, zu erzwingen. Dieses ist mehr oder minder der Fall in allen Staaten, wo eine Theilung der gesetzgebenden Gewalt und ein Zusammenwirken mehrerer Willen zur Bildung des allgemeinen Willens Statt findet.

Was man durch eine solche Theilung bezweckt, kann man auch, der untheilbaren Einheit der Souveränität und der aus derselben sich ergebenden Kraft des Staates unbeschadet, durch andere einfachere Mittel bewirken. Denn, um der Sache auf den Grund zu gehen, was will, was soll man durch solche künstliche Combinationen wollen? Gewiß nicht, in das Räderwerk des Staates, der eine stete, ununterbrochene, gleichförmige Bewegung erfordert, einen Mechanismus anbringen, vermöge dessen man das bewegende Princip lähmen oder die Bewegung ganz hemmen kann; gewiß nicht, mehrere Kräfte gegen einander aufstellen, von welchen die eine defensiv, die andere offensiv zu verfahren bestimmt wäre, von welchen die erste auf Vertheidigung ihrer selbst beschränkt, die zweite auf Eroberungen angewiesen oder leicht zu solchen verführt werden könnte, oder wo beide abwechselnd beide Rollen spielen sollen: ein Zustand, der zwar die Vortheile eines Kampfes, aber zugleich alle Nachtheile eines geheimen oder offenen Krieges leicht mit sich bringen könnte, nämlich abwechsend Ueberspannung

und Abspannung des Staatsorganismus, und statt besonnener Ruhe die Gährung aller Leidenschaften. Endlich will man gewiß auch nicht durch verwickelte Einrichtungen und unzweckmäßige Theilung Gefahr laufen, da, wo ein schnelles, kräftiges, concentrirtes Handeln zum Heil des Staats nöthig wäre, ein langsames, unsicheres verwickeltes Verfahren herbeizuführen. Was will man denn eigentlich? Verschiedene Instanzen aufstellen, um eine gründliche, freisinnige, alle Verhältnisse berücksichtigende, vielseitige Berathung der Gesetze und der Staatseinrichtungen zu sichern und der Einseitigkeit, sie mag aus Uebereilung oder aus Mangel an Einsicht entstehen, vorzubeugen; man will den Leidenschaften, den Eingebungen der Selbstsucht allen Einfluß auf die Gesetzgebung nehmen, und dabei die Verwaltung und die Regierung auf eine Art theilen, die ihre Geschäfte erleichtert ohne die Einheit des Ganzen zu gefährden. Alle diese Zwecke kann man, ohne die Theilung der Souveränität nothwendig herbeizuführen, durch gutberechnete Institutionen erhalten.

Die Pflichten der obersten Gewalt erstrecken sich im Lande auf Alles, was mit der Sicherheit, der Freiheit und der Handhabung eines Rechtszustandes zusammenhängt. Ihre Befugnisse beruhen auf ihren Pflichten, und stehen mit ihnen im Verhältniß; je ausgedehnter die ersteren sind, um so größer die letzteren. Der Souverän hat immer einen Theil seiner Pflichten und also auch seiner Rechte Anderen übertragen,

und er würde seiner hohen Bestimmung und Stellung unmöglich genügen können, wenn er die riesenhafte Arbeit der Regierung und der Verwaltung nicht theilen und die verschiedenen Verrichtungen der obersten Staatsgewalt erprobten Männern anvertrauen wollte. Allein durch eine solche Uebertragung entledigt er sich nie seiner Pflichten, noch entäußert er seine Rechte. Er allein ernennt, mittelbar oder unmittelbar, seine Diener; er unterwirft sie einer strengen Aufsicht und einer zweckmäßigen Controlle; er bleibt immer Herr, sie abzusetzen, zu versetzen, ihnen das aufgelegte Geschäft abzunehmen, ihrer Amtsthätigkeit bestimmte Formen vorzuschreiben, und in höchster Instanz verbleibt ihm immer die Entscheidung aller Angelegenheiten des Staats. Die allgemeinen Normen und Gesetze gehen von ihm aus. Nur die Anwendung derselben auf einzelne Fälle überläßt er den von ihm gewählten Organen. Auf diese Art sind alle Staatsgewalten Ausflüsse der obersten Gewalt. Alle Zweige der Verwaltung und der Regierung gehen von einem Mittelpunct aus, und vereinigen sich wieder in demselben. So überträgt der König die Rechtspflege Richtern, die zwar von ihm ernannt, aber in ihrem wichtigen Amte von ihm unabhängig sind. Er gibt ihnen die Normen ihres Verhaltens und schreibt ihnen die Formen ihres Verfahrens vor. Er stellt die Gesetze auf, nach welchen sie den Spruch thun sollen, aber er spricht selbst nicht Recht und enthält sich alles Einwirkens und Eingreifens, sogar alles Einflusses auf

die Justiz; und doch wird Recht im seinem Namen gesprochen, und die königliche Gewalt wird immer vom Volke als die erste Quelle alles Rechts betrachtet, die Handhabung einer schnellen, unpartheiischen, strengen Justiz für ihre erste Pflicht gehalten. So überträgt auch der König die mannigfaltigen Theile der Verwaltung des Staats-Vermögens, die obere Leitung der Nationalthätigkeit und die verschiedenen Regierungs-Gegenstände bestimmten Behörden, die er ihren besonderen Zwecken gemäß gestaltet, denen er einen bestimmten Wirkungskreis in gesetzmäßigen Schranken anweiset, und die er in der vorgezeichneten Bahn zugleich in Bewegung setzt und festhält. Eben so können in einer Monarchie Institutionen gebildet werden, durch welche der König eine Berathung der Gesetze, so wie das Recht Vorschläge zu thun, frei gewählten Repräsentanten der verschiedenen Stände überträgt, damit die Gesetze mit den wirklichen Bedürfnissen des ganzen Staats und der einzelnen Provinzen in Einklang gebracht werden. So treten die Gesetze erst dann verbindend auf, wenn sie aus den verschiedenen Gesichtspuncten des Ganzen und der Theile des Staats, der allgemeinen Grundsätze und der Localitäten, der Theorie und der Praxis, besprochen, beurtheilt und vielseitig beleuchtet worden sind.

Durch solche Institutionen wird die Recht- und Zweckmäßigkeit der Gesetze möglichst gesichert, den Irrthümern, den Mißgriffen, den Leidenschaften, die so oft Gesetze eingegeben haben, vorgebeugt; den

Besseren der Nation ein kräftiges, vollwichtiges Organ gegeben; aber die Einheit der obersten Gewalt, die, nachdem sie alle zu beachtenden Stimmen über die wichtigsten Gegenstände gehört und vernommen hat, das Gesetz macht und ausspricht, bleibt ungetheilt und ungeschwächt. Vermöge dieser repräsentativen Formen wird den erwählten Repräsentanten aller Interessen, eine heilsame Einwirkung in die Gesetzgebung eingeräumt, ohne daß die gesetzgebende Gewalt, die immer die Hauptgewalt im Staatsleben ist, zersplittert wird. Der allgemein bindende Wille ruht dann immer allein in der Person des Monarchen, aber dieser Wille geht aus einer freien, umsichtigen, alle Interessen berücksichtigenden und ausgleichenden Berathung hervor. Er umgibt sich mit Licht und Wahrheit. Bevor er die Handlungen Aller unwiderruflich bestimmt, bestimmt er sich selbst nach den Einsichten der Einsichtsvollsten, und bevor er herrschend auftritt, huldigt er der Herrschaft der Vernunft und des Staatsinteresse. Eine solche geläuterte, gründliche, vielseitige Begutachtung aller Gegenstände der Gesetzgebung kann für den Ausspruch der National-Meinung gelten, und hat in ihrem Wesen, so wie in der Form ihrer Entstehung, eine innere, moralische, imponirende Gewalt, welche nothwendig in den Augen des souveränen Gesetzgebers ein großes und in den meisten Fällen ein entscheidendes Gewicht haben wird.

Gedruckt bei A. Petsch.

Neue Bücher,

elche im Verlage von Duncker und Humblot
erschienen sind.

Graphische Darstellungen

ur ältesten Geschichte und Geographie
von Aethiopien und Aegypten.

gr. 8. Mit einem Atlas von 9 Blättern in Royal-Folio. 4 Rthlr.

Dieses Werk des Herrn Generals Rühle von Li-
enstern bildet auch die erste Lieferung eines größern Un-
rnehmens unter dem Titel:

„Universalhistorischer Atlas, oder anschauliche
Darstellung der gesammten Weltgeschichte nach wis-
senschaftlicher Entwickelung, von den frühesten Sagen
bis auf die gegenwärtige Zeit; in Charten, Tabel-
len und anderen graphischen Constructionen,
durch einen ausführlichen Text erläutert;“

m welchem bald mehrere Lieferungen folgen werden. Den
nhalt der hier angezeigten gibt der erste Titel an. Wäh-
nd in Italien, Frankreich, England und Deutschland die
lterthumsforscher mit Erklärung und Entzifferung der Ae-
yptischen Denkmäler beschäftigt sind, welche in diesen
ndern zusammengebracht worden — durch deren Kenntniß
d die in unseren Tagen endlich möglich gemachte Entzif-
rung der Hieroglyphen die Kunde des Alterthums zum Theil
ne neue Gestalt gewinnt — gibt dieses Werk die Ausbeute
eser Studien, indem es allen Denjenigen, welche sich dafür
teressiren, eine Uebersicht der angesammelten Kenntnisse ge-
ährt und ihnen zeigt, wie weit der Vorhang gelüftet ist, wel-
er noch die Chronologie der ältesten Zeit Aegyptens verhüllte.
les demnach, unter Anderen, von Thom. Young, den
ebrüdern Champollion, W. v. Humboldt, Spohn,

[illegible] u. a. m. auf diesem Gebiete geschehen, ist hier zusammengetragen und gewürdigt, und das Erheblichste davon in den Charten, Tabellen und hieroglyphischen Darstellungen zur Anschauung gebracht. Folgendes ist die genauere Angabe des Inhalts:

1. [illegible] geographische Skizze von Aethiopien; mit [illegible] Charten.
2. Ueber Pharaonen-Namen in Hieroglyphen-Schrift; mit [illegible] Darstellungen auf [illegible] Blättern.
3. Zur Chronologie der Pharaonen-Zeit; mit 3 Zeittafeln und [illegible] [illegible] Darstellungen.
4. Ueber die [illegible] Bevölkerung Aegyptens und die [illegible] der Aegypter mit anderen Völkern; mit 1 Charte.
5. Ueber die [illegible]; mit 1 Zeittafel.
6. Zur [illegible] der Pharaonen-Zeit; mit 5 [illegible] Charten.

In der Vorrede erörtert der Herr Verfasser die Ansichten über die Behandlung der Geschichte, und entwickelt den Plan seines historischen Atlasses. Herr Hofrath Heeren, dem bisher in Hinsicht der Bearbeitung der Resul-

das einzeln Erlebte in dem Zusammenhange seyn, worin es hier als berichtigte, von allem Zusatz der Partheisucht gereinigte Thatsache erscheint.

„Der durch seine Geschichte der Deutschen hinreichend bekannte Verf.“ sagt die Hallische Lit. Zeit. (1824. Ergänz. Bl. 140.) „vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltschwere Geschichte unsrer Zeit mit Glück zu erzählen, und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuß.“ Ferner urtheilt über dieses Werk die Leipz. Lit. Zeit. (1823. No. 328.). „Es treten in dem vorliegenden Werke durchgehends als werthvolle Eigenschaften des Verf. hervor: seine würdevolle freimüthige Behandlung eines Stoffes, der unseren Zeiten so nahe liegt; sein unverhohlen ausgesprochenes politisches Urtheil über alle wichtige Personen und Ereignisse, ohne aus ängstlicher Zurückhaltung oder Besorgniß seine Ueberzeugung zu verbergen; und die gleichmäßig gehaltene, edle, männliche, gediegene Form der Darstellung.“

Wie einstimmig über das Verdienst des Werks geurtheilt worden, bezeugen ferner die Beurtheilungen im Lit. Conversationsblatt 1824. No. 146, im Morgenblatt (1824. Literat. Bl. 20 und 1825. No. 16), und viele andere Recensionen, so daß es uns zu wahrer Freude gereichen darf, ein Werk gefördert zu haben, welches als eine Bereicherung der historischen Litteratur anzusehen ist *).

---

*) Die Geschichte unserer Zeit von Menzel, bildet zugleich die Fortsetzung und den Schluß (oder den 11ten und 12ten Band) von Beckers Weltgeschichte. Von der fünften Ausgabe dieses Werks, der ersten vollständigen, durchgängig verbesserten, in größerm Format und zu einem wohlfeileren Preise veranstalteten, sind im J. 1827 die letzten Bände erschienen. Das ganze Werk besteht in dieser Gestalt aus 12 Bänden. Nämlich: Bd. 1 — 3. Alte Geschichte. Bd. 4. 5. Mittlere Geschichte. Bd. 6 — 10. Neuere Geschichte, bis zum Ausbruch der Französischen Revolution. Bd. 11. 12. Die Geschichte unserer Zeit, von Menzel. Es sind davon zwei Ausgaben gemacht worden; nämlich:

Ausgabe in Octav, auf gutem weißen Druckpap. . 15 Rthlr.
Ausgabe in groß Octav, auf feinem Papier . . 18 Rthlr.

Zur
Vermittlung der Extreme
in den
Meinungen;

von

Friedrich Ancillon.

Inter utrumque tene.
OVID. MET. L. II.

Zweiter Theil.
Philosophie und Poesie.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.
1831.

Le seul moyen d'arbitrer des idées opposées et des opinions divergentes est de s'élever au-dessus d'elles dans la région des principes.

CHARRON
de la Sagesse

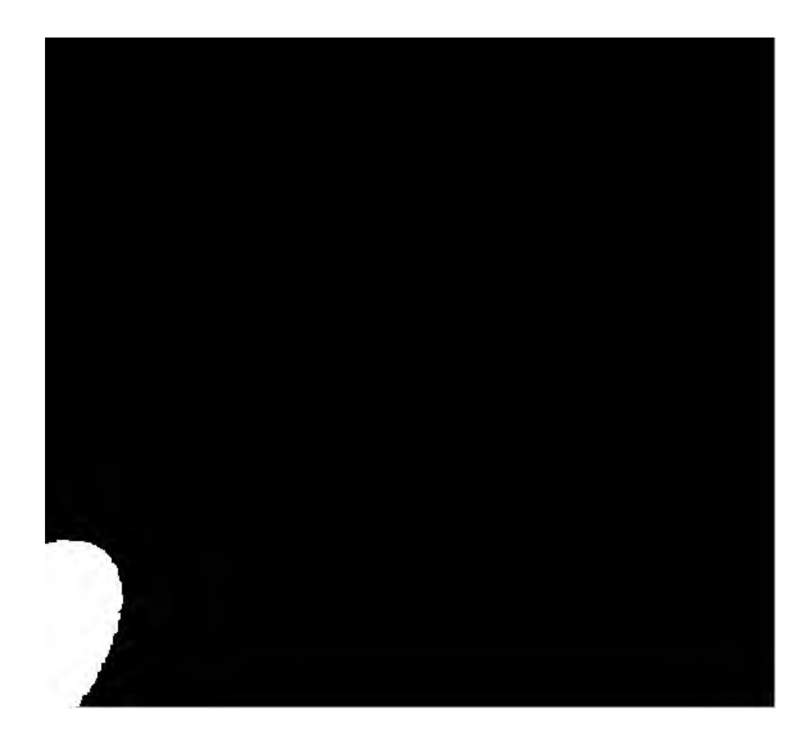
Inhalt.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.



Ueber die

…nzen der Wirksamkeit des Staats.



Die beiden Haupt-Ansichten über den Umfang und die Grenzen der Wirksamkeit des Staats können, mit wenigen Worten, in ihrer grellen Entgegensetzung folgendermaaßen dargestellt werden.

Da die Entwickelung aller Kräfte die eigentliche Bestimmung der Menschheit ist, so muß sie auch der eigentliche Zweck eines jeden wohl eingerichteten Staates sein. Die höchstmögliche Freiheit aller Bewegungen und Handlungen ist das beste Mittel, diesen Zweck und diese Bestimmung zu erzielen. Die Gesetzgebung muß also diese Freiheit aller Individuen beschützen, aber weder durch Verbote noch durch Gebote dieselbe beschränken und leiten wollen.

Zum Gegensatz des vorigen stellt man folgende Sätze auf. Nur eine gewisse, bedingte, beschränkte Entwickelung der Kräfte ist der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft angemessen. Die einzelnen Individuen verstehen sich nicht auf die Natur, das Maaß, den Gang dieser Entwickelung; sich selbst überlassen in dieser Hinsicht, würden sie unfehlbar das Gute und das Wahre verfehlen. Die Gesetzgebung muß ihnen also zur Hülfe kommen und durch Gebote und Verbote alles wo möglich selbst bestimmen, um eine jede

Thätigkeit [illegible] oder zu beschränken: sie muß sich [illegible] und in Wirksamkeit [illegible], [illegible] Vollkommenheit [illegible].

[illegible] einander entgegengesetzten Gesichtspunkte, [illegible] man den Zweck, die Mittel und den Wirkungskreis der Regierung und der Gesetzgebung [illegible], theilen sich die denkende und die politische Welt. Sie haben auf zwei verschiedene Systeme geführt, welche man mit zwei Namen bezeichnen kann, nämlich: das der Positivität und das der Negativität. Beide, wenn sie nur schwarzen Farben und hellen Farben [illegible] werden und man ihnen eine absolute, unbedingte Allgemeinheit zuschreibt, werden einseitig, übertrieben und durch Uebertreibung falsch. Hingegen, wenn man sie mit einander vergleicht, sie wechselseitig beleuchtet und durch



von einander abweichen, und wo sie berichtigt werden können und müssen.

Alle Kräfte im Weltall, sie mögen rein materieller, oder rein geistiger, oder gemischter Natur sein, haben eine Tendenz zur Wirksamkeit; sie streben sich zu offenbaren, sich auszudehnen, sich zu entwickeln. Das gemeinschaftliche Wesen aller Kräfte besteht in diesem Streben und in dem Vermögen zu handeln, welches sich durch das erstere verkündet.

Sobald man sich das Weltall als unzertrennlich von einer unendlichen Intelligenz denkt, so denkt man sich auch die Wirkungen als Zwecke, die Ursachen als Mittel. Man kann mit Recht sagen, daß alles, was ist, sein soll; daß ein jedes Wesen dasjenige zu werden bestimmt ist, was es werden kann, und daß es sich in seiner ganzen Fülle so wie in seiner Eigenthümlichkeit ganz entfalten soll.

Zu ihrer Entwickelung bedarf eine jede Kraft ein dreifaches. Da als Kraft sie immer unsichtbar und übersinnlich ist, so fordert sie Organe, durch welche und auf welche sie wirkt; zweitens einen Stoff, auf welchen sie die Organe anwenden kann und vermöge ihrer ihn bearbeiten; endlich Wegräumung aller Hindernisse, die ihre Wirksamkeit hemmen, und Entfernung von feindseligen Kräften, die, ihr überlegen, sie lähmen oder tödten würden.

Der Mensch, dieser Mikrokosmus, dieser geheimnißvolle Mittelpunkt so verschiedenartiger, materieller, geistiger und gemischter Kräfte, ist demselben Urgesetz

wie alle anderen Kräfte unterworfen, und hat die Bedingungen seiner Wirksamkeit mit allen anderen gemein.

Die Natur hat ihm in seinen mannichfaltigen künstlichen Organen herrliche Werkzeuge geschenkt, die Natur bietet ihm auch in ihren Producten einen unerschöpflichen Stoff dar, auf den er seine Werkzeuge richten und den er in das Unendliche bearbeiten kann. Allein sie stellt ihm auch große, ja dem Einzelnen unübersteigliche Hindernisse entgegen, und er ist von Kräften umgeben, die gegen die seinigen einen schweren und verderblichen Krieg führen.

Diese Kräfte sind entweder materielle und thierische Kräfte, welche Wesen verschiedener Natur und Gattung angehören, oder es sind Kräfte der Wesen, die dem einzelnen Menschen gleich, die wie er ausgerüstet und begabt sind, und in denen er sich selbst gewissermaaßen wiederfindet und erkennt.

Die Kraft eines jeden einzelnen Menschen ist den Kräften der ihn umgebenden Natur so wenig gewachsen, daß er ohne die Hülfe, den Beistand, die Mitwirkung anderer Menschen der Naturnothwendigkeit unterliegen müßte.

Auf der andern Seite, sobald der einzelne Mensch in der sinnlichen Welt mit anderen Wesen seiner Gattung in Berührung kommt oder zusammentrifft, wird die Freiheit seiner Bewegungen und die Wirksamkeit seiner Kraft durch die Freiheit und die Wirksamkeit der anderen Menschen gehemmt oder beschränkt.

Da die Freiheit, aus der Natur des Menschen entspringend, nicht der ausschließliche Besitz eines Einzelnen, sondern das Gemeingut Aller ist, so beschränken sie sich wechselseitig, und die Freiheit eines jeden einzelnen Menschen darf sich nur bewegen, in so fern sie die Bewegungen der Freiheit der anderen nicht beeinträchtigt. Da ein jeder das Recht hat, sich zu bewegen und zu handeln, so hat auch ein jeder die Pflicht, dieses Recht bei den anderen nicht zu verletzen. Diese wechselseitige Beschränkung der Freiheit ist die erste und unabläßliche Bedingung des Daseins der Freiheit; sie ist ohne die Gerechtigkeit nicht denkbar, und ohne dieselbe wäre sie nur eine wilde, ungezügelte, sich selbst zerstörende Kraft.

Allein, so wenig der einzelne Mensch den Kampf mit den Naturkräften glücklich bestehen kann; so wenig er, sich selbst überlassen, dieselben sich dienstbar machen kann: eben so wenig kann er hoffen, seine Freiheit gegen den unrechtmäßigen Andrang und Angriff der Freiheit seiner Mitmenschen sicher zu stellen. Weit entfernt, diese Sicherheit zu besitzen, lebt er in der beständigen Gefahr, durch den Mißbrauch, den die Anderen von ihrer Freiheit machen oder machen können, die seinige zu verlieren, da die physischen und geistigen Kräfte der Einzelnen ungleich sind, so wie die Umstände, unter welchen sie auftreten. Aus diesem Verhältniß des Einzelnen gegen die Natur und gegen die anderen Menschen, entsteht aus der menschlichen Natur ein zu allen Zeiten und unter allen Zo-

nen gleich dringendes doppeltes Bedürfniß: einmal, durch die Verbindung mehrerer Menschen mit einander eine Gesammtkraft zu bilden, die es versuchen kann, sich mit der Natur zu messen, und sie zu beliebigen Zwecken zu brauchen: und zweitens, um zu verhindern, daß der einzelne Mensch in dieser Verbindung mit Anderen zu gemeinschaftlichen Arbeiten, von diesen seinen Mitmenschen verletzt und aufgerieben werde, eine schützende Gewalt aufzustellen, die durch gesetzmäßigen Zwang, durch eine kräftige und strenge Handhabung des Rechts, die Freiheit Aller sichert.

Aus diesen zwiefachen Bedürfnissen sind die Gesellschaft und die bürgerliche Ordnung entstanden, und die Regierungen haben sich gewissermaaßen von selbst gebildet, um diesen doppelten Zweck zu erreichen. Die Menschen haben unter sehr mannichfa-

Arbeit, die Nahrungsart und die täglichen Verrichtungen der Menschen. Die positive Einwirkung der Regierungen kannte beinah keine Grenzen. Nicht allein beschützten sie die Kräfte eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft gegen die ungerechten, wilden Ausbrüche der Kräfte der anderen; sondern sie gaben allen Kräften ihre Richtung, bezeichneten ihnen mit scharfen Umrissen ihre Sphäre, und nahmen sie alle in Anspruch, um die verschiedenen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen.

Die ganze Geschichte der alten Welt bestätigt und beweiset, daß bei'm Beginn und der ersten Entwickelung der Gesellschaft diese Ansicht die herrschende war, daß die Regierungen ihrer Vormundschaft, ihren Pflichten, so wie ihren Rechten einen unbeschränkten Spielraum anwiesen, und in der Kindheit der Völker sie als Kinder behandelten. Bei den Indiern, bei den Aegyptiern, bei den Juden, wo die Gewalt in den Händen des Priesterstandes, und die Regierung rein theokratisch war, flossen die Religion und die Gesetzgebung zusammen. Die Religion wurde von dem weltlichen Arm unterstützt, und gehandhabt als wäre sie ein Staatsgesetz, und die bürgerliche Gesetzgebung wurde, wie der Ausspruch der Gottheit selbst, wie eine Religion gepredigt, geachtet, behandelt. Der Glaube, wie der Gottesdienst, wurden befohlen; der Mangel des einen, so wie die Vernachlässigung des andern, bestraft; die Menschen in Kasten getheilt, deren jede ihre beson-

setzes der Entwickelung des Menschengeschlechts; alle nehmen diese Richtung; ihr Streben geht dahin; man kann es ungerechter- und unklugerweise hemmen oder mit Freisinnigkeit und Besonnenheit befördern. Aber das erstere ist nicht ohne Gefahr für die Regierungen, die dieses Wagestück versuchen, und bleibt immer ein Unglück für das Volk, das man auf diese Art in einer immerwährenden Kindheit zu erhalten trachtet. Trotz dieser Mißgriffe und Verirrungen bricht doch früher oder später die den Menschen inwohnende Kraft durch die engen und willkührlichen Schranken, die man ihr setzt. Das ewige Gesetz der Entwickelung der Wesen siegt über die kleinliche Vorsicht und die ohnmächtige Gewalt schlecht berathener Herrscher; das Menschengeschlecht thut einige Schritte weiter, und indem die Einzelnen im Staate unter dessen schützender Aegide die Sphäre ihrer freiwilligen Thätigkeit erweitern, macht alles eine progressive Bewegung und schreitet vorwärts.

Wir haben gesehen, daß die Staaten in ihrem Beginnen mit der größtmöglichen Positivität der Gesetzgebung, und einer sich auf alle Zweige des menschlichen Lebens beziehenden Einwirkung von Seiten der Regierung angefangen haben; — eine Positivität, welche von Seiten des Volks und der Einzelnen eine totale Negativität voraussetzte oder herbeiführte. Der Endpunkt, der diesem Ausgangspunkte entgegensteht, wäre nach dem Ideal, das Viele sich davon entworfen, die größtmögliche Negativität von Seiten der

Regierungen und die größtmöglichste Positivität oder unbeschränkte freie Thätigkeit von Seiten der Regierten. In diesem Zustande, auf dem höchsten Gipfel der Entwickelung, würde alles der Wahl, der Einsicht, dem Willen der Einzelnen übertragen oder überlassen, und das Gedeihen der Gesammtheit weit besser durch solche Freigebung aller Zwecke und aller Mittel, als durch Gebote und Verbote befördert und gesichert sein. Die geistigen, übersinnlichen Interessen der Menschheit würden auf diesem Wege mit dem glücklichsten Erfolge gepflegt werden, und die materiellen, sinnlichen Interessen, weit entfernt darunter zu leiden, würden mit ihnen gleichen Schritt halten. Die Bedürfnisse, die in der Natur des Menschen begründet sind, und die aus seinen verschiedenen Vermögen und Fähigkeiten sich ergeben, würden nach oder mit einander sich entwickeln, wahrgenommen werden und zur Sprache kommen. Ein jedes Bedürfniß würde den ihm entsprechenden Gegenstand suchen und finden, die ihm angemessene Thätigkeit hervorrufen. Alle möglichen Arbeitsarten und eine in das Unendliche übergehende Theilung der Arbeiten würden den in das Unendliche sich vervielfältigenden Bedürfnissen höherer oder niedrigerer Gattung Befriedigung gewähren. Was Keinem frommet, was Keiner begehren, wünschen, genießen mag, würde weder in der Natur aufgesucht, noch durch die Kunst hervorgebracht werden. Das Angenehme, das Nützliche, das Wahre, das Schöne,

das Heilige würde sich bis zur Vollendung entfalten. Wäre die Gesellschaft zu diesem idealischen Zustand, der in die Wirklichkeit nie ganz übergehen kann, gelangt, so wären die menschlichen Kräfte in ihrer vollen und zweckmäßigsten Wirksamkeit. Dann bringt der Boden alles hervor, wozu er sich eignet; ihm werden alle die Producte, die er tragen kann, abgewonnen, in so fern sie einen ausgedehnten, leichten, sichern, vortheilhaften Markt finden. Die Gewerbe erfinden, verrichten, vervollkommnen alle Gegenstände, die gesucht und gewünscht werden, ja sie kommen den Forderungen der Sinne entgegen, und erwecken die Bedürfnisse, um ihnen zu genügen. Der Handel bahnt sich neue Wege, und wählt diejenigen, die ihm einen sicheren Absatz und einen bequemen Austausch der Waaren gewähren. Ein jeder kauft außerhalb oder innerhalb des Staats was er will und wo er will, nachdem er hofft und glaubt, die Dinge, die er bedarf, besser und wohlfeiler zu beziehen. Ein jeder verkauft was er will und wo er will, da, wo er sich überzeugt hält, daß ihm die höchsten Preise seiner Speculationen und Bemühungen zu Theil werden, oder wie es seine Lage, seine Convenienzen, seine Verhältnisse von ihm erheischen. Durch diesen unbeschränkten Verkehr kommen, vermöge des Ueberschusses der Production eines jeden über die Consumtion, neue Capitalien zum Vorschein, und werden wieder als Betriebscapitalien auf andere Arbeiten und neue Zweige der Industrie angewendet.

Aus dieser freiwilligen, nach allen Richtungen sich
ewegenden Thätigkeit macht der Nationalreichthum
nd der Wohlstand der Einzelnen rasche Fortschritte;
urch alle Stände verbreitet sich ein reges Leben. Die
nnlichen Genüsse, die materiellen Zwecke finden eine
ichhaltige Befriedigung in dem steten Zufluß man-
ichfaltiger Mittel, sie zu erreichen oder zu erfüllen.
ein unschuldiger, natürlicher Trieb wird unterdrückt,
ine Kraft unbenutzt gelassen, kein Talent erstickt,
in Vermögen und keine Fähigkeit verachtet. In
eser Periode der Gesellschaft erwachen bald höhere
Bedürfnisse: der Geist fordert edlere Nahrung, die
hantasie nimmt an Empfänglichkeit zu, das Gemüth
hnt sich nach Gegenständen, die es nicht allein be-
häftigen, sondern immer mehr beleben. Da das
hysische Leben angenehm, leicht, sicher dahinfließt, so
itt das geistige, moralische Leben vor, und macht
ine Ansprüche gültig. Ein allgemeiner Sinn für
inere Bildung verbreitet sich, wie ein rascher Umlauf
s Bluts oder ein electrischer Funke durch alle Adern,
die Masse des Volks, und viele unter den von
r Natur und den Umständen Begünstigten besitzen
e Muße, die Mittel und den Trieb zu der Cultur
r Wissenschaften und der schönen Künste. An-
nglich pflegt man nur das Wissen, in so fern es
r productiven Arbeit zweckmäßigere Werkzeuge,
ssere Stoffe und vollkommnere Vorrichtungen dar-
etet. Aber bald geht man weiter; man merkt, daß
n der Oberfläche der Dinge sich nicht viel schöpfen

läßt; man dringt tiefer in's Wesen derselben ein, und da die Natur eine große Einheit, das Weltall ein Ganzes bildet, und alle Zweige des Wissens in einem engen Zusammenhang unter sich, nur Zweige einer und derselben Wurzel sind, so werden bald alle Wissenschaften harmonisch entwickelt und nach allen Richtungen angebaut. Je mehr sie an Umfang, an Höhe, an Tiefe zunehmen und gewinnen, um so weniger kann Einer das Ganze umfassen. Die producirende Arbeit wird auch in dieser Hinsicht in das Unendliche getheilt, und damit kein Theil des unermeßlichen Feldes vernachläßigt werde, wendet ein Jeder seine Kräfte und seine Zeit nur auf einen kleinen Theil desselben an. So wie die reine Liebe zur Wahrheit, so erwacht auch auf dieser Stufe der Cultur der reine Sinn für das Schöne. Nachdem für die nothwendigen Bedürfnisse, für das sinnliche Vergnügen, für die Gemächlichkeiten des Lebens, für das Nützliche in dem weitesten Sinn des Worts bis zum Ueberfluß gesorgt ist, strebt der Mensch nach Genüssen feinerer, edlerer, dauerhafterer Art, und alle die Künste, die vermöge der sinnlichen Eindrücke die Phantasie beflügeln, das Gemüth bewegen und erheben, und Beide mit dem Verstand und den Ideen der Vernunft in Einklang bringen, treten hervor und erschaffen unsterbliche Werke. Die große Mehrheit sucht zwar nur in der Kunst Mittel, die Zeit zu verkürzen und die Langeweile zu vertreiben; sie bedient sich der Kunst, um irgend einem Zweck nachzujagen. Allein die Erkohrnen

und

Aus dieser freiwilligen, nach allen Richtungen sich bewegenden Thätigkeit macht der Nationalreichthum und der Wohlstand der Einzelnen rasche Fortschritte; durch alle Stände verbreitet sich ein reges Leben. Die sinnlichen Genüsse, die materiellen Zwecke finden eine reichhaltige Befriedigung in dem steten Zufluß mannichfaltiger Mittel, sie zu erreichen oder zu erfüllen. Kein unschuldiger, natürlicher Trieb wird unterdrückt, keine Kraft unbenutzt gelassen, kein Talent erstickt, kein Vermögen und keine Fähigkeit verachtet. In dieser Periode der Gesellschaft erwachen bald höhere Bedürfnisse: der Geist fordert edlere Nahrung, die Phantasie nimmt an Empfänglichkeit zu, das Gemüth sehnt sich nach Gegenständen, die es nicht allein beschäftigen, sondern immer mehr beleben. Da das physische Leben angenehm, leicht, sicher dahinfließt, so tritt das geistige, moralische Leben vor, und macht seine Ansprüche gültig. Ein allgemeiner Sinn für feinere Bildung verbreitet sich, wie ein rascher Umlauf des Bluts oder ein electrischer Funke durch alle Adern, in die Masse des Volks, und viele unter den von der Natur und den Umständen Begünstigten besitzen die Muße, die Mittel und den Trieb zu der Cultur der Wissenschaften und der schönen Künste. Anfänglich pflegt man nur das Wissen, in so fern es der productiven Arbeit zweckmäßigere Werkzeuge, bessere Stoffe und vollkommnere Vorrichtungen darbietet. Aber bald geht man weiter; man merkt, daß von der Oberfläche der Dinge sich nicht viel schöpfen

läßt; man dringt tiefer in's Wesen derselben ein, und da die Natur eine große Einheit, das Weltall ein Ganzes bildet, und alle Zweige des Wissens in einem engen Zusammenhang unter sich, nur Zweige einer und derselben Wurzel sind, so werden bald alle Wissenschaften harmonisch entwickelt und nach allen Richtungen angebaut. Je mehr sie an Umfang, an Höhe, an Tiefe zunehmen und gewinnen, um so weniger kann Einer das Ganze umfassen. Die productive Arbeit wird auch in dieser Hinsicht in das Unendliche getheilt, und damit kein Theil des unermeßlichen Feldes vernachläßigt werde, wendet ein Jeder seine Kräfte und seine Zeit nur auf einen kleinen Theil desselben an. So wie die reine Liebe zur Wahrheit, so erwacht auch auf dieser Stufe der Cultur der reine Sinn für das Schöne. Nachdem für die nothwendigen Bedürfnisse, für das sinnliche Vergnügen, für die Gemäch-

gie der individuellen Thätigkeit. Von dem Zeitpunkt an, den wir oben bezeichnet haben, wo die angehenden Völker, um aus der tiefsten Barbarei sich zu erheben und der Unwissenheit entrissen zu werden, einer strengen, ununterbrochenen, sich über alles erstreckenden Vormundschaft unterworfen waren und sein mußten, um zur Selbstständigkeit erzogen zu werden, bis zu dem Standpunkte, auf welchem die gebildeten Völker sich heutzutage in Europa befinden, hat man in der Bahn der freien Bewegung aller Kräfte große Fortschritte gemacht. Die drei letzten Jahrhunderte haben in dieser Hinsicht alle ihre Vorgänger weit überflügelt, und die neuere Welt erscheint hier der alten weit überlegen. In den großen despotischen Monarchien des Alterthums ging alles von der Regierung aus. In der Regel schlaff in ihrem Wirken, that sie wenig von dem was sie hätte thun können und sollen, ob sie sich gleich eine wahre Allgewalt anmaaßte. Noch öfter verfuhr sie unzweckmäßig ohne Verstand und Einsicht gegen, nicht für das Wohl des Ganzen. Aber auch in den freien Staaten Griechenlands und in Roms schönen Zeiten, wo die Staatsbürger einen großen Antheil am Gemeinwesen hatten und die Gesetzgebung von ihnen ausging, waren sie nicht allein die kleinere Zahl gegen die große Mehrzahl der Sclaven, sondern auch für die Freien griff die Gesetzgebung gebietend und verbietend, bestimmend und beschränkend in alle Verhältnisse ein, die der Einsicht und dem Willen der Ein-

zelnen hätten überlassen bleiben sollen, und legte in Hinsicht der Religion, der Erziehung der Kinder, so wie in Hinsicht der Gewerbe und des Handels, der freien Thätigkeit der Einzelnen Fesseln an, welche die Entwickelung der Kräfte lähmten oder hemmten und das Leben mit engen Schranken umgaben.

Die christliche Religion, aus deren Schooß die ganze heutige Civilisation hervorgegangen ist, hat durch ihre positiven Lehren, und den Geist der ihr ganzes Wesen durchdringt, dem menschlichen Geschlecht einen neuen Schwung gegeben und eine neue Richtung verliehen. Diese Religion der Freiheit hat die Sclaverei, die in der alten Welt vorherrschend war, abgeschafft, den Frauen ihre Würde zurückgegeben, indem sie ihnen heilige Rechte einräumte. Diese Religion der Sittlichkeit hat das ethische Reich begründet und dessen Gebiet ausgedehnt, viele Verhältnisse und Handlungen, die früher dem juridischen Zwang unterworfen waren, unter das sanftere Joch der moralischen Gesetze gestellt, und der freiwilligen innern Nothwendigkeit vieles zugewiesen, was früher eine äußere eiserne Nothwendigkeit mit Gewalt erzwang. Dadurch hat sie in das Leben der Staaten und in das große gesellschaftliche Treiben neue Mittel, neue Kräfte, eine wahre Emancipation gebracht, und eine große Veränderung in dem wechselseitigen Einfluß und der Thätigkeit der Regierungen und der Einzelnen bewirkt. In den neueren Staaten trachten die Regierungen und müssen dahin im-

mer mehr streben, ihren unmittelbaren Wirkungs-kreis zu beschränken, den der Einzelnen zu erweitern, und ihnen frei zu geben, was früher von den höchsten Potenzen des Staats ausging und ausgehen mußte. Daher giebt es denn bei uns, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten, auch in den Monarchien, für die Einzelnen eine größere Masse von individueller Freiheit. Mit Ausnahme derer, die durch einen förmlichen Vertrag bestimmte Verpflichtungen gegen den Staat übernommen, und einen Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte, ja die Unabhängigkeit ihrer Person veräußert haben, thun im Grunde die meisten ihren eigenen Willen, oder vielmehr alles was das Maaß ihrer Kräfte und ihrer Mittel ihnen erlaubt, und treffen nur dann auf die Gesetze und die Schranken derselben, wenn sie in die Versuchung gerathen und auf dem Punkt stehen, die Freiheit der Anderen zu verletzen. Ein jeder kann den Stand und das Gewerbe wählen, zu welchem sein Talent und die Umstände ihn hinneigen; er kann es treiben, wie sein Interesse und seine Einsicht es ihm eingeben; er kann nach Belieben kaufen und verkaufen, diese oder jene Unternehmungen machen, und sie wieder aufgeben; sich der Arbeit oder dem Müßiggange hingeben, seinem Sinn und Geschmack gemäß seine Vergnügungen bestimmen und ordnen. Er heirathet, zeugt Kinder, leitet ihren Unterricht und ihre Erziehung nach der von ihm oder von ihnen vorgezogenen Bestimmung. Seine Religion ist das Werk

seiner Ueberzeugung, und sein Gewissen entscheidet über die Art wie er seinen Gottesdienst verrichtet. Er befolgt in den Wissenschaften und in den Künsten den Weg, der ihm der angemessenste und der zweckmäßigste scheint; er verwaltet sein Vermögen wie er es versteht, und sein Wille in Hinsicht der Anwendung desselben wird selbst noch nach seinem Tode befolgt. Da wo seine Kräfte nicht ausreichen, verbindet er sich mit Anderen, und bildet mit ihnen Vereine zu beliebigen Zwecken, zu großen und weit aussehenden Speculationen; da wo sein Capitalvermögen ungenügend wäre, findet er Theilnehmer, die unter verschiedenen Formen ihre Betriebsmittel mit den seinigen vereinigen, um die Gefahr und den Gewinn gemeinschaftlich zu theilen; und es entstehen auf diese Art Stiftungen, Institute, Bauten, Schöpfungen

So sehr auch diese Ansicht des jetzigen Zustandes oder des jetzigen Strebens der Staaten in Europa ihre Richtigkeit hat; so weit auch in künftigen Zeiten es zu erwarten steht, daß den Kräften der Einzelnen und ihrer Selbstbestimmung die Regierungen immer mehr einräumen und überlassen werden, und das allgemeine Wohl aus der sich immer weiter ausdehnenden Sphäre der persönlichen individuellen Freiheit eines Jeden hervorgehen wird, so würde doch dem Staate die Verpflichtung der Gesammtrichtung und des Gesammtschutzes aller individuellen Kräfte verbleiben; die Nothwendigkeit, durch Gesetze und Anordnungen alle Hindernisse aus dem Wege zu schaffen, welche der Thätigkeit der Einzelnen unnöthige Fesseln anlegen könnten, der nöthige Spielraum der zwingenden Gewalt, die erforderlich ist, um die Rechte Aller zu sichern, werden immer in den Augen jedes Unbefangenen zu den heiligsten Rechten und Pflichten der Regierungen gehören.

Ich sage, die Gesammtrichtung. In einem jeden lebendigen, organischen Staate giebt es eine Menge Handlungen, die gethan, eingeleitet oder vorbereitet, und viele Einrichtungen die getroffen werden müssen, zu welchen weder die Einsicht, noch der Wille, noch die Kräfte der Einzelnen hinreichen würden. Diese gehören in das Gebiet der Staatsgewalt, und können allein von ihr ausgehen. Der Einzelne steht in der Regel zu niedrig, um einen weiten Gesichtskreis zu umfassen. Er sieht wol ein was ihm frommt, und

[illegible] für sich sein Vermögen [illegible] allein indem er seine [illegible] ohne sein Wissen, [illegible] und dadurch ge- [illegible] Die Regierung, als [illegible] kann dieses übersehen, [illegible] dieser Gefahr vorge- [illegible] auch wenn er sich mit [illegible] Kräfte genug, um ge- [illegible] den Einzelnen so [illegible] nothwendig sind. Die Regierung, welche die Gesammtheit [illegible], [illegible] kann sie allein im Stande, solche [illegible] zu [illegible], welche [illegible] zu [illegible] allgemeinen Veranstaltungen zu [illegible]. Daher auch könnte der selbstsüchtige Wille

zu den anderen Staaten, der einheimischen Thätigkeit einen größern, sich stets mehr ausdehnenden Markt zum Absatz der Waaren verschaffen, öffnen, sichern, indem er anderen Völkern dieselben Vortheile in seinem Gebiet zugesteht, ertheilt, und den wechselseitigen Austausch auf die Basis der Reciprocität begründet. Auch kann die Regierung gegen die Staaten, die dem Prohibitionssystem in seiner ganzen Strenge getreu geblieben sind, und ihren Markt den anderen hermetisch verschließen, nicht allein durch Schutzsteuern die Production ihrer Unterthanen gegen die Einführung der Producte des Auslandes befördern, sondern auch durch eine momentane Sperrung des eigenen Markts engherzige und unverständige Regierungen eines Bessern leicht belehren und zu liberalen Ansichten zurückführen. So kann der Staat, der das ganze Land in seinem Ueberblick und in seiner Vorsorge umfaßt, und der die Bedürfnisse aller, und die Mittel, sie zu befriedigen am besten kennt, am zweckmäßigsten entscheiden, wie, wann, und wo neue Kunststraßen angelegt, neue Kanäle gegraben, neue Communicationen eröffnet werden sollen, und überhaupt durch Erleichterung, Abkürzung, Vervielfältigung der Verbindungen des Landes mit allen anderen Ländern, die Production auf eine schnelle Art begünstigen, indem er die Nachfrage der Waaren und den Absatz derselben von allen Seiten vermehrt. So kann der Staat, der als Einheit und Gesammtheit eigene Bedürfnisse hat, der tüch-

tige, geschickte, gut unterrichtete Verwalter, gründliche, umsichtsvolle, practische Rechtsgelehrte, wissenschaftlich gebildete Aerzte, fromme, in die Theologie eingeweihete, beredte Religionslehrer braucht, Schulen und Universitäten errichten, und Pflanzschulen des Wissens in allen verschiedenen Fächern anordnen. Zu solchen Instituten würden die Kräfte und die Einsicht der Einzelnen nicht hinreichen. Die Regierung allein, der alle Mittel zu Gebote stehen, ist solchen großen Zwecken gewachsen. So kann der Staat auch in Hinsicht der Fortschritte der Wissenschaften und der Künste selbst manches thun, was der Einzelne gar nicht, oder nicht so gut thun würde. Freilich im Schooß eines hochcultivirten, reichen, für alle Arten von Thätigkeit, Entwickelung und feinern Genuß empfänglichen Volks erwacht bald die Liebe zum Wissen, und ein reger Trieb für alles Geistige, Schöne, Großartige. Und aus dieser Liebe, aus diesem Triebe entstehen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, Erfindungen in den mechanischen, Schöpfungen in den höheren Künsten, die wie von selbst aus den Bedürfnissen und dem Genie hervorgehen. Allein auch bei einem solchen Volke kann der Staat noch vieles leiten, angeben, belohnen, und von ihm hängt es ab, alle Talente, wo nicht zu erschaffen, doch hervorzurufen; nicht über ihre Bestimmung soll er entscheiden, aber die Erreichung derselben erleichtern; nicht sie in einem gewissen Geleise festhalten, sondern vielmehr alle Schranken so viel als möglich von

ihnen entfernen, und vermittelst der Beschäftigung die er ihnen giebt, der Achtung und der gehörigen Würdigung die er ihnen schenkt, sie zu großen Werken aufmuntern, und unter ihnen eine alles belebende Nacheiferung erregen und nähren.

Aus diesem allen folgt, daß auch in den Staaten, in denen eine rasche, hohe, durch alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens sich erstreckende Cultur statt findet, und wo dem freien Willen und der einsichtsvollen Thätigkeit der Einzelnen vieles überlassen bleibt, doch noch manches der Gesammtleitung der Regierung zu thun übrig bleibt. Obgleich die freiwillige Thätigkeit des Volks mit der Entwickelung desselben immer zunimmt und zunehmen soll, so kann und soll es sich doch nicht aller positiven Mitwirkung des Staats entziehen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Regierungen berechtigt und verpflichtet sind, alles von ihrer hohen Stellung aus selbst und allein zu thun, was die Einzelnen, es sei nun getrennt oder in engerer, freiwilliger Verbindung mit Anderen, gar nicht, wenigstens nicht so gut, so leicht, so zweckmäßig verrichten würden. Im Allgemeinen läßt sich aber nicht bestimmen, auf welche Gegenstände, auf welche Art, zu welcher Zeit die Regierung in einem jeden Staate einschreiten darf oder muß. Die wechselseitigen Schranken, welche die Sphäre des Gemeinen- und des Privatwesens, der Gesammt- und der individuellen Wirksamkeit bestimmen und begrenzen, sind von Natur beweglich, und verengen

[illegible] ist, den einzelnen Verhältnissen ei-
nes jeden Volks mit der Stufe seiner intellec-
tuellen und moralischen Bildung gemäß. Die De-
markationslinie zwischen der einen und der andern
kann nicht auf eine scharfe, sichere, feste Art ge-
zogen werden. Eine mögliche, verständige, den
wahren Zweck der bürgerlichen Gesellschaft stets nach-
strebende Regierung wird sie von selbst treffen, und
sie zu einer jeden Periode des Daseins des Volks mit
geschickter Hand sich selbst vorzeichnen; eine schlaffe,
[illegible] [illegible], oder eine despotische, tyranni-
sche wird diese Linie geflissentlich oder unbewußt doch
immer verfehlen. Es wäre überflüssig die eine, es
wäre [illegible] und unnütz die andere dieser Regierun-
gen belehren zu wollen.

Könnte auch je ein Zeitpunkt eintreffen für ic-

und mit einer festen Hand und der gehörigen physischen Kraft die Aufrechthaltung dieses Rechtszustandes sichern: dieses wird immer der Hauptzweck wie die heiligste Pflicht aller Regierungen, die ihres hohen Berufs sich bewußt sind, bleiben und bleiben müssen. Welches auch die Formen der Staaten sein mögen, wird es immer die allgemeine und nothwendige Bedingung ihres Lebens sein und immer als ewige Wahrheit sich bewähren, daß die Rechte Aller nur dann Wirklichkeit, Haltung und Dauer erhalten, wenn sie von oben bestimmt und beschützt werden; daß gesetzmäßiger Zwang das Princip der bürgerlichen Ordnung sei, und daß die politischen Formen diese heilige Ordnung verbürgen sollen. In dieser Hinsicht kann ein Volk, so sehr es auch in der Laufbahn der Civilisation vorgerückt sein mag, einer starken Regierung nie entbehren; in dieser Hinsicht können die Einzelnen sich nie selbst berathen und helfen, und es kann nie eine sogenannte Mündigkeit der Individuen eintreten. Die Sittlichkeit der Mitglieder einer Gesellschaft, wären sie auch höchst ausgebildet, wird und kann nie den Rechtszustand ersetzen; im Gegentheil, mit der Entwickelung der intellectuellen Kräfte, mit der Vermehrung und Vervollkommnung aller Gegenstände, welche die sinnlichen Neigungen ansprechen, vermehren sich auch die thierischen Triebe, die sinnlichen Leidenschaften, die Verleitung zu ungerechten Handlungen, die Kunst, auf Kosten der Rechte seiner Nebenmenschen

eigennützige Zwecke zu erzielen, vervielfältigen sich die Verbrechen und die Vergehen und halten Schritt mit der Entwickelung der Kräfte. Bei einem Volke, welches auf einer solchen Stufe steht, kann man weniger der Sittlichkeit vertrauen, als bei einem einfachen, armen, in seiner Thätigkeit von der Natur beschränkten Volke; das erste bedarf mehr als das andere strenger Gesetze und einer kräftigen Regierung, damit das Uebergewicht der Intelligenz oder des Vermögens die Freiheit, so wie das Besitzthum der Schwächern, nicht bedrohe und gefährde.

Um auf den Punkt, von welchem wir beim Anfang ausgegangen sind, wieder zurückzukommen, ergiebt sich also als Schlußsatz der Untersuchung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats, daß die beiden entgegengesetzten Systeme darüber, nämlich das der größtmöglichen Negativität und das der größtmöglichen Positivität der Wirksamkeit des Staats in ihrer schroffen Absonderung beide unrichtig sind, und sich wechselseitig beschränken und ergänzen. Die Wirksamkeit der Staatsgewalt, hätte sie auch nur einen negativen Zweck, nämlich den: immer mehr ihre eigene Sphäre zu beschränken, und nichts zu thun oder zu dulden, was die Freiheit unnützer- oder schädlicherweise einengen, oder lähmen und gefährden könnte, müßte doch immer eine große positive Wirksamkeit haben, entweder um die Gesammtleitung oder den Gesammtschutz Allen angedeihen zu lassen.

Wir haben schon die heutige Lieblingslehre der

Mündigkeit der Völker berührt. Wegen ihrer engen Verbindung mit dem abgehandelten Gegenstand, verdient sie hier eine nähere Beleuchtung.

Könnte es ein mündiges Volk geben, so würde es in Gesellschaft leben, ohne einer gesellschaftlichen Ordnung eigentlich unterworfen zu sein; einer solchen würde es nicht bedürfen. Die Gewalt der Vernunft, die Abwesenheit oder die Beherrschung der Leidenschaften, die klare und deutliche Einsicht in seine wahren Interessen, würden bei einem solchen Volke eine jede zwingende Gewalt unnöthig oder unnütz machen. Allein die productive Arbeit, die in einer jeden Gesellschaft die große Mehrheit der Individuen immer ausschließlich beschäftigen wird, und alle ihre Kräfte in Anspruch nimmt, entwickelt zwar mannichfache Talente in Hinsicht der Bearbeitung der materiellen Welt, hemmt aber oder erschwert die Entwickelung des Geistes in anderen wesentlichen Punkten. Ohne vielseitige Bildung, ohne moralische Haltung, ohne eine tiefere Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche sich zu erwerben für die Mehrzahl der arbeitenden Klassen an Unmöglichkeit grenzt, bleibt ein Volk immer unmündig. Auch in den Klassen, worin eine allgemeinere Kultur gedeiht, nehmen die Leidenschaften und die Laster des Volks öfters in einer schnellen Progression zu, und verhindern die Mündigkeit desselben. Die Fortschritte der Bildung selbst bringen neue Bedürfnisse hervor; diese Bedürfnisse erregen mannichfache Begierden, und

[illegible]

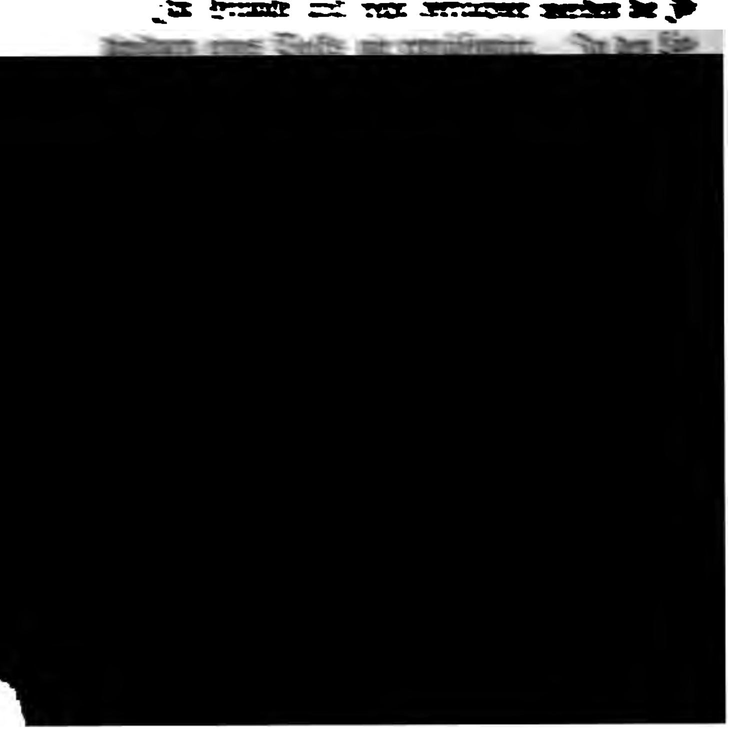
[illegible]

ist man von dem Grundsatz ausgegangen, daß die Masse des Volks, aus Mangel der nöthigen Unabhängigkeit und der nöthigen Kenntnisse, welche in der Regel ein gewisses Vermögen den Einzelnen allein gewähren kann, sogar unfähig sei, zur Wahl der Repräsentanten mitzuwirken, und daß folglich die Verfassung ihr dieses Recht entziehen müsse. Daher hat man allenthalben bei Festsetzung der repräsentativen Formen Bedingungen der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit aufgestellt; Bedingungen, die, von dem Interesse des Volks angegeben und hergenommen, allein gute Wahlen herbeiführen können. Die Wahlgesetze beruhen allenthalben auf dieser Grundlage, und also setzen sie alle die Unmündigkeit des Volks voraus. Wenn man auch annehmen wollte, daß alle männliche Individuen in einem Volke zur Wahl der Repräsentanten desselben berufen sein könnten, was würde das zu Gunsten der abgeschmackten Lehre, daß die Völker mündig seien, beweisen? Gar nichts. Um zu zeigen, daß ein Volk mündig sei, müßte es sich selbst regieren und regieren können; die Gesammtheit seiner Mitglieder müßte die Interessen der Gesammtheit vertreten, leiten und pflegen. Die Sache ist rein unmöglich. Da, wo sie verwirklicht scheint, ist es ein leerer, trügerischer Schein, und, im strengen Sinne genommen, hat sie nirgend statt gefunden. Was ich von einem Andern thun lasse, thue ich nicht selbst. Ich wähle einen Sachwalter, mein Recht zu verfechten, oder einen Verwalter meiner



trachtet zu werden, durch gesetzmäßige Organe repräsentirt werden. Nun ist unstreitig am besten dafür gesorgt in einer Verfassung, wo neben den erblichen Gewalten auch Wahlgewalten vorhanden sind, die zur Gesetzgebung mitwirken. So wie es in jeder zweckmäßigen Justizorganisation mehrere Instanzen giebt, um die Anwendung der Gesetze auf jeden einzelnen Fall mit Einsicht und Unparteilichkeit zu sichern, eben so müssen auch für die Gesetzgebung mehrere Instanzen statt finden, damit die Gesetzentwürfe unter verschiedenen Gesichtspunkten geprüft werden, und alle verschiedene Interessen, die das Gesetz berücksichtigen soll, untersucht, abgewogen und richtig beurtheilt werden. Die drei Instanzen, durch welche das Gesetz in England gehen muß, sind: der König, das Oberhaus und das Unterhaus. Da jede dieser drei Instanzen eine verschiedene Stellung hat, hat sie auch einen verschiedenen Gesichtspunkt, und so wird es beinah unmöglich, daß die Gesetzgebung einseitig und oberflächlich behandelt werde.

Obgleich ein Volk eigentlich nie mündig ist, so verbreitet sich doch allmählich der Wohlstand im Gefolge der Arbeit unter eine größere Anzahl von Individuen, mit dem Wohlstande die Kultur, und auch die unteren Klassen gewinnen an Einsicht, an Kenntniß, an Geistesthätigkeit. Es können ihm also ohne Gefahr mehrere Dinge, deren Pflege seine Regierung früher selbst übernahm, überlassen werden. Es kann sich nie selbst regieren, im strengen Sinne des Worts;



trachtet zu werden, durch gesetzmäßige Organe repräsentirt werden. Nun ist unstreitig am besten dafür gesorgt in einer Verfassung, wo neben den erblichen Gewalten auch Wahlgewalten vorhanden sind, die zur Gesetzgebung mitwirken. So wie es in jeder zweckmäßigen Justizorganisation mehrere Instanzen giebt, um die Anwendung der Gesetze auf jeden einzelnen Fall mit Einsicht und Unparteilichkeit zu sichern, eben so müssen auch für die Gesetzgebung mehrere Instanzen statt finden, damit die Gesetzentwürfe unter verschiedenen Gesichtspunkten geprüft werden, und alle verschiedene Interessen, die das Gesetz berücksichtigen soll, untersucht, abgewogen und richtig beurtheilt werden. Die drei Instanzen, durch welche das Gesetz in England gehen muß, sind: der König, das Oberhaus und das Unterhaus. Da jede dieser drei Instanzen eine verschiedene Stellung hat, hat sie auch einen verschiedenen Gesichtspunkt, und so wird es beinah unmöglich, daß die Gesetzgebung einseitig und oberflächlich behandelt werde.

Obgleich ein Volk eigentlich nie mündig ist, so verbreitet sich doch allmählich der Wohlstand im Gefolge der Arbeit unter eine größere Anzahl von Individuen, mit dem Wohlstande die Kultur, und auch die unteren Klassen gewinnen an Einsicht, an Kenntniß, an Geistesthätigkeit. Es können ihm also ohne Gefahr mehrere Dinge, deren Pflege seine Regierung früher selbst übernahm, überlassen werden. Es kann sich nie selbst regieren, im strengen Sinne des Worts;

nommen wird. Die Höheren sprechen dann für die Niedrigen, und auch die Sache der Proletarien wird berücksichtigt und verfochten. Aber die Proletarien bilden nie die Nation, im edleren Sinne des Worts, sondern die Kraft und der Kern derselben bestehet in den Grundeigenthümern, und unter diesen sind diejenigen, die auf den obersten Sprossen der Leiter stehen, die beiden Sachwalter aller übrigen.



Ueber das Verhältniß

des Idealen und der Wirklichkeit.

Satz. Das Ideal allein kann die Wirklichkeit beleben, gestalten, vervollkommnen; ohne dasselbe hat sie weder Werth noch Würde, weder Haltung noch Zweckmäßigkeit.

Gegensatz. Die Wirklichkeit kann allein der Natur des Menschen genügen, sie allein entspricht seinen Bedürfnissen, seinen Wünschen, seiner Bestimmung; das Ideal ist ein leeres Hirngespinst, welches die Wirklichkeit und entrückt und entzieht, oder dieselbe verfälsche und verderbe.



Von dem Augenblicke an, wo die innere Welt im Menschen, zu seinem Bewußtsein gelangt, sich der äußern Welt entgegenstellte, hat sich in der Geschichte der Menschheit der Streit über die Natur und die Vorzüge des Idealen und des Wirklichen ergeben. Wie es immer im Streit zu gehen pflegt, hat man dem einen oder dem andern zu viel vergeben, bald dieses bald jenes ausschließlich gepriesen, und mit den grellsten und glänzendsten Farben ausgemalt. Uebertreibung hat Uebertreibung erzeugt, und so hat man öfters die Wahrheit verfehlt. Die hohen, geistigen, großartigen Naturen haben sich der idealischen Welt angenommen, zumal wenn sie, von den Umständen begünstigt, sich dem Schaffen und Treiben der wirklichen Welt haben entziehen können. Die thätigen, rüstigen, zur täglichen productiven Arbeit gezwungenen, oder zum sinnlichen Leben geneigten Menschen haben nur die wirkliche Welt gekannt, geschätzt und gepriesen. Beide Theile haben die Natur und die Bestimmung des Menschen verkannt. Es muß bei gründlicher Erörterung der Begriffe einen höheren Standpunkt geben, wo die beiden entgegengesetzten Ansichten näher an einander treten, und sich

ausgleichen lassen. So wie die Theorie und die Praxis, je vollkommener sie sind, um so mehr in enge Berührung treten, und am Ende sich wechselseitig durchdringen müssen, so müssen auch das Ideale und das Wirkliche in Einklang und Harmonie gebracht werden können.

Das Wirkliche ist das, was die Wesen in einem jeden gegebenen Augenblick sind, und wie sie bei allem Wechsel auf der Oberfläche uns beharrlich erscheinen.

Das Ideal ist die Vorstellung von dem, was ein jedes Wesen, Product der Natur oder Kunst, sein kann oder werden soll.

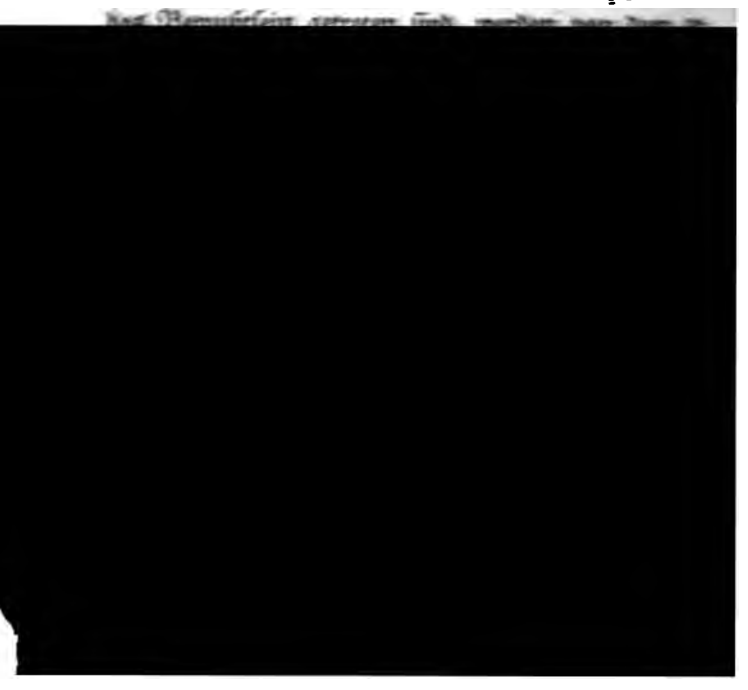
Die Ideale erster Art, von dem was die Wesen sein können, werden mit Recht die Ideale der Natur genannt. Die Ideale von dem, was die Wesen werden sollen, sind die Ideale der Kunst, wenn man das Wort in seiner weitesten und umfassendsten Bedeutung nimmt. Jene entstehen aus der Vergleichung und der Abstraction; diese, die eigentlichen wahren Ideale, gehen aus unserem Innern hervor, und erheben sich öfters in unserem Gemüthe, ohne vorhergehendes Nachdenken, in ihrer ganzen Schönheit und Vollendung.

Die Wesen organischer Art, welche die Natur unmittelbar hervorbringt, obgleich einander ähnlich, in wie fern sie zu derselben Gattung gehören, und einen unveränderlichen Typus reproduziren, unterscheiden sich doch immer durch mehr oder minder auffal-

lende Verschiedenheiten. Sie zeigen nicht alle, in gleichem Grade, mit derselben Vollendung ausgeprägt, die charakteristischen Zeichen ihrer Gattung. Ein jedes von ihnen ist und wird zwar immer alles was es sein kann, vermöge der Bedingungen und der Umstände, unter welchen es sich gebildet und entfaltet hat; allein es giebt mehr oder minder günstige Bedingungen und Umstände. Die Vollkommenheit des Individuums hängt von der Natur desselben ab. Einige entsprechen besser als andere dem reinen Begriff ihrer Gattung, sind ihrem Zweck angemessener, und scheinen ihre Bestimmung mehr zu erfüllen. Es giebt solche Mustereremplare der Wesen in einer jeden Gattung. Es gestalten sich Thiere, Pflanzen, Blumen, Bäume, die über alle andere Wesen derselben Art hervorragen; ja die Crystalle selbst sind nicht alle gleich ausgewachsen, und haben nicht alle eine vollkommene Regelmäßigkeit. Die Natur in ihrer großen Werkstatt scheint öfters zu arbeiten wie ein Künstler, dem alle seine Werke nicht gleich gut gelingen. Die Blumen sind nicht immer mit derselben fleißigen und geschickten Hand ausgemalt; alle Eichen sind nicht mit derselben üppigen Fülle, mit derselben dauerhaften Kraft ausgestattet, und die thierischen Schöpfungen contrastiren noch weit mehr unter sich, in Hinsicht der Größe, der Stärke, der Verhältnisse ihrer Formen und des sie beseelenden Feuers des Lebens. Wenn wir nun diese Verschiedenheiten bemerken, diese Contraste auffassen, die Vorzüge ge-

wisser Individuen vor allen anderen derselben Gattung auszunehmen und festzuhalten: wenn wir von allen, dem Schema nach mißgerathenen Versuchen abstrahiren, und nur das Vollkommenste jeder Gattung als Musterstück derselben gelten lassen, so bilden wir Ideale der Natur, die uns bei der Beurtheilung ihrer Werke vorschweben. Sie sind nur durch Vergleichung des Gleichartigen entstanden, und haben also immer nur einen relativen Werth und eine comparative Vollendung. Dergleichen Ideale, die eigentlich von der Wirklichkeit selbst genommen sind, üben auf die Wirklichkeit einen nicht zu verkennenden und heilsamen Einfluß aus. Sie sind aus dem Leben gegriffen, und greifen auch wieder in das Leben ein. Da der Mensch auf die Natur einwirkt, sie anbaut, bearbeitet, veredelt, durch Kunst und Fleiß

Pracht zu erscheinen und sich selbst zu übertreffen, in der Mehrheit ihrer Werke nur mittelmäßige oder gar verkrüppelte Gestalten hervorbringt, so hätte er sich schwerlich zu der an ihm bewunderten Höhe erhoben. Seiner Phantasie hätte es an Elementen und an Stoff gefehlt, weil er von der ihn umgebenden Wirklichkeit nichts hätte zu neuen Zusammensetzungen entlehnen können. Aber so, in der Mitte einer üppigen Natur, mit einer üppigen Phantasie geboren, hat ihm weder die Materie noch die Form gemangelt, und vieles was wir bei ihm als Idee bewundern, war vielleicht nur eine glückliche Wahl und eine treue Abbildung eines wirklichen Gegenstandes, welchen ihm der Zufall zuführte. So kann man heut zu Tage noch in Griechenland und auf einigen der Inseln, welche dasselbe wie eine Sternen-Krone umgeben, in den Gesichtszügen und in der Gestalt der Bewohner dieses gepriesenen Landes, die Elemente der Schöpfungen eines Phidias, eines Praxiteles und eines Scopas finden. So fallen dem Wanderer, der in den Gegenden von Albano, Marino und Grottaferrata verweilt, die regelmäßigen, edlen, schönen, ausdrucksvollen Gestalten auf, die Raphael vorschwebten, als er seine himmlischen Madonnen und seine göttlichen Kinder aus dem Nichts zur Unsterblichkeit hervorrief; so dachte Dante an Beatrice, Petrarcha an Laura, Boccaccio an Fiametta, als sie der geistigen Schönheit sinnliche Formen verliehen.



nenen und nachdenkenden Künstler unter besonderen Gestalten und Formen, deren Vollkommenheit in der Verbindung der Schönheit und des Ausdrucks besteht. Nun erst treten vor den Künstler, in ihrer Lebendigkeit und Individualität, alle die Bilder hin, die ihm der Umgang mit den Menschen und mit der Natur zugeführt hat. Durch die Macht der Wahlverwandtschaften gesellen sie sich, wie von selbst, zu den ihnen entgegen kommenden Idealen. Oefters auch wählt der Künstler, mit nüchterner Ruhe, unter den ihm zu Gebote stehenden Formen, die ihm in der Gegenwart aufstoßen oder die er aus dem Schatze seiner Erinnerungen hervorzieht. So entstehen, durch die magische Gewalt des Pinsels oder des Meißels hervorgezaubert, die herrlichen Schöpfungen, in welchen das Ideal und die Wirklichkeit sich wechselseitig durchdringen. Das Gemüth und die Phantasie des Künstlers gaben das Ideal, die Natur reichte den Stoff und die Elemente der Form.

Also findet in der Kunst, sei es daß sie das Schöne oder das Erhabene durch Versinnlichung in der sichtbaren Welt aufstelle, ein inniges Band zwischen dem Idealen und dem Wirklichen statt. Das Ideal entlehnt von der Wirklichkeit die bestimmten Formen, unter welchen es hervortritt; die Wirklichkeit, indem das Ideale in sie eindringt, erscheint bedeutungsvoller und verklärt. So entstehen die Bedingungen der Kunst, die Verhältnisse der Theile zum Ganzen, das Ebenmaaß der einzelnen Glieder, die Mannig-

faltigkeit die sich in die Einheit verliert, die Einheit die sich in die Mannigfaltigkeit verzweigt und entfaltet; mit einem Worte, das Schöne; oder es gestaltet sich die sinnliche Kraft, die, ohne Anstrengung zu verrathen, die höchste geistige Kraft ausdrückt und immer etwas Unendliches andeutet; — das Erhabene.

Außer diesen Idealen, welche, da sie in die sinnliche Welt übergehen, und dann von den Sinnen wahrgenommen werden, öfters nur die gesteigerte Wirklichkeit zu sein scheinen, giebt es in dem innersten Wesen der Seele reine, unbedingte, in sich vollendete Ideen der Wahrheit, der Seligkeit, der Freiheit, und der mit ihr unzertrennlich verbundenen Gerechtigkeit; Ideen, die sich dem Menschen, wenn er zu einer gewissen Entwickelung und Reife gediehen ist, in ihrer Reinheit mit einer unwiderstehlichen Gewalt offenbaren, und sich ihm gewissermaaßen aufdringen.

In der äußern wirklichen Welt finden wir weder ihre Quelle noch ihr Urbild, denn in der Wirklichkeit entspricht ihnen nichts Gleichlautendes oder Aehnliches, und was sie in dieser Hinsicht darbietet, ist höchstens ein schwacher Wiederschein des innern Lichts. Es hängt nicht von uns ab, diese Ideen in unserm Gemüthe hervorzubringen noch zu vertilgen; sie erscheinen nicht in allen Momenten allen Menschen, auch nicht den Edleren mit derselben Klarheit und Lebendigkeit, aber sie erscheinen Allen, und dringen sich ihnen oft mit einer Art von Nothwendigkeit auf.

Daß die Wahrheit in der harmonischen Uebereinstimmung der Begriffe und dem Wesen, in der Identität des Seins und des Denkens besteht; daß es Rechte giebt, die wir nicht erschaffen, Pflichten, welche die Menschen uns nicht aufgelegt haben; daß das Gute nur in der Heilighaltung Beider zu suchen und zu finden sei; daß die Freiheit und das sie bindende ewige Gesetz das Höchste im Menschen sei; daß eine ungetrübte, reine, vollendete und dauerhafte Glückseligkeit irgendwo ihren Sitz haben müsse; diese Ueberzeugungen sind tief eingewurzelt in der menschlichen Natur; sie waren zu allen Zeiten die charakteristischen, wesentlichen Zeichen der Menschheit. Diese ursprünglichen Ideen schweben uns immer vor wie ewige Sterne in der Finsterniß des Lebens; manchmal verdunkelt, öfters unbeachtet, leuchten sie uns doch immer wieder. Die Besseren machen sie zum Ziel ihres Strebens, zum Hauptzweck ihres Daseins; sie trachten stets, ihre Grundsätze, ihre Gefühle, ihre Handlungen, ja die äußere Welt diesen Ideen gemäß zu gestalten. Es gelingt ihnen zwar nie ganz, und nur auf eine unvollkommene Weise; in wenigen glänzenden Momenten schlagen ihre Versuche nicht fehl. Aber sie lassen in ihren Anstrengungen nicht nach, und fangen immer wieder das göttliche Werk von vorne an. Wenn sie sich auch des Erfolgs nur selten erfreuen, so freuen sie sich doch ihres edlen Wollens und ihres schönen Eifers. Die ungebildeten, sinnlichen, gemeinen Menschen sind zwar

dieser großartigen Tendenz mehr oder weniger fremd, und versuchen es nicht einmal, diesen ewigen Ideen nachzuleben, aber sie können sich doch nicht der Ueberzeugung erwehren, daß sie es sollten; es ist ihnen nicht gegeben, diese Ueberzeugung ganz abzustreifen, das heilige Feuer in ihrem Busen ganz auszulöschen; es steht ihnen nicht frei, die Realität dieser Ideale zu verläugnen, und wenn sie es versuchen, so straft eine innere Stimme sie der Lüge.

Was man die Ideale der Natur nennt, sind nur wie wir es gesehen haben, die vollkommensten Exemplare einer jeden Art von organischen Wesen. Dergleichen Ideale sind etwas Gegebenes, und also streng Bestimmtes, Abgeschlossenes, Endliches. Alle andere Ideale, die unsere eigene Phantasie erschafft, die aus der Tiefe des Gemüths hervorgehen, oder in unserm inneren Wesen, von einer höhern Hand niedergelegt sind, tragen an sich als charakteristisches, von ihnen unzertrennliches Kennzeichen etwas Unendliches. Es sei, weil sie, aus dem unendlichen Wesen entsprossen, das Gepräge ihres göttlichen Ursprungs behalten haben, und wir selbst ein Reflex des Unendlichen sind; es sei, daß sie von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur zeugen, dem Verstande fremd, der Vernunft angeboren; es sei endlich, weil wir erkennen, daß alles, was in der sinnlichen Welt und in dem menschlichen Leben sich uns darbietet, ja nicht allein die äußeren Gegenstände, sondern auch die innere Welt, auch unsere

Vorstelluugen, unsere Gefühle, unsere Handlungen, was wir empfangen und was wir bewirken, nie diesen Idealen vollständig entspricht, sich nur in einer unendlichen allmählichen Progression den unbedingten, ewigen Ideen des Schönen, des Wahren, des Guten nähere. Der Mensch, bei aller Kraft und Größe, die er manchmal offenbart, verhält sich zu diesen Ideen, wie die Linien, die man Asymptote nennt, die neben einander laufen, stets weniger von einander entfernt, ohne je zusammen zu fallen, und in eine Einheit sich zu verschmelzen.

Diese merkwürdige Erscheinung der menschlichen Natur scheint ihr inneres Wesen auszumachen, und erklärt den herrlichen Ausspruch des heiligen Augustinus: „Außer dem Wesen, welches das Sein selbst ist, und seine Wurzel in sich hat, giebt es nichts Schönes als das was nicht ist."

Dieser erhabene Gedanke kann im ersten Augenblick mehr glänzend als wahr erscheinen, aber je mehr man ihn ergründet, je mehr findet man, daß er das wahre Verhältniß des Idealen zum Wirklichen ausspricht, daß er das Geheimniß unserer räthselhaften Natur auf eine glückliche und lebendige Art ausdrückt, seine Bestätigung in unserm Thun und Treiben, in unseren sinnlichen Genüssen, so wie in den höheren geistigen Entzückungen findet, und durch alle Momente unseres Daseins wie ein Nebelstern uns begleitet.

In der That, alles was der Mensch begehrt,

wünscht, hofft, zu eifrig verfolgt, erzielt, im Großen wie im Kleinen, trägt auf der einen Seite das Unvollkommene, Ungenügende, Beschränkte, und verkündet auf der anderen ein Wesen, welches von einer immer wiederkehrenden Sehnsucht nach etwas Vollkommenem, Vollständigen, Befriedigenden getrieben wird; ein Wesen, welches in der es umgebenden Wirklichkeit die reine Schönheit sucht oder zu schaffen sich anstrengt, weil es ein unendliches Ideal in sich besitzt; ein Wesen, das die Wirklichkeit immer anklagt, verwirft und öfters verachtet, weil sie mit diesem Ideale nie in Einklang gebracht werden kann. Was unter lebendigen, reellen Formen in der äußern oder in der innern Welt existirt, ist nie ganz schön; was noch nicht in das Dasein gerufen wird, was nur in der unsichtbaren, verklärten Idee sich uns offenbart, schwebt uns allein in seiner ungetrübten Schönheit vor.

Alle unsere Handlungen sind Versuche, Beides, das Ideale und die Wirklichkeit, in Harmonie zu bringen; aber die Versuche mißglücken, und der Widerspruch, den wir heben wollen, tritt immer wieder unter grellen Farben hervor.

In Hinsicht aller Gegenstände, die den Menschen ansprechen, ihn anziehen, seine Begierden und seine Wünsche erregen, glaubt er, daß sie ihn befriedigen werden, und fängt damit an, zu wähnen, daß sie in der That schön sind, und daß ihr Besitz ihm das Vollkommene, nach welchem er beständig strebt, gewäh-

ren werde. Allein die Erfahrung belehrt ihn bald eines andern. Die Gegenstände seiner Wünsche und seiner Liebe entlehnen nur ihren magischen Reiz von seiner Unbekanntschaft mit ihnen, von ihrer Entfernung, von den Hindernissen die sie umgeben, und besonders von den Nebenvorstellungen, die er unwillkührlich mit ihnen verbindet und die, öfters ihnen fremdartig, von der Phantasie hinzugedichtet werden. Diese Nebenvorstellungen gehen aus dem Menschen selbst hervor; er wirft sie auf die Gegenstände wie glänzende Farben, wie ein bezauberndes Licht; sie dienen der Wirklichkeit zu einer blendenden Einfassung, bereichern sie mit einer verschwenderischen Pracht, und verbergen dem Auge ihre engen Schranken und ihre traurige Dürftigkeit. Allein die Täuschung verschwindet bald. Man kommt leicht von seinen Träumen zurück. Die nähere Bekanntschaft mit dem Gegenstand, der Besitz, der Genuß desselben entrücken seine erborgte Schönheit dem nüchternen Auge. Ein jeder neue Gegenstand, der unsere Sinne, unseren Geist, unser Gemüth in Bewegung setzt, wirkt auf uns wie eine unbekannte Größe. Unsere Unwissenheit verbirgt uns eine längere oder kürzere Zeit seine Schranken, und aus dieser Unwissenheit geht öfters ein phantastisches aber begeisterndes Bild hervor. Die Endlichkeit der wirklichen Welt scheint sich in eine wahre Unendlichkeit zu verwandeln. Aber je näher wir der ersteren treten, je vertrauter wir mit ihr werden, desto mehr verfliegt dieser künstliche Dunst;

die Wirklichkeit zeigt sich entblößt von dem ihr gelie- henen Gewande in ihrer engen Beschränktheit, in ih- rer winzigen Gestalt. Der Mensch erscheint groß, auch in seiner unbefriedigten Sehnsucht, allein die vor ihm liegende Welt scheint seinen Kräften so wie seinen Wünschen ganz unangemessen, und der ihm einwohnenden Würde unwürdig.

Hätte der Mensch nur solche Begierden, welchen die Bedürfnisse vorangehen, oder die aus den Be- dürfnissen entspringen, so würde er nur beschränkte und endliche Bedürfnisse kennen; er würde, wie die Thiere, unruhig sein, so lange sein Begehren nicht befriedigt sein würde. Allein die Ruhe würde mit dieser Befriedigung eintreten, und wir würden über diesen Kreis hinaus nichts ahnen, wünschen und hof- fen. Aber es leben stets in uns Begierden, die den Bedürfnissen voraneilen, oder vielmehr dieselben er- zeugen; ein Sehnen, ein Streben, die, auf etwas Unendliches gerichtet, in der Endlichkeit nie befriedigt werden können. Die Gegenstände, die bei'm ersten Anblick dieser Sehnsucht entsprechen, erscheinen uns bald als trügerische Schatten, die einen Anstrich von Realität haben, den optischen Täuschungen ähnlich, die im Mittelländischen Meere öfters in der atmo- sphärischen Luft dem Auge Gebilde von Landschaften vorspiegeln, wie colorirte Wolken, die dem Seefahren- den am Saume des Horizonts das lang ersehnte feste Land vorzaubern. — Sie wirken auf uns wie unbe-

kannte Größen und erregen lebhafte aber nie befriedigte Begierden.

In einem arabischen Mährchen wird erzählt, daß im Morgenlande ein mächtiger Monarch eine Frau besaß, die alle Reize und alle liebenswürdige Eigenschaften vereinigte, welche, in der Entfernung gesehen, in einer beinahe überirdischen Schönheit glänzten. Allein durch eine feindselige Zauberei geschah es, daß, sobald er sich ihr näherte, sie verblaßte, und je näher er ihr trat, verschwanden in ihr alle Farben des Lebens; ihre Formen erstarrten, und die Auflösung des Todes schien auf ihren Zügen zu ruhen. Je mehr er sich wieder von ihr entfernte, um so vollkommener und schneller blühete sie wieder auf; das Leben und die Schönheit fanden sich in ihrer ganzen Fülle wieder ein. Man wende dieses Mährchen auf alle Gegenstände an, und man wird ein treffliches Bild von dem haben, was dem Menschen bei seinem Begehren, seinem Sehnen und Streben widerfährt. So geht es mit allen unseren Schöpfungen, mit unseren Anstrengungen, mit unseren Gefühlen, wären sie auch rein, unschuldig, erhaben. In der Idee scheinen sie unbedingt schön, gut, beseligend; in der Wirklichkeit bleiben sie weit von der Idee entfernt; sie werden von dem Unendlichen in uns leicht überflügelt, unsere unbefriedigte Sehnsucht erhebt sich immer über alle Schranken, und in unserm Thun und Treiben scheint es immer, daß wir, wie Irion in dem berühmten Mythus, statt der Königin des Him-

werks, eine Wolke umfaßt und umarmt haben, und wir werden von der Wahrheit des Ausspruchs durchdrungen, daß außer dem Wesen, welches die Quelle alles Seins ist, nichts schön erscheint als das, was noch nicht ins Dasein übergegangen.

Daß dieser Ausspruch alle die Gegenstände trifft, die, in enge Grenzen eingeschlossen, nur einen zweideutigen oder sehr bedingten Werth haben, alle die [illegible] [illegible], die nur kleine, winzige, [illegible] Seelen für den Augenblick berauschen können, die [illegible] der Eitelkeit, die Geld- oder [illegible] [illegible] die Menschen von jeher gefühlt und [illegible] Ungenügend, unsicher, [illegible] nur schwache Surrogate der [illegible] und der unermeßlichen Sehnsucht [illegible] höhere Naturen beseelen, und die immer unbefriedigt doch nicht an sich als



Künstler geboren ist, der eine reichhaltige Ader des Talents in sich fühlt, und vom Feuer einer schöpferischen Phantasie begeistert wird, träumt einen unsterblichen Ruhm, wähnt schon, daß er einst könnte von den mächtigen Flügeln desselben über alle seine Zeitgenossen emporgehoben, und zu der entferntesten Zeit getragen werden. In der Bewunderung, die er zu erregen hofft, sieht er die Wirkung und das Zeichen seiner hohen Verdienste, und in der Begeisterung der Mit- und Nachwelt erhält er das überschwengliche Bewußtsein seiner eigenen Kraft. Diese Liebe zum Ruhme erwacht nicht in gewöhnlichen, gemeinen Gemüthern. Der Ruhm bezieht sich so wenig auf die Bedürfnisse des thierischen Lebens; er hat etwas so Unkörperliches, so Unsichtbares, so Uebersinnliches; er erhält einen solchen Zauber von allen Nebenvorstellungen, die sich mit ihm verschwistern; er ist dermaaßen mit dem Zauber einer unbestimmten, unbekannten, entfernten Zukunft umgeben, daß er mit dem Unendlichen mehr Verwandtschaft zu haben scheint, als alle andere Leidenschaften. Eben weil er von einer unbestimmten und unbestimmbaren Natur ist; weil er in einer stets zunehmenden Ausdehnung und Progression besteht; weil man ihn in seiner Vollständigkeit nie besitzt, sondern immer nur trachtet, ihn zu besitzen, sollte er immer gleich schön und begehrungswerth bis ans Ende des Lebens uns erscheinen; und doch ist dieses keinesweges der Fall. Gerade die Ungewißheit des Besitzes dieses vermeintlichen hohen

Glanz bekommt ihm früher oder später seinen blen-
denden Reiz. Man hat keinen sichern Maaßstab,
um einigermaaßen zu bestimmen, wie weit der Ruhm
sich erstreckt, und wie lange er dauern wird, und
breitet er sich auch im Raume und in der Zeit aus,
so weit man es zu denken vermag, so bleibt diese
Größe doch immer eine bedingte. Die Zahl Derjeni-
gen, die den Namen großer Männer der Vorzeit ei-
nes [illegible] oder zu [illegible] die Werke des Ge-
nies anstaunen, ist immer gering und klein. Am Ende
[illegible] es immer, daß man nur dem [illegible],
[illegible] wahre, nur ein wenig
[illegible] hat. So
[illegible]
[illegible] des Menschen die
[illegible] Vereinigung für



gendlichen, frischen, sich eben entfaltenden Seele entzündet, in einem Alter, wo man weder sich selbst noch Andere kennt; wo die Welt sich in einem blendenden und täuschenden Glanz zeigt, und man sich allen möglichen Täuschungen hingiebt, versetzt die Seele in einen Zustand, der keinem anderen gleicht. Die zauberische Gewalt eines neuen, bis dahin unbekannten Lebens scheint dem Menschen eine reine, vollkommene, unerschöpfliche, unendliche Glückseligkeit zu versprechen. Der Gegenstand einer solchen Liebe ist in unseren Augen nicht allein ein angenehmer, interessanter, schöner, entzückender Gegenstand, sondern wir wähnen in ihm das Ideal der Vollkommenheit zu sehen und zu finden. Die Person, die wir lieben, zeigt sich uns in einer Art von Zwielicht und von Helldunkel, die aus ihrer Entfernung, aus unserer Unbekanntschaft mit ihr, und den Schwierigkeiten selbst, ihr näher zu treten, entsteht, und über ihre Handlungen, ihre Reden, ihre Geberden, ihre Züge, ihr ganzes Wesen sich verbreitet. Es ist zumal in dem Aufkeimen der Leidenschaft, daß dieser unaussprechliche Zauber seine ganze Gewalt über uns ausübt. Es ist als ständen wir auf dem Rande eines unermeßlichen Meeres von Hoffnungen, von Wünschen, von Freuden, die sich einander an himmlischem Reize überbieten. Welchen blendenden Lichtkreis von Erinnerungen der Vergangenheit und von Vorgefühlen der Zukunft bilden wir nicht um das Haupt des geliebten Gegenstandes! Wir verbinden

alles was es in der Welt Liebliches, Schönes, Gro-
ßes giebt, mit seinem Bilde; er wird der Mittel-
punkt, um welchen sich alle unsere Handlungen
und Gedanken bewegen; wir leihen ihm Eigen-
schaften und Tugenden aller Art. In ihm spiegelt
und malt sich, so zu sagen, alles was in der Natur
uns erregt und ergreift. Wie glücklich würde das Le-
ben dahin fließen, könnte die Wirklichkeit dem Ideale,
dem sie auf eine kurze Zeit so viel verdankt, entspre-
chen oder das Ideal seinen magischen Duft um die
Wirklichkeit gleichmäßig verbreiten. Allein nur weni-
ge Wesen, durch allmählige Entfaltung ihrer Kräfte,
durch die Fülle eines reichhaltigen Gemüths treten
einem solchen Ideale näher, und auch diese verrathen
immer bei einer innigern Bekanntschaft ihre Män-
gel, und auch bei einer steten Vervollkommnung blei-
ben sie immer sehr hinter dem Ideale zurück. Die

das Gute, diese übersinnlichen Triebe unseres besseren Ichs, so rein auch ihre Quellen, so erhaben ihr Gegenstand, so unbegrenzt ihre Entwickelung, so unendlich ihre Folgen und Wirkungen, werden auch in der jetzigen Ordnung der Dinge von demselben harten Urtheil getroffen, und gelangen nie zu ihrem Ziele. Auch sie können nie im Leben das der menschlichen Natur einwohnende Bedürfniß von etwas Vollständigem, Vollkommenen, Unbedingten befriedigen; auch in Hinsicht ihrer kann man sagen, daß die Wirklichkeit weit hinter dem Ideale zurück bleibt.

Giebt es viele Menschen, in welchen die Liebe zum Wahren in seiner ganzen Reinheit sich vorfindet? Die besseren, edelsten sind in dieser Hinsicht eben so wenig mit sich selbst als mit Anderen zufrieden. Wer liebt die Wahrheit ohne alle Beziehung auf sein Interesse, auf seine Wünsche, auf das was er hofft, fürchtet, zu erreichen und zu vermeiden trachtet? Wer liebt die Wahrheit, abgesehen von ihren Resultaten, ihren Folgen, ihren wohlthätigen Wirkungen? Wer liebt die Wahrheit im hohen Alter, am Ende des Lebens wie in der ersten Jugend? wer setzt in allen Momenten des Daseins ihren Besitz über jeden andern? wer zieht den Genuß, den sie giebt, allen anderen Genüssen vor, und ist immer bereit, ihr ein jedes Opfer zu bringen? Auch in den erkohrnen Seelen erreicht die Liebe zum Wahren in ihren eigenen Augen nie die Lebendigkeit, die Dauer, die Stärke, die sie ihr wünschen. Dieser

edle Trieb läßt auch mit der Zeit nach wie alle andere Triebe; oft verliert er sich, so gern man ihn auch auf derselben Höhe festhalten mögte. Die Wirklichkeit, auch in dieser Hinsicht, ist nie so schön als das, was wir von ihr denken oder träumen.

Die Wahrheit selbst, zu der wir gelangen können, oder die wir besitzen, liegt weit entfernt von der reinen, gewissen, lichthellen, vollständigen, ewigen Wahrheit, die alles in sich schließt, alles umfaßt, der Gottheit einwohnt, von welcher das ganze Weltall nur die Entfaltung und Entwickelung ist, und deren Begriff wir in uns tragen, ohne ihn ganz verwirklichen zu können. Die Wahrheit, die wir besitzen, ist nur ein Abglanz der Realität. Was wir die Wahrheit nennen, oder vielmehr die Wahrheit, die zu erreichen uns gegeben ist, bezieht sich einerseits auf anscheinende und relative Existenzen, die wir beobachten, auffassen, zergliedern, mit einander vergleichen, beurtheilen, und zu einem Ganzen zu verbinden suchen; andererseits auf ein wirkliches Sein, auf reelle Existenzen, die wir mit unwiderstehlicher Gewißheit wahrnehmen, die sich uns gewissermaaßen aufdrängen, die uns der innere Sinn offenbart, allein die wir nicht begreifen, und deren innerste Wesenheit und unzählbare Verzweigungen wir, troß unserer Anstrengungen, nie ergründen werden. Von diesen Realitäten, die uns unmittelbar ergreifen, und die wir öfters für Erscheinungen halten, und von den Erscheinungen, die wir öfters für Realitäten ansehen, giebt es keine, die

uns

uns in jeder Hinsicht befriedigte, die unseren unersättlichen Wünschen entspräche. In der ersten Jugend, wo man das Maaß der Geisteskräfte des Menschen noch nicht kennt, weil man sich noch nicht mit der Natur der Dinge gemessen hat, wähnt man leicht, die reine Wahrheit zu besitzen, oder zu deren Besitz zu gelangen. Aber dieser Wahn verfliegt sehr bald; je mehr wir uns in die Tiefe versenken oder der Höhe anstreben, je mehr scheinen sie uns unerreichbar, und sich von uns zu entfernen. Die Wahrheit, die einzige die einen unbedingten Werth hat, die einzige die eines ewigen Glanzes und eines unbefleckten Lichts sich erfreut, bleibt unseren Augen hienieden verborgen, und doch bleibt sie immer unverrückt das letzte Ziel unseres Strebens, und erregt eine unversiegende stets wiederkehrende Sehnsucht.

Man kann dasselbe vom Schönen sagen. Bald ist das Gemüth nicht tief und umfassend genug, oder der Geist zu schwach, um das Schöne, wie die Natur und die Kunst es uns darbieten, in seiner Reinheit und Lebendigkeit aufzufassen, oder die Begeisterung, die es einflößen sollte, zu empfinden, und sie, wie ein heiliges Feuer, zu nähren und zu unterhalten; bald erscheint das Schöne in der Natur, und zumal in der Kunst, der Thätigkeit, der Energie, den Forderungen unseres Innern nicht angemessen. Wir träumen etwas Vollendeteres, und es schwebt uns dunkel ein Ideal vor, welches die Wirklichkeit weit überflügelt. Wer hat nicht gewisse Momente der

Begeisterung und Erhebung gefühlt? wer hat nicht betrauert, daß sie so schnell verflogen? wer hätte nicht gewünscht, ihnen Dauer und Beharrlichkeit zu verleihen, wenn Perioden von Erschöpfung und Gleichgültigkeit ihnen folgten? Ja die Momente selbst, wo die Seele von jedem materiellen und eigennützigen Interesse gereinigt, sich über sich selbst erhaben scheint, sind nie so rein von allen heterogenen Eindrücken, nie so vollkommen, so herrlich, wie sie nach unserem eigenen Urtheile sein könnten und sollten. Die Empfindungen, die das Schöne in uns erregt, befriedigen uns nie: es scheint uns immer, daß, um die menschliche Natur zu der größtmöglichen Höhe zu bringen, dieselben zarter, lebendiger, tiefer sein müßten. Und wäre auch die für das Schöne empfängliche Subjectivität vollkommen, so würde doch die Objectivität des vorhandenen Schönen unserem Ideal nie ganz entsprechen. Wie oft haben wir von einem Erzeugnisse der Kunst, welches für ein Meisterstück galt, einen alles übertreffenden Genuß gehofft und erwartet? Durch Raum und Zeit getrennt, wie innig haben wir uns nach ihm gesehnt? Sein Anblick wird uns endlich gewährt: wir schauen es an, wir hören, lesen es mit hoher Wonne, aber es versetzt uns nicht in den Zustand der Bewunderung, in die stille Begeisterung, in die göttliche Erhebung, auf die wir gerechnet hatten. Wir finden in demselben nicht den geistigen Lebensstrom, das genialische Gepräge, die Harmonie der Verhältnisse,

die wir von ihm erwarteten. Die Fehler, die wir in ihm wahrnehmen, verdunkeln und schwächen den Glanz seiner Vorzüge. Entweder ist die Regelmäßigkeit des Ganzen nur auf Kosten der Kraft, der Fülle, der Hoheit der einzelnen Züge erzielt, und es erhält nur von uns einen kalten Beifall; der Verstand findet daran nichts auszusetzen, aber es ergreift nicht unser Gemüth, und entzieht uns nicht der uns umgebenden täglichen Welt; — oder, so sehr wir auch von der Kühnheit der Idee, von der Kraft der Darstellung, der Originalität eines Meisterwerks der Kunst hingerissen werden, so werden wir doch oft von dem wilden, ungeregelten, abenteuerlichen Charakter der einzelnen Theile desselben zurückgestoßen, oder wenigstens in unserem Genuß gestört. Bald zeigen die Schöpfungen der Kunst mehr Genialität als Geschmack, bald mehr Geschmack als Genialität: immer kehren wir unbefriedigt zurück. Unser Ideal steht höher als die Wirklichkeit; wir sehen oder ahnen noch etwas jenseits des uns vorliegenden Werks, und kommen wieder auf den Ausspruch zurück, daß das, was nicht existirt, schöner sei als das Daseiende.

Kein genialer Dichter, kein großer Künstler, kein hervorragendes Talent irgend einer Art, welche nicht denselben Ausruf über ihre eigenen Werke gethan, und mit tiefer Wehmuth, mit innigem Schmerz in den Schranken ihres eigenen Geistes die der menschlichen Natur wahrgenommen hätten. In den Stunden der Begeisterung und der Eingebung,

[illegible] den Blick eines schöpferischen Geists er-
wacht; wo die schaffende Idee aus den Tiefen des
Gemüths hervorgeht, augenblicklich in die Wirklichkeit
eintritt, [illegible] in sinnlichen Formen gestal-
tet; wo der Künstler und seine Arbeit, sich wechselsei-
tig durchdringend, eine wahre Einheit bilden, kann
man sich nicht über sich selbst und über den innern
Werth [illegible] eigenen Werke täuschen. Ja man
[illegible] es sogar, um sich über eine flache und bloße
Formenmäßigkeit zu erheben. Allein diese Täuschung
dauert nicht lange; der schöne Wahn verfliegt und
verschwindet bald. Wie hoch auch die Stufe,
die ein Kunstwerk einnimmt, sein mag, von dem
Augenblick, wo es vollendet ist, wo es nicht mehr
allein in dem Künstler lebt, und mit dessen We-
sen verschmolzen ist; wo es, von ihm getrennt, i[illegible]

abgestürzt, und indem er das, was er geleistet hat, mit dem was er hat leisten wollen, vergleicht, sagt er in seinem verwundeten Herzen: „Nur das ist wahrhaft schön, was noch nicht in das Dasein getreten ist."

Dieser Ausspruch findet seine Anwendung auf die sittliche Schönheit noch weit mehr als auf das sinnlich Schöne. Die Demuth, welche das Christenthum so dringend empfiehlt, und die uns sogar als eine heilige Pflicht auferlegt wird; was ist sie anders als das innige Gefühl unserer Schwäche, oder wenigstens das Bewußtsein der unendlichen Entfernung, die unsere Handlungen, unsere Empfindungen, unsere Gedanken, unsere ganze moralische Person von der Vollkommenheit trennt? Je tiefer der Mensch in seinen Busen greift, und über die Schwachheiten seiner Natur nachdenkt, um so mehr fragt er sich: „Giebt es eine einzige menschliche Handlung, die ganz rein sei von aller Mischung des Fremdartigen, des Unechten, des Verderblichen? Giebt es einen Willen, der nie abweiche von der gesetzmäßigen Bahn, und mit einer sich immer gleichen Kraft dem hohen Ziele der Menschheit beharrlich entgegenstrebe? Giebt es einen einzigen Charakter, der, trotz seines angebornen oder erworbenen Adels, mit Widersprüchen und Inconsequenzen behaftet, nie in das Kleinliche, Niedrige verfiele? Die schwachen Seiten eines sonst hervorragenden Menschen bleiben öfters den Zuschauern seines Lebens und seiner Zeitgenossen unbekannt, wären diese auch mit einem scharfen Beobachtungsauge begabt.

Ja sie entgehen sogar denjenigen, denen diese Mängel anhangen, oder offenbaren sich ihnen nur von Zeit zu Zeit. Die Tugenden der Menschen erscheinen nur rein, groß, erhaben in der Ferne, und verschwinden nach einer nahen, strengen, anhaltenden Prüfung. In der ersten Jugend, wo das Ideal der sittlichen Vollkommenheit das Gemüth ergreift, bewegt, erfüllt und zur höchsten Begeisterung erhebt; wo man sich selbst und die wirkliche Welt wenig beobachtet, nimmt man leicht alles für baares, echtes Gold an, giebt sich harmlosen und gutmüthigen Träumen unbefangen hin, glaubt alles, bewundert alles, und hofft das Höchste von Anderen und von sich selbst. Später verschwindet dieses beseligende Gefühl: man macht herbe Erfahrungen an sich selbst und am Leben, man beurtheilt den Menschen mit bitterer Strenge. Nachdem das Alter uns billiger und milder gemacht, kehrt das Wohlwollen wieder heim, man trifft das wahre Maaß der moralischen Beurtheilung, und begnügt sich, mit inniger Ueberzeugung in den Ausspruch des heiligen Augustinus einzustimmen.

Das Höchste im menschlichen Gemüthe, die Krone aller Gefühle, die Liebe zu dem unendlichen Wesen, so wie sie sich in den edelsten Menschen offenbart, trägt dasselbe Gepräge, und läßt uns eben so unbefriedigt wie alle anderen Versuche, die wir machen, um die Idee und die Wirklichkeit mit einander auszusöhnen. Einmal können wir das unend-

liche Wesen nie fassen noch zu fassen hoffen: denn zwischen dem Endlichen und Unendlichen liegt immer die Unendlichkeit. Obgleich die Schranken unseres Wesens beweglich sind, und immer weiter vorgerückt werden können, so bleiben wir doch immer in enge Schranken eingeschlossen. Die Idee des unendlichen Wesens liegt deswegen nicht minder in uns, und die Ueberzeugung seines Seins läßt sich nicht abläugnen. Auch finden wir, daß das unendliche Wesen einer unendlichen Liebe würdig sei, aber zu der Unmöglichkeit, das Unendliche in sich aufzunehmen, zu fassen und zu begreifen, gesellt sich noch die Unmöglichkeit, ein Gefühl in uns aufgehen zu lassen und zu bewahren, welches diesem unendlichen Wesen angemessen wäre. Die Schwäche des Gemüths gesellt sich zur Schwäche der Vernunft. Auch die erkohrnen Seelen, die von der heiligen Liebe durchdrungen und durchglüht waren, haben tief empfunden, daß sie in dieser Hinsicht sogar von den Forderungen, die sie an sich selbst machten, weit entfernt blieben. Auch die heilige Therese, auch Fenelon sogar in den Augenblicken, wo sie, über die sinnliche Welt erhaben, sich in der Anschauung der Gottheit verloren, und auf den Flügeln der reinsten Liebe zum Throne des Ewigen sich emporschwangen, haben die schweren, lähmenden Fesseln der menschlichen Natur gefühlt, und bald von ihrer Anstrengung ermüdet, sind sie unwillkührlich zur Erde zurückgesunken, und haben das allgemeine Loos aller unserer Bestrebungen, den him-

vermengen, Unterschied von dem was da ist, und von dem was unserem Ideale gemäß sein könnte oder sollte, zu verwischen.

Doch muß bemerkt werden, daß der Abstand der Wirklichkeit vom Ideale einen ganz andern Charakter annimmt, wenn er bei unseren sinnlichen Trieben, bei den gewöhnlichen gemeinen Neigungen sich offenbart, als wenn er die geistige Schönheit, die ewige Wahrheit, das moralische Gute und das Unendliche gilt. Im ersten Falle liegt die Ursache des Mißstandes nicht in der deutlichen Wahrnehmung, sondern in den Gegenständen. Sie sind an und in sich selbst vergänglich, ungenügend, unvollkommen; man kann sie erreichen und besitzen, allein ihr Besitz beglückt und befriedigt nicht. Wir stehen höher, wir sind größer als sie; sie sind zu unvermögend, um unserem Vermögen angemessen sein zu können. Wir

können sie aber nicht umfassen, besitzen, durchdringen; wir sind groß und reichlich genug begabt, um diese Ideen in uns zu tragen, wir sind aber zu klein, um sie zu erzielen. Unsere Zwecke sind tadelfrei, rein, erhaben, aber unsere Mittel zu denselben sind unzulänglich. Das Gefühl dieses nicht zu beseitigenden Abstandes ist zwar auch demüthigend, allein es liegt etwas Herzerhebendes in diesem Gefühle selbst, und wenn die Unendlichkeit den Menschen niederbeugt, so kann er doch stolz sein, ihr allein zu unterliegen.

Also treten das Ideal und die Wirklichkeit in allen Elementen des menschlichen Lebens einander entgegen. Bald ist diese Entgegensetzung schroffer und auffallender, bald milder, sanfter, versöhnender; aber nie verschwindet sie ganz, nie entspricht die Wirklichkeit den Forderungen des Ideals, und eben so wenig läßt das Ideal von seinen Forderungen nach, und findet sich mit der Wirklichkeit ab, oder verschmilzt mit derselben. Diese immer wiederkehrende Antinomie, in der geheimnißvollen Natur des Menschen begründet, macht eigentlich dessen Wesen aus; denn sie besteht in der stets wiederkehrenden und unauslöschlichen Entgegensetzung der immer mit frischer Lebendigkeit und ewiger Jugend in dem Herzen der Menschen aufgehenden unendlichen Ideale und der blassen, mangelhaften Wirklichkeit mit ihrem schwachen, langsamen, schweren Gange. Auch kann noch soll diese Antinomie hienieden nie aufgehoben werden, und sich in eine wahre Harmonie oder in die Einheit

auflösen. Einzelne Menschen erheben sich zwar, wie Palmen in der Wüste, über das gemeine Leben; es giebt Heroen in jedem Fach menschlichen Schaffens und Wissens; aber sie erscheinen immer nur als solche, in Beziehung auf alle niedrigen Potenzen, und in ihrem eigenen Wesen tritt immer scharf und grell diese Urantinomie auf. Die Menschheit steht freilich immer höher als alle einzelnen Menschen jeder Periode; die Menschheit schreitet vorwärts, wir sehen ihre Morgenröthe: wer wird ihren Culminationspunkt zu bestimmen wagen? Das letzte Geschlecht erbt von dem vorhergehenden, und wuchert mit dieser Erbschaft, aber ein jedes kommende Geschlecht, so groß auch seine Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, seine Schöpfungen im Gebiete der Natur und der Kunst sein mögen, wird immer die Urantinomie hervortreten sehen, und sie gleich uns wahrnehmen und empfinden.

So stehen wir zwischen zwei Welten, auf die unsere Doppelnatur sich gleichzeitig bezieht; beide können gegründete und immer wiederkehrende Ansprüche auf uns machen. Wir stehen und bringen unser Leben zu zwischen Satz und Gegensatz, ohne daß wir vermögend wären, den einen oder den andern zu verwischen, oder sie beide in vollkommenen Einklang zu bringen.

Nach allen mißrathenen und unnützen Versuchen, das Ideal und die Wirklichkeit in eine vollkommene Harmonie zu bringen, wäre es noch viel

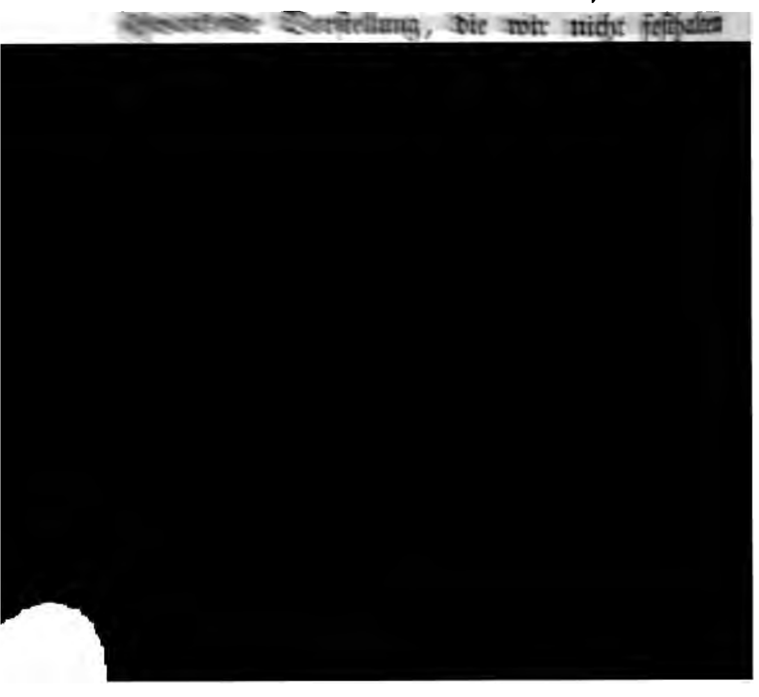
gewagter und unnützer, das eine oder das andere zu verkennen, zu verläugnen, zu bekämpfen, um uns wo möglich ihm ganz zu entziehen.

Ein solcher verzweifelter Vorsatz würde nicht allein unnütz sein und zu nichts führen, weil wir die ursprüngliche und wesentliche Natur des Menschen nicht durch einen Act der Willkühr abändern können; auch wenn er gelingen und zur Ausführung kommen könnte, würde er höchst verderblich ausfallen, und statt den Menschen zu veredeln, und ihn seiner Bestimmung näher zu bringen, denselben verstümmeln, indem er das geistige oder thätige Element unseres Daseins vernichten würde.

Man frage sich ernstlich, was wäre das Ideal ohne die Wirklichkeit, oder die Wirklichkeit ohne das Ideal, und es wird sogleich einem jeden Unbefangenen einleuchten, daß alle Fächer der productiven Thätigkeit, alle Zweige des menschlichen Wissens, alle Verhältnisse der Gesellschaft durch diese Trennung verlieren, und in ein unfruchtbares und zweckloses Treiben, oder in eine flache, stereotypische Mittelmäßigkeit verfallen würden. Trachtete nicht immer der Mensch, beide Extreme, welche eine solche Trennung nothwendig herbeiführen würde, zu vermitteln und immer näher zu bringen, so würde das Leben ohne Wirksamkeit sein, oder die Wirklichkeit des inneren, höheren Princips des Lebens entbehren.

Bestünde ohne alle Berührung mit dem Ideal die Wirklichkeit, so würden die Menschen immer das-

nur den schönen Genuß, der mit dem eigenen Schaffen verbunden ist, entbehren; nicht allein würde die Wirklichkeit durch einen solchen Wahn ihre fortführende Bewegung einbüßen, sondern die Ideale selbst würden allmählich erblassen, verschwinden, in Leerheit ausarten, und zuletzt in eine unfruchtbare Schwärmerei, in einen phantastischen Dunst sich auflösen. Denn die Wirklichkeit dem Ideale viel zu verdanken hat, und von ihm einen großen Theil ihrer Reize erhält, so erlangt auch das Ideal von der Wirklichkeit allein vollendete Bestimmtheit, indem durch Gestaltung sinnliche Formen und lebendiges Daseyn. Ohne Berührung, ja ohne innige Verwandtschaft mit derselben, würde am Ende das Ideal zur inhaltleeren Abstraction werden, und in eine schwankende Vorstellung, die wir nicht festhalten



nen, welche auch beschränkte Wünsche erfordern; wenn er nicht in jeder Art dem größten Luxus nachjagte, so würde er nicht einmal das Nothdürftige erzielen.

Wollte man hingegen dem Ideale allein dienen, es allein gelten lassen, für dasselbe und in demselben leben, es von allem Verkehr mit der Wirklichkeit abschneiden, und mit der letzteren brechen, so würden aus diesem extremen Gesichtspunkt, und aus dieser ausschließlichen Vorliebe eben so große Nachtheile als aus dem entgegengesetzten Entschluß hervorgehen. Die Wirklichkeit verkennen, herabsetzen, von einer vermeintlichen Höhe auf sie mit einer stolzen Verachtung herab sehen, wäre ein grobes Versehen gegen die Natur des Menschen, gegen seine Bestimmung und die Entwickelung seiner thätigen Kräfte. Die Wirklichkeit würde zwar immer ihre Rechte behaupten, und durch die Gewalt immer wiederkehrender Bedürfnisse und die Macht der nicht zu erstickenden sinnlichen Triebe uns immer wieder zu sich herüberziehen und unsern lächerlichen Vorsatz zerstäuben. Eine reine und totale Absonderung von der Wirklichkeit ist also weder möglich noch denkbar; aber auch in dem Grade, wo sie möglich ist, wäre sie, wenn sie stattfinden sollte, ein arger Mißgriff und ein verderblicher Irrthum. Nicht allein würden wir nicht mehr in die reelle Welt eingreifen, um sie zu veredeln und zu verbessern, oder es nur mit schlaffer und ungeschickter Hand thun; nicht allein würden

wir den schönen Genuß, der mit dem eigenen Schaffen verbunden ist, entbehren; nicht allein würde die Wirklichkeit durch einen solchen Wahn ihre fortschreitende Bewegung einbüßen, sondern die Ideale selbst würden allmählich erblassen, verschwinden, in Leerheit ausarten, und zuletzt in eine unfruchtbare Schwärmerei, in einen phantastischen Dunst sich auflösen. Wenn die Wirklichkeit dem Ideale viel zu verdanken hat, und von ihm einen großen Theil ihrer Reize erhält, so erborgt auch das Ideal von der Wirklichkeit allein vollendete Bestimmtheit, individuelle Gestaltung, sinnliche Formen und lebendiges Dasein. Ohne Berührung, ja ohne innige Verbrüderung mit derselben, würde am Ende das Ideal zur splitternackten Abstraction werden, und in eine schwankende Vorstellung, die wir nicht festhalten könnten, sich unwiderruflich verlieren.

Aus diesem allen erhellt, daß eine totale Trennung des Idealen und der Wirklichkeit für Beide, wenn sie denkbar wäre, gleich lähmend und vernichtend ausfallen würde. Beide, in der menschlichen Natur gegründet, sollen sie nicht allein neben einander bestehen, sondern mit einander sich ausbilden, sich allmählich immer mehr durchdringen, und einen innigen, unverbrüchlichen Bund stiften. In ihrem wechselseitigen Einfluß besteht die Vermittelung ihrer wechselseitigen Vortheile und Nachtheile und der entgegengesetzten Charaktere, die sie in ihren Extremen

darbieten. Eine vollkommene Durchdringung und Verschmelzung Beider in allen Zweigen des menschlichen Thun und Treibens ist unmöglich, und wird nie statt finden. Die Approximation Beider in einer ununterbrochenen Progression soll das höchste Ziel der Menschheit sein. Trotz dem wird die Wirklichkeit in ihrer spröden Individualität immer etwas darbieten, was dem Ideale widerspricht und dasselbe luftiger Unbestimmtheit so wie ungerechter Anmaaßung und unbilliger Forderungen anklagt, so wie das Ideal, nie in den sinnlichen Formen der Wirklichkeit ganz ausgesprochen und ausgeprägt, immer gegen dieselbe auftreten wird. Die Erkohrnen, die sich zu der Höhe der reinen Ideale emporgeschwungen haben, werden mit der Wirklichkeit in keinem Moment des Daseins vollkommen zufrieden sein. Aber diese Unzufriedenheit, in gehörigen Schranken gehalten, ist weder ein Unglück noch eine Schande für die Menschheit. Diese Unzufriedenheit nimmt sogar einen erhabenen Charakter an, weil sie die Würde des Menschen, seine himmlische Bestimmung, seinen göttlichen Ursprung verräth und verkündet. Ein jeder Mensch, wenn er zu einer gewissen Höhe der Bildung gekommen ist, soll, seiner Doppelnatur getreu, beide Welten abwechselnd bewohnen. Wir sind gemacht, um in der Wirklichkeit zu athmen, zu handeln, zu schaffen, den Ideen gemäß, die uns immer vorleuchten sollen; aber wir können und müssen aus

dieser irdischen Atmosphäre treten, um in höheren Regionen, auf dem sonnigen Gipfel der Ideen eine reinere Luft einzusaugen, das Gemüth aufzufrischen, die Phantasie zu beflügeln, und uns in der Wirklichkeit mit verdoppelter Kraft den ewigen Urbildern nachzubilden.

Ueber die

classische und romantische Poesie,

oder

Ueber die Leistungen der Poesie in den letzten Decennien.

Satz. Die Poesie hat in den letzten Decennien große Fortschritte gemacht, und sich zu größerer Höhe und zu neuem Leben emporgeschwungen.

Gegensatz. Die Poesie ist in Verfall gerathen und auf Abwege gestoßen, welche sie immer mehr von der einzig wahren Richtung der früheren Jahrhunderte entfernen.

Um die Beurtheilung und unpartheiische Würdigung der früheren Jahrhunderte in Hinsicht der Poesie zu begründen, muß man einen festen Standpunkt haben, und vor allen Dingen die Frage: Was ist Poesie? zu beantworten versuchen.

Es giebt im ganzen Gebiete des menschlichen Schaffens Dinge, Gegenstände, freie Aeußerungen der Kraft, die es viel leichter ist zu begreifen, als deren Begriff bestimmt und vollständig anzugeben. Ein Jeder faßt sie richtig auf, unterscheidet sie leicht von allen anderen, verschiedenen und verwandten Begriffen; das Wort welches sie ausdrückt, leuchtet durch seine Klarheit einem Jedem ein; und doch, sobald man eine Erklärung desselben versucht, erscheint oft dessen Sinn zweifelhaft und zeigt sich uns in einer Art von Zwielicht. Dieses ist besonders der Fall, wenn alles darauf ankommt, die Thätigkeit der Fähigkeiten und der Vermögen der Seele, aus welchen eine Erscheinung hervorgeht, oder auf welche diese Erscheinung sich am meisten bezieht, genau anzugeben und scharf zu bezeichnen. So wie die Gegenstände, durch Verschiedenheiten getrennt, doch wieder Aehnlichkeiten mit einander haben und in

mancher Hinsicht zusammenfließen, so haben noch weit mehr die Vermögen der Seele Berührungspunkte und Wahlverwandtschaften mit einander: obgleich bei den verschiedenen Werken und Schöpfungen der Kunst dieses oder jenes Vermögen ein Uebergewicht über die anderen hat, so wirken doch immer auch die in den Hintergrund gestellten mit, und es ist nicht leicht, zwischen den vorherrschenden und den mehr oder minder mitwirkenden eine feste Grenze zu ziehen.

So geht es auch mit dem Begriff der Poesie: sie ist entstanden, wie alles was der Mensch hervorbringt, aus einem schöpferischen Vermögen auf der einen Seite und einem ihm entsprechenden Bedürfnisse auf der andern; aus einer genialen Thätigkeit des Dichtenden und einer gewissen Empfänglichkeit und sympathetischen Theilnahme der ihm Zuhörenden. Bei allen Völkern dichteten die ersten Dichter wie der Vogel im Walde singt, wo nicht sich selbst unbewußt, doch ohne vorher zu wissen und angeben zu können, was sie eigentlich thäten und wie sie es beginnen und vollenden wollten. Die sie umgebende und wahrnehmende Menge freute sich des neuen, bis dahin unbekannten Genusses, gab sich nach der Stimmung des Dichters derselben Stimmung unbefangen und freiwillig hin, ohne zu fragen und zu forschen, wodurch der Dichter so mächtig auf sie einwirkte und sie in den Strom seiner eigenen Empfindungen und Gefühle mit sich fortrisse. Erst später kamen die

Dichter zum Selbstbewußtsein über das was der eine erschaffen und die anderen empfangen hatten, gaben sich Rechenschaft von der hervorgebrachten Wirkung und den angewandten Mitteln, trachteten Kräfte und Werke dieser Art von allen anderen Arten des menschlichen Wirkens und Empfangens durch eigene Bestimmungen abzusondern und zu trennen, und so versuchte man allmählich sich zu dem Begriff der Poesie zu erheben.

Dieser Begriff, wenn er von Nutzen sein, und seine Anwendung in der Geschichte aller Völker und aller Zeiten finden soll, muß nicht in enge Grenzen eingeschlossen sein, nach einer einseitigen Theorie gebildet, noch von irgend einer besondern Litteratur, sei sie auch noch so reichhaltig, abstrahirt werden, sondern das Wesen der Poesie an sich ausdrücken, und nur solche Bestimmungen angeben, welche dieselbe von allen anderen Geisteswerken und zumal von allen anderen schönen Künsten unterscheiden.

In ihrer allgemeinsten Bedeutung ist die Poesie das freie Spiel der schöpferischen Phantasie und des Gemüths, ohne andern Zweck, als dieses freie Spiel selbst, in so fern es ein Ideal irgend einer Art, vermöge der Macht des Worts und der sinnlichen Formen desselben, darstellt.

Aus dieser Begriffsbestimmung ergeben sich für die Aufstellung von Grundsätzen zur Würdigung der besonderen Litteraturen in verschiedenen Zeiten sehr wichtige Resultate.

Aus der productiven Kraft der Phantasie und des Gemüths gehen die Schöpfungen des Dichters hervor. Sie sind bei ihm die vorherrschenden Vermögen, und nehmen auch diese Vermögen vor allen anderen bei den Zuhörern der Dichtung in Anspruch; allein, da die Vermögen der Seele nie in ihrer reellen Wirksamkeit ganz abgesondert von einander gedacht werden können und nie einzeln thätig sind, wie die Cylinder einer Flötenuhr, so muß dies Spiel der Phantasie und des Gemüths sich nie von der Einwirkung des Verstandes und der Vernunft befreien wollen, sondern vielmehr mit den Urtheilen jenes und den Forderungen dieser ihre Werke in Einklang bringen. Denn nur auf diesem Wege können die Einzelheiten sich zum Ganzen und die Mannichfaltigkeit der Bilder sich zur wahren Einheit gestalten.

Aus dem Begriff, den wir aufgestellt haben, ergeben sich schon die verschiedenen Dichtungsarten: entweder erschafft das Genie eine Folge von Handlungen, oder schildert eine Folge von Empfindungen, die sich auf einen gewissen Zustand der Seele beziehen.

Ist der Gegenstand des Dichters eine Folge von Handlungen, so werden sie entweder erzählt oder drastisch dargestellt. — Diese Erzählung nimmt eine Menge von Formen an, vom epischen Gedicht bis zur Fabel und zur Ballade. Diese dramatischen Darstellungen sind eben so mannichfach in Hinsicht

der Form, die ihnen ihr Hauptcharakter und ihre Haupttendenz giebt, vom Trauerspiel bis zur Posse.

Will hingegen der Dichter nur Empfindungen und Gefühle, die sich auf einen gewissen Zustand und eine gewisse Lage des Menschen beziehen, ausdrücken und sie gleichgestimmten Seelen mittheilen, so entstehen, wie von selbst, die lyrischen Gedichte, von der Ode bis zum Liede, von der Elegie und der Romanze bis zum Sonnet und zum Epigramm.

Das beschreibende Gedicht und das lehrende oder didactische sind nur Abarten der vorigen allgemeinen Eintheilung, und wenn sie streng nur das leisten, was ihr Name bezeichnet, so haben sie in der Regel wenig poetischen Werth. Das beschreibende Gedicht so wie das didactische erhalten nur Reiz und Interesse in so fern durch Episoden sie sich den epischen oder lyrischen Gedichten nähern und von ihnen vieles erborgen. Thun sie dieses nicht, so wird das beschreibende Gedicht eben so frostig wie eine Landschaft ohne menschliche Gestalten oder Andeutung menschlicher Werke, und das didactische eben so trocken wie eine philosophische Abhandlung.

Wir haben gesagt, daß die Poesie ein freies Spiel der Phantasie und des Gemüths sei. Es giebt wenig Gedichte, wo beide Vermögen eine gleiche Höhe erreichen, und sich wechselseitig das Gleichgewicht halten: gewöhnlich hat eins von beiden ein entschiedenes Uebergewicht über das andere, und giebt der Dichtung sein eigenthümliches Gepräge. Nicht allein



des Schönen oder Geschmack. Die Vernunft stellt die Begriffe, die Grundsätze, die Ideen auf, mit welchen ein jedes Kunstwerk verglichen werden muß, denen sich ein jedes, mehr oder minder, nähert, und nach welcher der Verstand seine Richtersprüche fällt. Ein Gedicht in einer jeden Gattung kann durch die Fülle der Phantasie und die Tiefe des Gemüths, aus welchen es hervorgegangen ist, sich auszeichnen, aber dabei den Geschmack beleidigen, den Verstand zurückstoßen, die Vernunft verletzen; hinwieder kann es vor dem Richterstuhl dieser Vermögen der Seele untadelhaft erscheinen, aber weder die Phantasie ergreifen oder mit sich fortreißen, noch das Gemüth bewegen und erschüttern; es wird einen negativen Werth haben, aber wenig positive Schönheit darbieten. Hätte man nur die Wahl zwischen beiden, so müßte man unstreitig die der ersten Gattung vorziehen. Allein große Dichter wissen allen Forderungen zu genügen, alles zu vereinigen, die Phantasie mit dem Verstande, das Gemüth mit der Vernunft zu versöhnen, und sich selbst bewußt oder unbewußt, drücken sie so ihren Schöpfungen das Siegel der Vollendung auf.

Alle schönen Künste, und somit auch die Poesie, haben dieses Gemeinschaftliche, daß sie ein Ideal irgend einer Art unter sinnlichen, charakteristischen, individuellen Formen darstellen. Alle haben also auch denselben Zweck, nämlich das Schöne oder das Erhabene hervorzubringen, und diese Gefühle in empfänglichen Gemüthern zu erregen. Die Natur und der

Mensch, in der ersten ein jeder Gegenstand, in dem andern ein jedes Vermögen, ein jeder Zustand, eine jede Handlung, haben ihre ideale Seite, oder vielmehr es leben im Menschen sich selbst erzeugende bewegende Ideen von dem was jede Schöpfung der Natur und jede Seite der Menschheit in ihrer größten Energie sein kann oder sein soll. Alle sinnlichen Formen, die sich in der Wirklichkeit darbieten oder die als möglich gedacht werden können, sind nur diesen Ideen mehr oder minder entsprechende Zeichen oder Ausdrücke. In der wechselseitigen Durchdringung und in der innigen Verbindung beider, der Idee und der Form, liegt das Wesen der Kunst. Ohne das von der Idee ausgehende Leben, welches allein der Form Bedeutung giebt, würde diese letztere leer und sinnlos, von ihrem Innersten entblößt vor uns



und bei dem andern die Angemessenheit und Vollkommenheit der Formen ein entschiedenes Uebergewicht über die Energie der Idee haben.

Alle schönen Künste begegnen sich in diesem Zweck ihres Schaffens und ihres Bildens; sie unterscheiden sich nur wesentlich von einander in Hinsicht der Mittel, die einer jeden von ihnen zu Gebote stehen, um den gemeinsamen Zweck zu erreichen, und die gemeinsame Wirkung auf das Gemüth hervorzubringen. Die Natur dieser Mittel bestimmt die Grenzen und den Umfang der Sphäre, in welcher sie sich bewegen, und aus diesen Mitteln ergeben sich die Wahl der Gegenstände, die sie darzustellen vermögen, die Art der Darstellung und die Beschaffenheit des geistigen Genusses, den sie gewähren können. Bald erlauben diese Mittel, eine ganze Welt von Gegenständen dem Menschen vorzuzaubern; alles wirkliche und alles mögliche gehört dann zum Gebiete der Kunst, allein die Gegenstände derselben wirken nur vermöge der Phantasie auf die Sinne, und sprechen diese letzteren nie mit der Lebendigkeit und Kraft der Gegenwart an; bald verengen und beschränken die Mittel den Umriß des Kreises, innerhalb dessen die Kunst ihre Freiheit ausüben kann; die Zahl der Gegenstände, welche sie dann darzustellen vermag, ist viel geringer, weil sie nur vermöge sinnlicher Eindrücke die Phantasie ergreift, aber eben deswegen wirkt sie auf die Sinne mächtiger ein, und die Wesen die sie uns vorführt, haben bestimmte, ausdrucksvolle, hervortre-

tenen Formen; das Leben scheint sie wirklich zu be-
seelen. Im ersteren Fall kann die Kunst einen
großen Zeitraum in ihren Schöpfungen umschließen,
und alle Momente einer Handlung mit einer Bege-
benheit zu einem Totaleindruck verbinden, im andern
kann die Kunst nur Einen Moment auffassen und
dem Auge darbieten; höchstens kann sie den vorher-
gehenden oder folgenden Moment andeuten. Die
plastischen Künste, die Malerei und die Bildhauerei
gehören, zu dieser letzten Categorie; die Tonkunst und
die Poesie sind von der andern Gattung.

Allein die Musik hat nur die Macht der Töne in
ihrer Gewalt, und so mannichfaltig, so vielfältig sie
auch sind, so sehr sie auch nach den Organen und nach
den Werkzeugen, aus welchen sie hervorgehen, ihren
Charakter und ihr Wesen verändern, haben sie im-
mer etwas Unendliches, aber zugleich etwas Unbe-

durch melodische Zusammensetzung der harmonischen Töne der Worte mahlt sie dem Ohr was das Auge schon wahrgenommen hatte, und die Abwechselungen des Versbaues, der Rhythmus der Sprache, die Form der Strophen vervielfachen ihre Darstellungsmittel ins Unendliche. So behauptet sie den ersten Platz auf der Stufenleiter der Künste; wenn sie auch in Hinsicht der Intensität der Eindrücke für gewisse Gegenstände ihren Schwestern nachsteht, so überflügelt sie sie doch alle vermöge der Unermeßlichkeit ihrer Sphäre, die alle Räume und alle Zeiten in sich begreift.

Jedem aufmerksamen Beobachter der menschlichen Natur kann es nicht entgehen, daß es zwei Hauptarten giebt, die Wesen und die Gegenstände die uns gegeben sind, so wie die welche wir erschaffen, aufzufassen, zu beurtheilen und darzustellen. Die eine ist objectiv, die andere subjectiv; in der einen beziehen wir unsere Vorstellungen auf die Dinge selbst, um ihre Eigenschaften zu erkennen; wir treten aus uns selbst heraus, um die Welt, die sich in uns abspiegelt, und die Welt, die aus uns selbst hervorgeht, an sich anzuschauen; in der andern beziehen wir alle Wesen und alle Gegenstände auf unsere sinnliche Empfindung, auf unsere Phantasie, unser Gemüth; wir betrachten sie nicht mehr in ihrem unabhängigen Dasein, sondern in ihrem Verhältniß zu unserer eigenen Individualität, in ihren Wirkungen auf unsere innere Stimmung, auf unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, auf unser Wohl und Wehe. In

dem ersten Gesichtspunkt ist die Anschauung vorherrschend, in dem andern die Reflexion. Diese zwei verschiedenen Arten der Thätigkeit der Seele offenbaren sich auch in den Künsten, und vor allen in der Poesie; entweder werden die Wesen, welche die Phantasie hervorbringt, die Handlungen und die Begebenheiten, die sie erdichtet, dargestellt mit ihren charakteristischen Zügen, ihren frischen Farben, ihrer lebendigen Bewegung, als wären sie wirklich gegenwärtig, als hätten sie ein reelles Dasein; oder die Phantasie zaubert uns nur gewisse Wesen und gewisse Handlungen vor, um die Seele in einen gewissen Zustand zu versetzen, und die Darstellung beschränkt sich auf die Gefühle, die Gedanken, die leidenschaftlichen Aufwallungen, die dieser Zustand mit sich führt, und die sich aus ihm ergeben.

Diese zwei Haupttendenzen, diese zwei verschiedenen Charaktere aller Poesie, die Objectivität und die Subjectivität finden sich nie ganz ausschließlich, aber mehr oder minder hervorstechend, bei allen Völkern und in jeder Litteratur. Nach dem verschiedenen Alter der Nationen oder nach der Individualität und der Lage des Dichters, tritt bald die eine, bald die andere mehr hervor. In den ersten Perioden der Geschichte der Menschheit, in der Jugend der Gesellschaft, geht die Bewegung des Menschen von Innen nach Außen. Er lebt in der Natur und für die Natur; die äußere Welt ist Alles in seinen Augen; er vertieft sich in die Gegenstände und Begebenheiten,

die ihn umgeben, oder die er selbst schaffend außer sich projectirt, und mit welchen er sich umgiebt. In dieser Periode erscheint Alles dem Menschen so frisch, so lebendig, so scharf gezeichnet, so kräftig gestaltet, wie er selbst. Was er empfängt und was er hervorbringt soll auf seine Sinne mächtig einwirken, und sich ihm sinnlich offenbaren. In dieser Periode nimmt der Dichter die Farbe seiner Zeit an; es ist die Jugendblüthe der Poesie. Die Objectivität allein waltet und wird allein gesucht, geschätzt und bewundert. Später kehrt der Mensch in sich zurück, seine Kraft bewegt sich von Außen nach Innen, er beobachtet und schaut vorzugsweise was in ihm selbst vorgeht an, er schafft in sich eine eigene Welt, er fordert von der Phantasie weniger Eindrücke als Gefühle, und die Darstellung der letzteren ist ihm das Höchste, das Liebste in der Kunst. Die Poesie gewinnt an Subjectivität und verliert an Objectivität.

Das Uebergewicht bald der einen bald der andern Art der Poesie, nämlich die objective oder subjective Darstellung, hängt von der Periode des Lebens eines Volks, in welcher der poetische Genius sich offenbart, ab. Es geht den Nationen wie den Einzelnen. Die Jugend hat andere Bedürfnisse, einen andern Charakter, eine andere Darstellung, und führt eine andere Sprache als das reifere Alter. Daher die objective Poesie in der griechischen Litteratur sich ausschließlich und in einer hohen Vollkommenheit ausspricht, und daher zeigt die römische Litteratur, viel

später entstanden, weniger Objectivität, obgleich sie sich der griechischen nachgebildet hat.

Allein die Objectivität und die Subjectivität der Poesie hängt zu allen Zeiten und bei allen Völkern von anderen Ursachen ab. Die Natur der Neigungen, der Denk- und Empfindungsart, des äußern und des innern Lebens eines Volks, die Farbe der Gegenstände, welche die Poesie darstellt, die Form die sie wählt, die Wirkung die sie hervorbringen will, die Individualität des Dichters selbst und die vorherrschende Stimmung seines Gemüths und seines Geistes üben einen entschiedenen Einfluß auf die Haupttendenz, welche diese Kunst bei einem Volke annimmt, und auf die eigenthümliche Gestaltung ihrer Schöpfungen aus.

Die südlichen Völker, im Schooße einer freigebigen, freundlichen, anmuthigen Natur, in einer milden, gleichmäßigen, erwärmenden Luft, unter einem heitern Himmel im überströmenden Licht der Sonne wandelnd, athmen gewissermaaßen Freude und Schönheit ein, treten gern aus sich selbst oder vielmehr kehren nur sehr selten in ihr Ich zurück, stets angezogen von den reizenden Eindrücken, die von allen Seiten ihnen zufließen. Die Sinne und die Phantasie sind bei ihnen vorzugsweise beschäftigt; es genügt ihnen die äußere Welt anzuschauen, und selten sind sie geneigt, ihrem Innern das innere Auge zuzuwenden um sich selbst fühlend, denkend, handelnd zu beschauen und zu beobachten. Ihre Künstler und

ihre

eigenen Geistes, trägt in seinem Kopf und in seinem Herzen eine Welt von Gefühlen und Bildern aufge-gen, und seine Dichter, nur ihm verwandt, kommen ihm nur entgegen: im Norden unterscheidet sich die Poesie durch einen eigenthümlichen Charakter, in ihr wird Alles bezogen auf den Menschen, auf die Art wie die Dinge ihn bewegen, und die Subjectivität gewinnt die Oberhand. Dieses Gepräge trägt vor allen andern die deutsche und die englische Literatur, obgleich beide Kunstwerke aufweisen können, die sich durch eine strenge Objectivität auszeichnen.

In einer edlen Periode der Cultur des Menschengeschlechts und der alten Völkern, sie mögen mehr Neigung und Anlagen zu der einen oder der andern Gattung der Poesie haben, entscheidet die Form und die Natur des Gedichtes, ob sie der einen oder der andern Art sich anschließen und gehören



nur zu den Bewegungen des Innern im Menschen den Impuls giebt, muß sich die Poesie zur Subjectivität hinneigen, oder vielmehr einen rein subjectiven Charakter annehmen. Beide Arten von Dichtung würden ihre Wirkung verfehlen, unangemessen, ja schülerhaft erscheinen, wenn die eine die Sprache der andern führte und wenn beide, ihren Zweck vergessend, und ihre Mittel verkennend, wechselseitig ihr Gebiet überschritten um in dem ihnen fremden Gebiet ihr Spiel zu treiben. Allein nach den oben bezeichneten Eigenthümlichkeiten der südlichen und nördlichen Poesie wird es bei einem Volke mehr als bei dem andern, Dichter geben, die entweder die epische und dramatische Dichtung pflegen oder ihrer individuellen Stimmung gemäß die lyrische und die elegische Form vorzugsweise wählen. Es wäre aber einseitig und ungereimt, zu behaupten, daß bei einem jeden Volke, welches sich zu hoher Cultur emporgeschwungen hat, und dessen poetische Ader reichlich und mit üppiger Fülle schlägt, welches auch das Vorherrschende bei ihm sein mag, nicht alle Arten von Dichtung sich vorfinden könnten und sollten.

Bei den Griechen, die in allen Künsten, und auch in der Poesie, das freie Plastische liebten und die Schöpfungen ihres Genius in die äußere Welt unter lebendigen Formen mit individuellen Zügen hervorgehen ließen, haben Pindars Lyra, Moschus und Bions elegische Harfe, ja die Tragiker selbst in den Chören, und besonders Euripides, Anklänge von reflectirender Poesie

und verkünden das tief bewegte Gemüth des Dichters. Dieses ist noch mehr der Fall bei den Römern. Nicht allein in Lucrez didactischem Gedicht, sondern auch in Horazens munteren Liedern, so wie in seinen ernsten Gesängen, in Tibulls Liebesseufzern, ja selbst in Virgil trifft man öfters auf Stellen, wo die dargestellten Gegenstände auf das Innere des Dichters bezogen werden und wo er die Geheimnisse, die Wunden und die Freuden seines eigenen Herzens verräth. Hinwieder bei den neuern, wo das Subjective von allen Seiten hervortritt, und wo das Gemüth des Dichters entschieden die Oberhand über alle andere witwirkende Vermögen der Seele hat, zeichnen sich Dante, Ariost, Tasso am italienischen Himmel durch reine, hervorstechende Objectivität aus, so wie Cervantes, Lopez de Vega und Camoens in der pyrenäischen Halbinsel, Lafontaine, Moliere, Racine in Frankreich, die unbekannten Verfasser des Nibelungen Liedes und des Reinecke der Fuchs in der ältern, in der letzten Zeit vor allen Göthe in Deutschland, so wie Shakespeare in England.

Aus allen diesen Beispielen bewährt sich die Ansicht, daß weit mehr als alle andere, die Richtung und den Ton eines Dichters bestimmende Ursachen, und öfters ihnen entgegen, der individuelle Charakter des Dichters und die aus seinen Schicksalen entstandene vorherrschende Stimmung seines Gemüths den Ausschlag geben, um seinen Werken ein objectives oder subjectives Gepräge zu ertheilen.

Die Litteratur eines Volks, und zumal dessen Poesie, ist und muß immer der gesteigerte und ideale Ausdruck seines National-Charakters, seines eigenthümlichen Genius sein. Der Dichter trägt immer die Farbe seiner Nation, und auch, wenn er ihr voreilt und höher als sie steht, kann und darf er nie seinen Ursprung verläugnen noch seine Nationalität verwischen; wäre es anders, so würde er aus Mangel an Wahlverwandtschaft mit seinem Volke ihm fremd bleiben, weder von demselben geliebt noch bewundert, isolirt dastehen, ohne das Volksleben in sich aufzunehmen und seinerseits in dasselbe einzugreifen. Noch weit mehr empfängt der Dichter die Einwirkung seiner Zeit, der ihn umgebenden Welt, des geistigen und moralischen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und der Form welche die Civilisation in einer gegebenen Periode annimmt. Er empfängt diesen Einfluß mittelbar, indem sein Volk mehr oder minder der steten Einwirkung dieser Ursachen unterworfen ist, aber er empfängt ihn auch unmittelbar, indem die Zeitgeschichte ihn trägt und die Gestalten derselben, die sich um ihn bewegen, die Gestaltung seiner eigenen Phantasie bestimmen. Je mehr nun zwei große Abschnitte der Zeit von einander auffallend verschieden sind und in allen Verhältnissen des Lebens als ungleichartig, und sogar als entgegengesetzt erscheinen, je mehr müssen auch nothwendig, bewußt oder unbewußt, die Dichter in zwei solchen ganz divergirenden Perioden in jeder Rücksicht

mit einander [illegible] und eine ganz eigene charak-
teristische Physiognomie zeigen.

Nun reihe ich zwei entsprechende Abschnitte über die antike Welt der Griechen und die aus den Trümmern des römischen Reichs, aus der Allgewalt der nordischen Völker sich allmählich herausarbeitende, emporhebende, bis zu ihrer jetzigen Höhe geschrittene neuere Welt.

Wenn man diese beiden Welten, aufmerksam mit einander vergleicht, und diese Vergleichung durch alle Verzweigungen des Lebens verfolgt, so wird die gänzliche Verschiedenheit, ja die Entgegensetzung beider auffallend erscheinen. Von den materiellen Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft an, bis zu der höchsten geistigen menschlichen Entwickelung, hat sich in beiden Alles anders gestaltet, so daß sie nur wenige Berührungspunkte und Aehnlichkeiten



das Innere der Wohnungen, die Art sich zu kleiden, zu nähren, zu ruhen, die Eintheilung der Zeit, die Verwendung der Tage und der Nächte, die Freuden und die Vergnügungen, mit einem Worte die ganze Lebensweise, von einander ganz abweichende Richtungen und Gestalten an.

Alle diese so scharf contrastirende Verschiedenheiten der alten und der neuern Zeit lassen sich sehr leicht erklären, und ergeben sich wie von selbst aus einer nähern und gründlichern Bekanntschaft mit der Natur, aus den davon abhängenden Fortschritten der mechanischen Künste und einer verständigen Anwendung der physischen Wissenschaften. Allein diese Verschiedenheiten haben nicht so tief in das Wesen der Menschheit eingegriffen als andere höher liegende Ursachen, die den Grundsätzen, den Ideen, den Empfindungen, den Gefühlen, den Handlungen einen eigenthümlichen Charakter einprägten. Hierzu gehört vor allem die Religion und die mit ihr im engen Zusammenhang stehenden Verhältnisse der beiden Geschlechter, des häuslichen Lebens, der Geselligkeit, die politischen Formen der Verfassung und der Verwaltung der Staaten. So wie die mannichfaltigen Farben des Polytheismus sich auf alle Theile der alten Welt abdrucken, so kann man mit Recht sagen, daß die neue Welt aus dem Christenthume hervorgegangen ist, daß sein Geist so wie seine Lehren in alle Adern des Lebens sich ergossen haben, und

[illegible] allen [illegible] und Erscheinungen derselben [illegible] werden.

[illegible] eine [illegible] [illegible] Religion, sie möchte nun [illegible] [illegible] der [illegible] unter ihren eigenen Formen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und in personificirter [illegible] [illegible] [illegible] — eine Religion die nur in die [illegible] [illegible] eingreift, durch ihre Feste, ihre [illegible] [illegible] [illegible], ihr Priesterthum, alle ihre [illegible] [illegible] [illegible] verherrlichte oder [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — eine Religion, die das [illegible] [illegible] [illegible], an das Innere [illegible] Menschen keine [illegible] macht, weder durch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Erkenntniße giebt, noch durch [illegible] [illegible] [illegible] Willen leitet und seine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nur in wunderbaren Sagen [illegible] — eine Religion endlich, die keinen andern Zweck zu haben scheint als dem Menschen über sein

Bücher gegründet, auf der einen Seite eine positive Lehre enthält, unabänderlich alle Zeiten zu überleben bestimmt, und auf der andern dem Geist, der den Sinn dieser Bücher erforschen soll, eine die Cultur befördernde Pflicht auflegt — eine Religion, die, aus der übersinnlichen Welt hervorgegangen, sich auch auf die übersinnliche Welt bezieht, und obgleich sie sinnliche Symbole nicht verschmäht, und sich in der sinnlichen Welt durch Thatsachen offenbart hat, doch der Sinnlichkeit und allem was sie mit sich führt den Krieg erklärt, und alles Endliche nur als eine zum Unendlichen führende Stufe betrachtet. Der äußere Mensch ist nur in ihren Augen als Ausdruck, Sinnbild, Sprache des innern wichtig; das Innere im Menschen allein hat für sie einen großen, heiligen, ewigen Werth. Die Intelligenz, das Gemüth, das Herz, der Wille sind ihr eigentlicher Wirkungskreis und allein ihres heilsamen Einflusses würdig. Sie giebt der Intelligenz durch den Glauben einen festen Stützpunkt und ein unverrücktes Ziel, dem Gemüth Ahnungen, Hoffnungen, Gefühle höherer Art, und erhebt es zum Unsichtbaren und zum Unendlichen, als zu seiner eigentlichen Heimath; sie reinigt, veredelt das Herz und drückt der Liebe ein heiliges Siegel auf; sie legt dem Willen ein freiwilliges Joch auf, beugt ihn unter ein unbeugsames Gesetz, schreibt ihm strenge unabänderliche Regeln seines Thuns und seines Lassens vor, ertheilt ihm zugleich einen sichern Maaßstab, seine Hand-

lungen und seine Richtungen zu beurtheilen, und indem sie das Schwierigste ihm gebietet, fordert sie, daß Liebe allein es eingebe, erleichtere, verherrliche. Um das große Werk zu vollenden, verheißt sie dem mit Festigkeit Entsagenden, beharrlich Kämpfenden, muthig Ertragenden, mit Ergebung Leidenden, heiter und freudig Sterbenden, eine ungetrübte, endlose, vollkommene Glückseligkeit, das Heil der Seele. Dies alles offenbart sie dem Menschen in einer einfachen, erhabenen Sprache, unter leicht aufzufassenden lebendigen Bildern. Sie knüpft das Unsichtbare an sichtbare Zeichen, verleiht dem Uebersinnlichen sinnliche Gestalten, verbindet ihre Lehren mit Thatsachen der Geschichte; diese Thatsachen sind Handlungen, diese Handlungen sind eben so charakteristisch als es die Personen sind, von welchen sie ausgehen, und über alle diese Personen erhebt sich der persönliche Gott. Der Gottesdienst den sie anordnet, prunklos und bescheiden, empfiehlt sich nur durch seine geheime Bedeutsamkeit, und die Gesinnungen des Dienenden verleihen ihm allein Leben und Würde. Ihre feierlichen Gebräuche sprechen weder die Sinne noch die Phantasie an; ihre Feste verewigen unvergeßliche Begebenheiten, aber sie erborgen nichts von den äußeren Umständen, unter welchen sie begangen werden; sie werden eben so gut in einem Dorfe als in einer reichen Stadt gefeiert, ihr Wesen bleibt immer dasselbe. Doch läßt diese Religion es den Menschen frei, den Gottesdienst mit prachtvollen, schönen, erhabenen

Formen zu umgeben, wenn es nur dem Wesentlichen ungefährdet und unbeschadet geschieht. Sie kann sich mit allen Schätzen der Natur und der Kunst verschwistern, und alle Kräfte so wie alle Talente aufbieten, um die ewigen heilbringenden Ideen, die sie verkündet, auf das Herrlichste dem Auge und dem Ohre zu gestalten; auch haben es die Völker öfters versucht und mit Glück erreicht.

Die Schöpfungen der Kunst, die der Religion und dem Gottesdienst der Griechen und der Römer dienten, sind eben so verschieden von den Werken der Kunst, welche das Christenthum zu seiner sinnlichen Verherrlichung erschaffen und herbeigeführt hat, als die beiden Religionen in Hinsicht ihres Geistes, ihrer Lehre, ihres vorherrschenden Charakters entgegengesetzt sind. Die Tempel der Alten tragen das Gepräge der sinnlichen Schönheit; sie erheben sich auf Säulen mit Anmuth und heiterer Leichtigkeit, und auch da wo sie die Eindrücke von Würde und Majestät geben, bleiben sie dem Erhabenen fremd. Sie sind von oben erleuchtet; das Licht strömt durch alle ihre Theile, und alles ist in denselben nicht auf die Gegenwart des Volks, sondern auf die Opfer berechnet. In den christlichen Tempeln mußte alles zum Geistigen, Uebersinnlichen führen; sie sollten ein sinnliches Abbild der unsichtbaren Welt seyn, die Bedürfnisse eines frommen Gemüths und einer keuschen, zum Himmel gerichteten Phantasie forderten sie, und das Genie entsprach diesen Forderungen. In

den sogenannten gothischen Kirchen scheint alles bestimmt, die Seele der Erde zu entrücken und mit großartigen überirdischen Gefühlen zu erfüllen. Die hochanstrebenden Spitzbogen, die kühnen Gewölbe, die riesenhaften Massen, die tiefen und breiten Schiffe, das Helldunkel der bemahlten Scheiben, die das Licht der Sonne mildern und brechen; die in den blauen Himmel sich verlierenden Kuppeln und Thürme, alles vereinigt sich zu demselben, um Empfindungen [illegible] hervorzubringen, um dem menschlichen Geist ein Vorgefühl des Unermeßlichen, Ewigen, Unendlichen zu geben. Um das Geheimnißvolle der Kirchen zu vermehren und die Mittel an die Hand zu geben, sich in eine geheime Ahnung des erhabenen Sinnes der Mysterien des Christenthums zu verlieren und zu vertiefen. Wenn man die Dome von Cöln,



richt und Belehrung durch Predigt, Gebet und Gesang, als in den gothischen Gebäuden. Aber auch dort hat alles ein geistiges Gepräge: die Sinne werden nur angesprochen, in so fern es nöthig ist, um Gefühle und Ideen anzuregen.

Auch die andern Künste, die zur Verschönerung der Kirchen oder zur Verherrlichung des Gottesdienstes in den christlichen Ländern dienen, haben etwas Eigenthümliches, etwas von den Werken der Alten Verschiedenes. Bei diesen haben die Schöpfungen des Meißels mehr großartige Ruhe als lebendigen Ausdruck der Leidenschaft und der Empfindung: wenigstens ist bei ihnen das erstere vorherrschend; das Gegentheil ließe sich von Schöpfungen derselben Gattung in der christlichen Welt behaupten. Wenn in der letztern die Macht der Töne und die magische Gewalt des Pinsels mehr zur Belebung der Religiosität als im Heidenthume beitragen und angerufen wurden; wenn in dieser Hinsicht die Bildhauerei gegen die Malerei und die Musik nachsteht, so ist es vielleicht, weil der Meißel nur bestimmte, scharf bezeichnete, endliche, rein sinnliche Formen hervorbringt, hingegen die Kunst des Malers neben solchen bestimmten Formen durch das Spiel der Farben, den Zauber des Colorits, die Täuschungen der Perspective, die Phantasie auf kühnern Flügeln in das Unermeßliche versetzt, und weil die Musik vermöge einer gewissen, von ihr unzertrennlichen Unbestimmtheit mit dem Unendlichen näher verwandt, das Gemüth mit demselben vertrauter macht.

Die wesentliche Verschiedenheit des Christenthums vom Polytheismus hat eben so wesentliche Verschiedenheiten in alle Verhältnisse des Lebens herbeigeführt, und alles trägt in der Welt, die aus den Trümmern des abendländischen Reichs hervorgegangen ist, einen andern Stempel, eine andere Form, einen andern Charakter als in den heidnischen Zeiten. Die christliche Religion mit ihren alles umfassenden Lehren, ihren alle Handlungen bestimmenden Gesetzen, ihren ewigen alle irdische Interessen überflügelnden Hoffnungen, erstreckte ihren mächtigen Einfluß auf alles was der Mensch thun oder lassen soll, erschaffen oder empfangen kann. Der Himmel nahm eine neue Gestalt an und die von ihm ausgehende Kraft gab der Erde eine neue Gestalt; ein, alles durchströmendes Licht verlieh allen Erscheinungen der Natur und der Gesellschaft einen neuen Glanz und

und ihrer persönlichen Ehre weniger Werth beilegend, nur für die Unabhängigkeit und den Ruhm der Vaterstadt kämpften, keine andere Unsterblichkeit kannten als die des Gemeinwesens, die nur dem Genuß der Sinne fröhnend, den Frauen selten mit der ihnen schuldigen Hochachtung, noch mit wahrer Liebe huldigten; die ihren Göttern nur durch Opfer und Spiele dienten und nach den Freuden des öffentlichen Lebens gern in ihren wollüstigen Wohnsitzen ausruhten und schwelgten, statt daß die Ritter, auf ihren hohen Burgen, in der Mitte der Wälder, am Ufer der Seen und der Flüsse einsam nach vollbrachten Thaten ihre Tage im engen Kreise der Familie zubrachten, von dort herab in die ihnen gehörige angebaute oder wilde Ebene schauten oder herunterkamen, um Neues zu unternehmen. Welchen Contrast bieten nicht die Fehden der geistlichen und weltlichen Gewalt, die Kreuzzüge mit ihrer Begeisterung, ihrem idealischen Schwunge, die prachtvollen, allgemeine Theilnahme durch die ganze Christenheit verbreitenden Turniere, die Gewalt der Sitte die über die Gesetze sich erhob, die sonderbare Mischung von kriegerischer Gesinnung, religiösem Eifer und glühender Liebe, welche das Ritterthum darbot; die späteren Kämpfe der freien Städte und der hochherzigen Bürger mit dem freien und ehrsüchtigen Adel, gegen den Argonautenzug und den trojanischen Krieg, die ersten Blüthen des Heroismus in der Welt der Alten; gegen ein Priesterthum, welches der Regierung diente, und von ihr

Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung erweiterten nicht allein den Markt der Gewerbsamkeit, sondern auch den Gesichtskreis aller Wissenschaften, und setzten den allgemeinen Welthandel an die Stelle des beschränkten furchtsamen Küstenhandels der Alten. Die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg trug das Ritterthum so wie die Kriegskunst der Alten zu Grabe. Die Wissenschaft und das Genie entschieden die Schlachten mehr als die persönliche Tapferkeit. Die Buchdruckerei mit beweglichen Lettern vervielfältigte ins Unendliche die Mittel des Unterrichts und der Bildung, und verbreitete sie unter alle Klassen der Gesellschaft. Das Lesen wurde ein allgemeines Bedürfniß und der todte Buchstabe ersetzte allenthalben nur zu sehr die eigene Anschauung und das lebendige Wort.

Alle diese tief einwirkenden Ursachen, mit der einflußreichen Gewalt der Religion und den aus dem Mittelalter herstammenden Verhältnissen, haben dermaaßen die Welt verändert, daß die neueren Zeiten keine Aehnlichkeit mit den früheren Jahrhunderten haben, und in allen Beziehungen sich wesentlich von ihnen unterscheiden.

Jetzt werden alle Arten von Production und Gewerbe von freien Männern betrieben, und als Folge davon ist die Arbeit in das Unendliche getheilt worden. Ein jeder wählt seinen Stand wie es ihm seinen Kräften, seinen Neigungen und den Umständen angemessen scheint. Auch derjenige, der kein Ver-

mögen besitzt, gehört keinem andern Menschen im strengen Sinn des Worts zu: seine Person so wie seine Zeit bleiben sein Eigenthum, und er entscheidet allein über den Gebrauch beider. Bei den Alten beruhete der ganze Mechanismus der Gesellschaft auf der Sclaverei, eine jede productive Arbeit wurde von den Sclaven beinahe ausschließlich verrichtet. Millionen Menschen büßten ihre Persönlichkeit ein, und wurden als Sachen behandelt, damit die kleinere Anzahl um so unabhängiger und ungebundener leben könnte. Freilich hat die Leibeigenschaft lange in der christlichen Welt eine drückende Anomalie gebildet, aber auch diese Fesseln sind gebrochen oder gelöset worden.

Bei den Alten waren die Frauen auch da, wo sie am besten behandelt wurden, in einen Zustand der Unterthänigkeit und drückender Zurücksetzung gestellt: in einem großen Theil der damaligen Welt, wo die Vielweiberei gebräuchlich war, wurden sie in der That als Sachen angesehen, gekauft und verkauft; in Griechenland wurden sie zwar nicht als Sclaven betrachtet, aber doch in den Gynäceen von allem Umgange mit Männern abgesondert und ausgeschlossen; in Rom traten sie mehr in das öffentliche Leben ein, sie wurden geachtet und verehrt, aber ihr Verkehr mit dem andern Geschlecht war sehr beschränkt, und gemischte Gesellschaften fanden nicht statt. Die christliche Religion, die Religion der Freiheit und der Gleichheit in der geistigen Weltordnung, in Hinsicht der Heiligkeit der Rechte so wie der Pflich-

ten, hat die Würde der Frauen, indem sie ihnen die Einen so einräumt wie die Andern auflegt, hergestellt, sie hat beide Geschlechter erhoben und veredelt, indem sie den wechselseitigen Einfluß beider auf einander hervorrief und herbeiführte.

Dieser Umstand allein reichte hin, das häusliche und das gesellschaftliche Leben in der neueren Zeit himmelweit von dem was sie bei den Alten waren, zu entfernen. Bei ihnen war für die Freien das öffentliche Leben die Hauptsache, das häusliche stand im Hintergrunde und wurde vernachläßigt; es bot wenig Reiz und wenig Genuß. Bei uns hat die Familie ein entschiedenes Uebergewicht: die Bande die den Mann mit der Frau, den Vater mit den Kindern, die Geschwister unter sich verbinden, sind inniger, fester, vielseitiger geknüpft. Die Frauen, als Töchter, Gattinnen, Mütter, Schwestern, bilden den Mittelpunkt des häuslichen Kreises, und führen zur Belebung aller dieser Verhältnisse den Scepter der Sitte. Die Alten kannten nicht, und konnten das zarte, geistige, überirdische Gefühl der moralischen Liebe nicht kennen: der Besitz des Weibes war ihnen alles, die Minne war ihnen fremd. Dagegen zeigte sich schon im Mittelalter die Blüthe dieser edlen Leidenschaft, und noch jetzt trägt sie herrliche Früchte. Aus ihr entstanden die Gesellschaften, wo beide Geschlechter täglich zusammentreffen, in den Schranken der Sittlichkeit und des Anstandes einander näher gebracht, im leichten Umgange

sich frei bewegen und durch den Austausch ihrer Empfindungen, ihrer Ideen, ihrer Urtheile zu ihrer Ausbildung wechselseitig beitragen.

Die politischen Verfassungen und die Formen der Regierung haben nicht minder als die häuslichen geselligen Verhältnisse in dem neuern Europa eine andere Gestaltung erhalten, und einen eigenen Geist angenommen. Die Alten kannten nur absolute Monarchien, die mit wenigen Ausnahmen reine Despotien waren, oder Republiken. In diesen letzteren nahm das ganze Volk, das heißt alle Freien, mehr oder minder Antheil an der Leitung des Gemeinwesens. Die Demokratie war selten und nie auf lange Zeit, durch eine wahre, gegliederte, stark organisirte Aristokratie beschränkt, und in ihren wilden Bewegungen zurückgehalten: das demokratische Element hatte immer ein bestimmtes Uebergewicht, und aus seiner regellosen Kraft ging ein Zustand der Dinge hervor, in welchem der Staat, zwischen der Tyrannei des Volks und der Tyrannei eines Einzelnen hin und hergeworfen, mit der letztern endigte. Die altständischen Formen, wie sie sich aus der Entwickelung des germanischen Wesens, der Eroberung, der Art der Ansiedelung in den neuern Staaten ergeben haben; Formen, die sich mit den Fortschritten der Civilisation vervollkommnet, sich noch ferner vervollkommnen werden, und vermöge welcher die Interessen der verschiedenen Klassen durch die wohlhabendsten, am meisten gebildeten Eigenthümer vertreten werden, und die oberste Gewalt in der ge-

setzmäßigen Bahn gehalten, erleuchtet, geleitet wird, kannten die Alten gar nicht. Obgleich Aristoteles, Polybius, Cicero und Tacitus in ihren Schriften bemerken, daß die vollkommenste Verfassung in einer Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie bestehe, so ist doch bei den Alten diese aus der Wechselwirkung der Gegenkräfte hervorgehende Verfassung nie wirklich in das Leben getreten, und erst in den neueren Zeiten hat sie sich ausgebildet, bewährt, hat die Freiheit und die Ordnung, die Einheit des Ganzen und das mannichfaltige Leben der Theile bedingt und verbürgt. Aber auch in den Staaten, wo heutzutage die souveraine Gewalt in den Händen eines Einzigen ungetheilt und unbeschränkt ruht, hat der Geist der Monarchie, sich veredelnd, stets dem Zwecke des Staats gemäß sich verbessernd, den Mangel der Formen oder ihre Fehler ersetzt. Die Macht der Religion hat auf das Gemüth der Regenten und der Unterthanen heilsam eingewirkt, die Rechte und die Pflichten Beider sind mehr anerkannt und besser gewürdigt worden. Feste, vernünftige, echt menschliche Gesetze sind als heilige Normen der Fürsten und der Völker aufgestellt und befolgt, haben das Gewissen der Staaten gebildet; die öffentliche Meinung durch den täglichen Verkehr der Menschen, durch die Reibung der Köpfe in den Gesellschaften und die ununterbrochene Bewegung der Presse lauter und immer lauter geworden, hat eine Gewalt hervorgebracht, die leider oft störend und zerstörend in die Räder

des Staatsmechanismus eingegriffen hat, aber auch oft, vermöge ihrer verständigen und freimüthigen Aeußerungen viel Gutes befördert, viel Unzweckmäßiges verhindert und eine nützliche Hemmkette des Bösen abgegeben hat.

Aus allen diesen Verhältnissen, die sich durch den nothwendigen Gang der Civilisation oder durch zufällige Ursachen ergeben, haben sich in den christlichen Staaten des neuern Europa Grundsätze, Ideen, Gefühle, Gewohnheiten gebildet und allgemein verbreitet, die den Verstand bestimmen, die Vernunft leiten, den Willen bewegen, den Geschmack läutern und gewissermaaßen das geistige und moralische Gewissen der Völker ausmachen. Von den höchsten Dingen bis zu den kleinsten, von den wichtigsten bis zu den unwichtigsten hat sich alles in der Welt verändert, und von dem übersinnlichen Glauben bis zu den Einzelheiten des sinnlichen Lebens hat alles eine besondere charakteristische Gestalt angenommen.

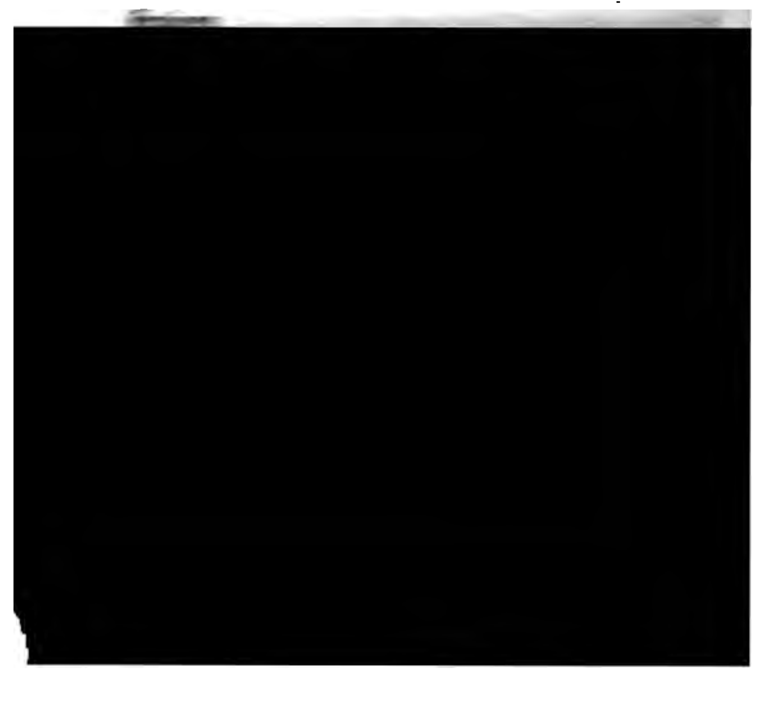
Die Litteratur einer Zeit oder eines Volks ist immer nur der Abdruck eines gegebenen Zustandes derselben: sie muß, wo nicht ein treues Bild eines Jahrhunderts und eines Volks sein, doch immer deren Physiognomie bezeichnen, und mehr oder minder deren Farbe und Gepräge tragen. Immer aus dem Volke hervorgegangen, kann sie weder ihre Aehnlichkeit mit ihm verwischen noch ihren Ursprung verläugnen; sie muß seiner Individualität sich anschmiegen, wenn sie von ihm aufgenommen



es Staatsmechanismus eingegriffen hat, aber auch
ſt, vermöge ihrer verſtändigen und freimüthigen
leußerungen viel Gutes befördert, viel Unzweckmä-
iges verhindert und eine nützliche Hemmkette des
Böſen abgegeben hat.

Aus allen dieſen Verhältniſſen, die ſich durch
en nothwendigen Gang der Civiliſation oder durch
ıfällige Urſachen ergeben, haben ſich in den chriſt-
chen Staaten des neuern Europa Grundſätze,
Ideen, Gefühle, Gewohnheiten gebildet und allge-
ein verbreitet, die den Verſtand beſtimmen, die Ver-
unft leiten, den Willen bewegen, den Geſchmack
ıtern und gewiſſermaaßen das geiſtige und morali-
he Gewiſſen der Völker ausmachen. Von den höch-
en Dingen bis zu den kleinſten, von den wichtigſten
s zu den unwichtigſten hat ſich alles in der Welt
rändert, und von dem überſinnlichen Glauben bis
den Einzelheiten des ſinnlichen Lebens hat alles
ne beſondere charakteriſtiſche Geſtalt angenommen.

Die Litteratur einer Zeit oder eines Volks iſt
ımer nur der Abdruck eines gegebenen Zuſtandes
rſelben: ſie muß, wo nicht ein treues Bild eines
ahrhunderts und eines Volks ſein, doch immer
ren Phyſiognomie bezeichnen, und mehr oder min-
r deren Farbe und Gepräge tragen. Immer
is dem Volke hervorgegangen, kann ſie weder
re Aehnlichkeit mit ihm verwiſchen noch ihren
rſprung verläugnen; ſie muß ſeiner Individuali-
t ſich anſchmiegen, wenn ſie von ihm aufgenommen



Augen vorgeführt, und auch da, wo es dieselben sind, unterscheiden sie sich durch ihre Form und ihr Colorit. Der Strom von Ideen und Gefühlen, welcher die Welt der Alten belebte, ist versiegt, und es ergießt sich in die Adern der Völker und der Einzelnen im heutigen Europa ein neuer Feuerstrom, der mit dem früheren nichts gemein hat, als daß sie beide die Herzen Aller bewegen und erwärmen. Ganz verschiedenartige Interessen werden von den Dichtern angeregt, gepflegt, verfochten, und nur in so fern sie diese Saiten mächtig berühren, harmoniren mit ihnen ihre Zeitgenossen; mit einem Worte, der Geist der Poesie bei den Alten ist uns fremd geworden, so wie der Geist der neueren Poesie ihnen unbekannt war und sein mußte.

So anschaulich, so total die Verschiedenheit dieser beiden Poesien sich durch alle Zweige derselben bewährt und gleich bleibt, so schwer ist es doch die Gegensätze anzugeben, in welchen diese Entgegensetzung sich offenbart, und die Charaktere, welche sie unterscheiden, bestimmt auszudrücken. Im Allgemeinen kann man mit Wahrheit sagen, daß die neuere Poesie sich durch eine größere Mannichfaltigkeit auszeichnet, es sei der Gegenstände, der Gestalten, der Farben, des Tones oder der sie belebenden Ideen, der aus ihnen entspringenden Gefühle und einer gewissen geheimen oder offenen, vorherrschenden oder untergeordneten Tendenz zum Geistigen und Uebersinnlichen. Diese Mannichfaltigkeit ergiebt sich von

selbst aus den sich nach allen Richtungen durchkreuzenden Bewegungen, Interessen, Leidenschaften, Handlungsweisen der mannichfaltigen Elemente, aus welchen die bürgerliche Gesellschaft zusammengesetzt ist; sie zeigt sich in den Häusern wie auf dem Markt, in den Familien wie im Staate, in dem Privat- wie im öffentlichen Leben, und erzeugt eine Menge von Contrasten der Hoheit und der Niedrigkeit, der vornehmen und der gemeinen Sitten, der gebildeten und ungebildeten oder verbildeten Naturen, der eigennützigen und uneigennützigen Charaktere, die vom großen bewegten Theater Europa's in die Dichtung übergehen. Auf der einen Seite tritt die reine Menschheit in ihrer Vielseitigkeit gegen die einseitige Nationalität der Griechen und Römer mehr hervor; auf der andern lernen mehrere Völker in ihrer eigenthümlichen Gestaltung durch ihre häufigen Reisen und ihren innigen Verkehr sich wechselseitig besser kennen, und es berühren sich mehr Nationalindividualitäten in unserer poetischen Welt als in der der Griechen und der Römer. Die ganze Stufenleiter der Civilisation, von der Wildheit bis zur Ueberfeinerung, liegt entfaltet vor unseren Augen und die schöpferische Phantasie kann von ihr herrliche Elemente entnehmen. Die charakteristische Mischung von Religion, Liebe und Heroismus, welche die Wesenheit des Ritterthums ausmachte, findet sich gemildert, verschiedentlich nüancirt und mehr verschmolzen in allen Gemüthern höherer Art. Die Liebe, im eigentlichen

Sinne des Wortes, mit der christlichen Liebe eng verbunden, und von ihr geläutert, hat in allen Verhältnissen ihre magische Kraft gezeigt, und eine Welt von Gefühlen theils erhabener, starker, energischer, großartiger, theils sanfter, zarter, rührender Natur, aufgehen lassen. Bei den Alten bewegten sich die Dichter in dem engen Kreise der Mythologie, die trotz ihrer Verwandlungen doch etwas Einförmiges und Stereotypisches hatte, in dem Kreise der Hauptbegebenheiten ihrer ältesten Geschichte und in dem der Sagen über die Thaten der Heroengeschlechter; alle ihre epischen Gedichte und Trauerspiele drehen sich nur in diesem beschränkten Cyclus. Sclaven, Herren, Ammen, Buhlerinnen werden uns fast ausschließlich in ihren Lustspielen vorgeführt; ihre Leyer ertönt nur vom Lobe der Helden, der Sieger in den Spielen, und der Götter in sofern sie diesen Gegenständen oder diesen Personen ihren besonderen Schutz angedeihen ließen. Die Anklänge von Freiheit, von Freundschaft, von Vaterlandsliebe werden häufig gehört, und sie fanden zu allen Zeiten ihnen verwandte Seelen; aber in der Ode und im Liede, wie in der Elegie, würde man vergebens bei ihnen Gesänge suchen, die alle Freuden und alle Leiden des menschlichen Herzens umfassen, so wie man immer in ihnen die Töne der Schwermuth, der ruhigen Contemplation, der schwärmerischen Begeisterung vermißt; die Sprache eines gebrochenen, und in sich selbst zerrissenen Gemüths mit allen ihren Abstufungen wird man nur sehr selten bei ihnen vernehmen.

Diese wesentliche Verschiedenheit der Poesie im neueren Europa von der Poesie der Welt der Alten mit ihrem ganz natürlichen, ja nothwendigen Ursprung, hat keinem unbefangenen und gründlichen Forscher der Geschichte der Litteratur entgehen können; allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß diese Verschiedenheit eine andere wäre als eine sich in die Phantasie und in das Gemüth abspiegelnde und reflectirende totale Verschiedenheit der beiden Zeitalter und der beiden Perioden der Weltgeschichte. Doch hat in der allerneuesten Zeit diese Ansicht Raum gewonnen: man hat, statt sich zu begnügen, das Charakteristische der beiden Epochen scharf aufzufassen und lebendig darzustellen, behauptet, daß die Poesie in beiden nicht denselben Regeln des Geschmacks nachgebildet, und nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden müßte, und man hat versucht, eine Theorie aufzustellen, die von der früheren, bei den Alten vorherrschenden, ganz abweicht. Zwischen beiden Arten der Poesie hat man, der Geschichte zuwider, grelle Abschnitte gebildet, die zu wirklichen Scheidewänden erhoben worden sind. Die einen haben die Poesie bei den Alten mit dem Namen der naiven, und die der Neuern mit dem der sentimalen Dichtung bezeichnet; die anderen haben die erstere durch das Wort „classisch", die zweite durch den Ausdruck „romantisch" unterschieden, und diese Benennung ist die gangbarste geworden.

Sollte die Eintheilung in naive und sentimentale

Dichtung nur bedeuten, daß in der Poesie der Alten mehr Objectivität, in der der Neuern mehr Subjectivität der Person des Dichters, dort die von innen nach außen erschaffene und projectirte äußere Welt hervortrete, so wäre dieses eine zwar richtige aber nicht eine allgemeine, noch weniger eine das Wesen beider Poesien erschöpfende Bemerkung. Unstreitig haben die Heroen der neueren Poesie, die durch ihre Erscheinung den Aufgang der Sonne unserer Litteratur herbeigeführt haben, und mehr als andere Dichter als Repräsentanten ihrer Zeit angesehen werden müssen, alle Arten von poetischer Darstellung versucht, alle Mittel die Phantasie anzuregen angewendet, alle Saiten des menschlichen Herzens mit kräftiger oder zarter Hand erklingen lassen, und öfters die höchstmögliche Objectivität und das was man mit dem nicht glücklichen Worte „naiv" hat bezeichnen und bestimmen wollen, dargeboten.

Noch weniger glücklich ist die Eintheilung der Poesie in die classische und romantische. Diese beiden Namen erwecken keine klare Vorstellung und keine reelle Entgegensetzung der Begriffe. Das Wort classisch hatte früher nur dazu gedient, die Auswahl derjenigen Schriftsteller, die als Muster wahrer Genialität und eines geläuterten Geschmacks allen vorzuleuchten verdienten, herauszuheben. In diesem Sinne hat eine jede Zeit, eine jede Nation, die auf hohe Bildung Anspruch macht, ihre classischen Dichter. Romantisch hießen früher die in

Hinsicht der Erfindung poetischen, in Hinsicht der Darstellungsart prosaischen Werke, die eine abenteuerliche, wunderbare, sich durchkreuzende Mannichfaltigkeit der Begebenheiten zum Gegenstand hatten. Dieser Charakter ist freilich in manche Gedichte der neueren Zeit übergegangen, allein zur Grenzscheidung der alten und der neuen Poesie reicht er nicht hin: denn die größere Zahl der poetischen Schöpfungen der neueren Zeit bietet ihn nicht dar und er ist in manchem epischen und dramatischen Werke der Alten unverkennbar. Zur Begründung dieses letzten Urtheils ist es hinlänglich, die Odyssee und den Prometheus des Aeschylus, so wie den wüthenden Ajax des Sophokles zu nennen.

Aber, hört man von allen Seiten ertönen, zeichnet sich denn nicht die romantische Poesie vor der



nur zur Folie dient, und welche weit mehr das Schauspiel der Sinne ist, als das der Phantasie und des Gemüths. Sobald die neuere Poesie gestehen muß, daß sie keine neuen Formen erfunden hat, so kann auch nicht behauptet werden, daß sie befugt sei, neue Regeln aufzustellen, da die alten aus der Form und der Natur der Gedichte sich wie von selbst ergaben, noch neue Theorien einzuführen, da die Theorien in diesem Fach nichts anders sind als eine Abstraction von den Thatsachen und die Formeln, auf welche man die Schöpfungen des Genies und des Talents zurückgeführt und bezogen hat.

Sagt man, daß das Genie, vermöge seiner angebornen Macht, sich über alle Regeln erheben kann und soll, so muß man deutlich aussprechen, welchen Regeln dies gilt, und sich über den Sinn dieses Worts verständigen. So wenig wie die Freiheit der Menschen, sobald sie in Berührung mit einander kommen, ohne die Feststellung der wechselseitigen Rechte und Pflichten sich denken läßt, läßt das Genie sich ohne gewisse Regeln des Geschmacks denken; so wie das ewige Recht, das aus der Freiheit selbst hervorgeht, und sich gewissermaaßen selbst Gesetze vorschreibt, so treten mit dem Genie zugleich die ewigen Ideen des Schönen, des Erhabenen, der poetischen Wahrheit auf. Das Genie faßt sie nicht auf als abstrakte Begriffe, sie stehen nicht vor ihm in den Stunden der Begeisterung als trockene Formeln; nein, es folgt ihnen sich selbst unbewußt auf eine instinktmäßige

ber; sie erschienen ihm nur wie ein ihm unwesentliches Ziel. Da das Schöne in der schaffenden Kraft der Phantasie und des Gemüthes unter der höhern Leitung des Verstandes und der Vernunft beruhe, so würde es seine Natur verläugnen, wenn es nicht den Gesetzen dieser Vermögen der Seele treu bliebe, die bestimmten seinen Zweck so wie seine Mittel, und da die Phantasie und das Gemüth seiner Wesenheit nach [illegible] der Menschen aller Zeiten dieselben sind, so giebt die Befolgung dieser Regeln allein ihm die Sicherheit, von allen zu allen Jahrhunderten vernommen, verstanden, bewundert zu werden. Diese Gesetze, die sich aus dem Wesen der Poesie, aus den Formen der Gedichte, aus der Wirkung die sie hervorbringen sollen, ergeben, sind nicht willkührliche Regeln, auch [illegible] sie aus dem Leben gegriffen, in solche Formen [illegible]



verdorbene Geschmack der Zeitgenossen, von dem Augenblick bestochen, ihm huldigen sollte.

Diese Regeln, die aus dem Begriff der Poesie im Allgemeinen, und der verschiedenen Dichtungsarten hervorgegangen, dem Genie frühe eingegeben, von ihm unzertrennlich sind, und die es nicht außer Acht lassen kann, ohne den Zweck und die Wirkung seiner eigenen Werke zu verfehlen, müssen von den conventionellen oder willkührlichen Vorschriften, welche entweder von dem beschränkten Eigensinn der Kritiker, von der Eigenthümlichkeit eines Dichters, von der verkehrten Ansicht und von der Idiosynkrasie eines Volks in einer frühen Periode seiner Bildung herrühren, unterschieden werden. So sehr die ersten Hochachtung verdienen und nicht ungestraft verletzt werden können, so wenig muß man Anstand nehmen, sich über die letzteren wegzusetzen und sie abzustreifen, wenn ihre Befolgung dem Gedicht irgend eine Schönheit entziehen würde; so sehr jene dem Genie dienen, indem es ihnen zu dienen scheint, so sehr sie es der Vollendung näher bringen, indem sie seinem Adlerflug die Laufbahn bezeichnen und deren Endpunkte angeben, so leicht können diese conventionellen Regeln seine Kraft lähmen, seine kühnen Bewegungen hemmen, und statt der weiten Regionen die ihm offen stehen müssen, in einen engen Kreis bannen. Nur ein sclavischer Sinn, eine blinde Nachahmungssucht und das Unvermögen, das Großartige zu er-

reichen, können dergleichen unmächtigen und drückenden Fesseln das Wort reden.

Die ewigen Gesetze des Schönen und Erhabenen in der Poesie, die zu allen Zeiten die ersten und nothwendigen Bedingungen eines wirklichen Kunstwerks bleiben werden, lassen sich mit wenigen Worten angeben: Einheit der leitenden Idee der zum Gegenstand gewählten Handlung oder Begebenheit, der Hauptwirkung welche der Dichter hervorzubringen bezweckt, eine Einheit, die sich in das Unendliche verzweigt, aber alle Zweige belebt, und sich in Allen wahrnehmen läßt; eine große Mannichfaltigkeit der einzelnen Theile, die sich alle lebendig und organisch bewegen, aber zu einer Einheit innig verbunden, ein vollkommenes Ganze bilden; Wahrheit und zugleich Idealität der handelnden oder ihre Gefühle und ihre

net, was in der Darstellung eine dem Erfundenen und Gedachten angemessene Form darbietet, was das menschliche Herz rühren, interessiren, bewegen, mit sich fortreißen kann; eine Idealität, die das Häßliche, Gemeine, Bedeutungslose in der Natur zurückstößt und verbannt, und die auch das, was sie in ihren Schöpfungen von der Natur erborgt, veredelt, reiner, abwechselnd kräftiger, oder sanfter und milder gestaltet; eine Stetigkeit des Tones und der Stimmung des Gedichtes, die dem Charakter und dem Begriff desselben entspricht, und die größtmögliche Abwechselung der Bilder und der Farben zuläßt; eine Stetigkeit, die allein der Natur des menschlichen Gemüths und den Bedingungen seiner Wirksamkeit angemessen ist, die da macht, daß es sich ungestört einer bestimmten Richtung der Gedanken und der Gefühle hingehen läßt; eine Stetigkeit, die das plötzliche, schroffe, kontrastirende Abspringen von einem Zustand der Seele zum andern, von einem Extrem zum andern nicht erlaubt; eine Stetigkeit die darauf gegründet ist, daß die Seele ungern von einem Gegenstande zum andern ohne Gradation übergeht, und daß sie in ihren Kunstgenüssen gestört wird, wenn die Phantasie und das Herz von einem angenommenen Standpunkt, auf welchen der Dichter sie versetzt hat, durch ganz fremdartige Empfindungen gewaltsam losgerissen wird; eine Abwechselung, die ohne den vorherrschenden Ton, der einer bestimmten Gedichtgattung wesentlich ist, zu verläugnen, bei der Festhaltung des

Hauptthones alle mögliche mit ihm vereinbarliche Abänderungen mit Mannichfaltigkeit eintreten läßt; eine Abwechselung, die, dem Grundcharakter des Colorits des Gemähldes treu, in den Einzelheiten durch Vertheilung des Lichts und durch Steigerung der Farben in einer unendlichen Vielheit von Nüancirungen besteht: eine Abwechselung, die, der langweiligen oder ermüdenden Einförmigkeit entgegengesetzt, der Einigkeit des Ganzen unbeschadet, die handelnden Personen, die sie einführt, in den verschiedenen Lagen, in welche dieselben versetzt werden, der Natur und der Sprache ihrer Gefühle ihre Eigenthümlichkeit bewahrt; die zwar Contraste liebt und hervorbringt, allein nur diejenigen, die aus den Leidenschaften und Interessen der Handelnden mit den Begebenheiten und den Situationen entstehen, aufnimmt und aufstellt,

kühne Zusammensetzungen die Sprache bereichern, und sich selbst neue Mittel der Darstellung erschaffen; allein diese Freiheit hat ihre Grenze und findet sie in dem Geist der Sprache, dem man nie Gewalt anthun darf. Wenn der Ursprung, die Natur und der Charakter zweier Sprachen verschieden, ja entgegengesetzt sind, so geben sie der Poesie der beiden Völker, denen sie angehören, eine eigene Art von Leben, die mit keiner andern verwechselt werden kann, und eine Originalität, die sich nicht verwischen läßt, denn Poesie und Sprache, immer innig verbunden, üben auf einander einen wechselseitigen, entschiedenen Einfluß; das Werkzeug beschränkt den Künstler, so sehr der Künstler auch das Werkzeug vervollkommnet. Daher kommt es, daß man eben so wenig die Schönheiten einer Poesie als die einer Sprache in eine andere ihr nicht verwandte übertragen kann, und es abenteuerlich und abgeschmackt wäre, sich gegen den Genius seiner eigenen Sprache versündigend, ihm den einer fremden Sprache aufzwingen zu wollen.

Aus dem Allen ergiebt sich, daß die neuere sogenannte romantische Poesie allerdings eine in jeder Rücksicht von der Welt der Alten verschiedene Welt darstellt und darstellen muß, daß sie aber denselben, aus der Natur des Menschen, aus der Gesammtthätigkeit der Phantasie, des Gemüths, des Verstandes, und den Mitteln, die dem Dichter zu Gebote stehen, entsprungenen, und zu allen Zeiten dem Genie seinen Lauf bezeichnenden Gesetzen unterworfen bleibt, wenn sie

ihre Wirkung nicht verfehlen will. Eben so wenig kann sie sich über die Regeln, die aus dem Begriff einer jeden Gattung von Poesie, welche bei den Alten schon gesetzt wurde, hervorgehen, hinwegsetzen, obgleich sie alle die conventionellen Regeln, die nur aus den Ansichten einer gewissen Zeit und aus Lokalursachen entstanden sind, abstreifen kann, ja sogar zuweilen es thun soll. Wenn also die neue Schule in dem epischen Gedicht eine unzusammenhängende, sich durchkreuzende wilde Mannichfaltigkeit eintreten läßt, ohne daß diesen einzelnen Dichtungen eine große wundervolle folgenreiche Begebenheit zum Stützpunkte oder zum bewegenden Princip dient, aus welchem Alles aus- und zurückgehe, so verletzt sie den Verstand, ermüdet die Phantasie, und aus übertriebener Furcht in eine starre Einförmigkeit zu verfallen, entfernt sie sich von ihrem Zweck nicht

gute Dienste leisten, aber auch oft ohne Nachtheil für das Ganze, ja mit Vortheil beseitigt werden können; wenn sie der geschichtlichen oder Naturwahrheit auf eine ängstlichsclavische Art folgt oder der Geschichte und der Natur durch ihre willkührlich abenteuerlichen Dichtungen Trotz bietet, so sündigt sie im ersten Fall gegen die poetische Wahrheit, und im zweiten macht sie alle poetische Täuschung unmöglich; wenn sie in dem Wahn, das Ideale zu erreichen, die Wirklichkeit verschmäht, und von ihr nicht die individuellen Formen entlehnt, die allein das Ideal versinnlichen können, so bildet sie eine phantastische Welt, die allen bestimmten Vorstellungen Hohn spricht, oder neblichte, schwankende, allgemeine Gestalten, die nicht festzuhalten sind, und wenn sie, das Ideal verschmähend, die sie umgebende Wirklichkeit allein treu aufnimmt und wiedergiebt, so geräth sie in eine gemeine, flache und platte Darstellung; wenn sie mit der Seele des Menschen ein unnatürliches Spiel treiben will, und sie durch gewaltige Sprünge in einem und demselben dramatischen Gedicht aus den Palästen und den Tempeln in die Schenken übergehen läßt, neben edlen und heroischen Personen den Auswurf der Menschheit aufstellt, und nach einer großartigen Sprache die niedrigsten Ausdrücke hören läßt, so schafft sie empörende oder ekelhafte, sich einander zerstörende Contraste, welche die Phantasie hin und her in ganz verschiedene Sphären werfen, das Gemüth in sich selbst zerreißen, von einem Augenblick zum andern ihr

eigenes Werk verwischen, und die Eindrücke, die sie gemacht hatten, geflissentlich auslöschen. Man kann es den vermeintlichen Romantikern, die unter diesem Namen sich Alles erlauben, nicht genug wiederholen, daß planlose Mannichfaltigkeit nicht schaffende Kraft verkündet; daß Gemeinheit und poetische Natürlichkeit ganz verschiedene Dinge sind; daß Ueberspannung und Excentricität das Gegentheil der wahren Energie ist; nicht genug beweisen, daß Einfältigkeit der Rede mit Einfachheit und Naivetät nicht zu verwechseln sind; daß der Gipfel der Kunst die Verbindung der Neuheit und der Vollendung darbieten muß; daß, so wie es in der Tonkunst unter dem Namen des Generalbasses eine Theorie der Accorde giebt, ohne welche keine schöne Melodie möglich ist, eben so in der Poesie allgemeine nothwendige Grundsätze vorhanden sind, denen man willig und frei huldigen soll, und ohne welche man auf jede schöne poetische Schöpfung und dauerhafte Wirkung Verzicht leisten müßte.

Also im Wesentlichen giebt es, und kann es für die Dichter der neuern Zeit keine neuen Regeln, keine anderen Begriffe der epischen und dramatischen Dichtkunst, und aus diesen Begriffen entstandene andere Theorien des Schönen, des Erhabenen als die der Alten geben. Der Zweck, die Mittel, die beabsichtigte Wirkung sind und bleiben immer dieselben; nur die Gegenstände, die sinnliche Welt, die Welt der Phantasie, des Gemüths, des Verstandes sind heutzutage ganz verschieden von dem was sie frü-

her waren. Diese Welt bietet eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Begebenheiten, von Handlungen, von physischen und moralischen Verhältnissen, von großen charakteristischen Gestalten in politischer, geistiger, religiöser Hinsicht, und der Poesie einen unermeßlichen Stoff und eine Abwechselung von Formen, Tönen und Farben dar, die in das Unendliche gehen kann.

Es ist nicht zu läugnen, daß viele der neueren großen Dichter die Eigenthümlichkeit dieses reichhaltigen Stoffes verkennend oder verschmähend, und von einseitiger Bewunderung und Liebe zu den Alten hingerissen, bald der alten Welt die Gegenstände, die sie besangen, entlehnten, bald ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihre Sprache ängstlich und ausschließlich nachahmt, bald allen den Personen, die sie dem ergiebigen Felde der neueren Geschichte entnahmen, eine fremdartige Individualität andichteten, sie als Griechen oder Römer auftreten ließen, ihnen nicht das Siegel ihrer Zeit und ihres Landes aufdrückten, und anstatt ihnen lokale, nationelle, zeitgemäße Züge und Farben zu geben, sie mit einer allgemeinen Farbe überzogen, die eine totale Farbenlosigkeit genannt zu werden verdient, oder sie mit einem gewissen conventionellen Anstrich befleckten, der eine ermüdende, unwahre, unnatürliche Einförmigkeit in die Kunst einführte. In den ersten der drei gerügten Mißgriffe und Fehler verfielen Petrarka in seinem großen epischen Gedicht Afrika, Trissino,



Lebens, welche das Ganze durchströmt, nicht gehörig gewürdigt hat.

Man kann sich freuen, daß bei einigen Nationen, bei den Engländern und den Deutschen, für die Poesie der sich darbietende Stoff der neuern Geschichte mit Vorliebe bearbeitet worden ist, und daß bei ihrer kunstvollen Bearbeitung das Charakteristische der Zeit, des Volks, der Handlung, der Personen mit der ihnen eigenthümlichen wahren Farbe oft wundervoll hervortritt. Man muß wünschen, daß die anderen Völker sich diese Vorzüge auch aneignen; daß sie sich in dem weiten Kreise der jetzigen Welt immer freier bewegen, daß bei ihnen auch scharf bezeichnete Individualitäten aus der Mannichfaltigkeit der Gegenstände hervorgehen mögen, mit einem Wort, daß die neue poetische Welt sich ausdehne und erweitere wie die Wirklichkeit. Aber dies alles kann und muß geschehen den ewigen Gesetzen des guten Geschmacks gemäß, und so groß auch die Laufbahn die das Genie sich eröffnet, werden mag, so muß es nie den Gesetzen des Schönen und Erhabenen, die aus ihm selbst hervorgegangen sind, ungetreu werden.

Da die neue Schule behauptet, daß die Poesie ihr Gebiet nicht allein erweitert in Hinsicht der Gegenstände die sie uns vorführt, sondern auch in Hinsicht der Natur und der Gattung der leitenden Begriffe ihrer Werke schöpferisch verfährt, so war die vorhergehende Entwickelung des Wesens der Poesie im Allgemeinen, und im Besonderen des reellen Unterschie-

des der romantischen von den classischen Dichtungen, der wirklichen Vorzüge so wie der einseitigen ausschließenden Anmaaßungen beider nothwendig. Jetzt da wir das Feld worauf es hier ankommt, geebnet haben, und die Grundsätze, die allein den Urtheilen ihre wahre Richtung geben können, aufzustellen versucht, wird es leichter sein, die Leistungen der Poesie der letzten vierzig Jahre und der Gegenwart, weder unter- noch überschätzend, unpartheiisch zu sichten.

Viele Ursachen haben zusammengewirkt, in der angegebenen Zeit, um den Geist und das Gemüth der Menschen der Poesie zu entfremden, und sie für dieselbe weniger empfänglich und weniger productiv als in anderen Perioden zu machen. Das schöpferische Vermögen der Phantasie, die lebendige Quelle und das bewegende Princip aller Poesie zeigt sich nur in seiner ganzen Fülle und in seiner üppigen Kraft im Jugendalter der Völker, so wie in der Jugend der einzelnen Individuen: sie beherrscht dann alle andere Vermögen der Seele, überflügelt sie alle, und erlaubt ihnen selten sich geltend zu machen. Diese Periode währt nur kurze Zeit, und verfliegt eben so leicht als die Jugend selbst. Bald treten die lange zurückgesetzten geistigen Vermögen aus dem Hintergrunde hervor; die Aufmerksamkeit zieht sich von außen nach innen; man beobachtet den Menschen mehr als die äußeren sinnlichen Gegenstände; man trachtet die Natur zu erkennen, und begnügt sich nicht, sie

darzustellen; man verschmäht die Bilder der Einbildungskraft und stellt Begriffe auf; man überläßt sich nicht mehr mit kindlicher Hingebung und gutmüthiger Unbefangenheit dunkeln Gefühlen, zauberischen Träumen und täuschenden Dichtungen; man will sich von allem Rechenschaft geben, die Gefühle kunstmäßig zersetzen, sie in deutliche Vorstellungen verwandeln, Entdeckungen und Erfindungen an der Stelle der phantastischen Zusammensetzungen ans Licht rufen; man fordert Realität und Wirklichkeit; der Verstand kommt zum Bewußtsein, die Vernunft nimmt sich selbst und die anderen Dinge wahr, und bald erhalten beide ein solches Uebergewicht über alle Vermögen, daß die Phantasie dem zergliedernden Nachdenken unterliegt und das Gemüth an Tiefe verliert was es an Klarheit gewinnt. Ein solcher Zustand der Bildung ist für die Poesie, wie es sich schon aus der Darstellung ergiebt, wo nicht feindselig, lähmend oder vernichtend, doch wenigstens mehr hemmend und nachtheilig wirkend als befördernd und günstig. Die große Mehrheit der Gebildeten, so wie das Volk selbst, gleichgültig geworden, fühlt nicht mehr das Bedürfniß der Poesie und das poetische Genie selbst nimmt eine andere Richtung.

Bei dieser Vorherrschaft des Verstandes war es natürlich, daß die materiellen Interessen der Gesellschaft die Oberhand gewannen und die ihnen dienende productive Arbeit den Vorzug vor allen anderen erhielt. Dieser Zustand war eine Folge, aber zugleich

auch eine Ursache dieses Uebergewichts des Verstandes über die Phantasie und das Gemüth. Das sinnlich Angenehme und das Nützliche zogen beinah ausschließlich die Aufmerksamkeit, das Nachdenken, die Erfindungsgabe auf sich. Was nicht einen unmittelbaren, bestimmten, handgreiflichen Nutzen hatte, wurde weniger geachtet, gesucht, und sogar als unnütz verschrieen. Man forderte von den Wissenschaften, daß sie die mechanischen Künste beleuchten, leiten, bereichern sollten; von diesen letzteren, daß sie den Sinnen neue Reizmittel und neue Genüsse verschafften. Die eigentliche Kunst wurde zwar nicht ganz vernachlässigt, dem Scheine nach sogar geliebt und gepflegt, allein man wandte sich nur zu ihr als zu einer Zuflucht, um die Langeweile zu vertreiben, die Zeit zu verkürzen, die Lücken des Lebens auszufüllen oder den Kitzel der Sinne zu vervielfältigen und zu erhöhen. Unter dem Namen der Realität setzte man das Physische über das Geistige, das Niedrige über das Hohe, das Sichtbare über das Unsichtbare; was im Menschen herrschen soll, wurde zur Dienstbarkeit herabgezogen; was gehorchen soll, wurde auf den Thron gesetzt, und erhielt eine gebietende Gewalt. Der Zweck wurde zum Mittel herabgewürdigt, das Mittel zum Zweck erhoben, die Wirklichkeit wurde beschränkt auf das was gesehen, gehört, betastet werden kann; was sich nur dem innern Sinn offenbart, das Schöne und das Erhabene, wurde von wenigen Erkohrnen gefühlt und ernstlich gepriesen, und obgleich von

Vielen laut gelobt, war es doch nur in ihren Augen leere Erscheinung und phantastische Träumerei. Je mehr diese gemeine Ansicht der Welt und des Menschen sich verbreitete, je allgemeiner diese Stimmung wurde, um so seltener ließ sich die Stimme der wahren, höheren, genialen Poesie vernehmen, oder, wenn sie sich erhob, wurde sie nur mit Gleichgültigkeit aufgenommen und diese Gleichgültigkeit mußte nothwendig die Begeisterung des Dichters im Keime ersticken, oder wenn das Feuer troß dem aufloderte, mußte es bald aus Mangel eines ihm verwandten Stoffs und einer heilsamen Wechselwirkung verlöschen; in einer Welt wo alles sich zur Erde neigte, wurde der Flug der höheren Poesie gelähmt, die Welt der Phantasie, die überirdische, blieb verschlossen oder unbesucht, und da der Dichter das Bedürfniß, sich in diese höheren Regionen zu verlieren, nicht mehr vorfand, so nahmen auch bald seine Flügel nicht mehr diese Richtung, die Muse begnügte sich durch Spiele des Witzes Gesellschaften zu beleben, das Versmachen blieb und der Geist der Poesie verrauchte.

Zu diesen inneren, tief liegenden, in dem Geiste des Zeitalters gegründeten, dem Leben der Poesie entgegenwirkenden Ursachen gesellten sich noch äußere, und störend und feindselig traten gegen sie die Weltbegebenheiten der vier letzten Decennien auf. Die französische Revolution begann. In ihrem Anfange und ihrer ersten Entwickelung zog sie ausschließlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; das gesammte

Europa beobachtete mit gespanntem und immer steigendem Interesse den raschen Gang derselben. Bald verwandelte sich dies Interesse in Furcht, in Schrecken, in einen gerechten Abscheu. Die Revolution gebar Unglück über Unglück, häufte Verbrechen auf Verbrechen. Ihre alles zermalmende Kraft, ihre wilde Zerstörungssucht, ihr gewaltsamer eiserner Arm wüthete nicht in Frankreich allein, sondern umfaßte die angrenzenden Länder und ließ sie alle Greuel des Krieges fühlen. Der Despotismus der sogenannten ungebundenen Freiheit, und späterhin die unbeschränkte Willkühr des Despotismus eines Einzelnen führten beide eine lange Folge von Eroberungskriegen herbei, die sich, wie ein furchtbarer Strom, über ganz Europa ergossen, alle Staaten bedroheten oder heimsuchten, den Völkern nur ein angstvolles, unsicheres, prekäres Leben gönnten, die Throne und die Hütten erschütterten, und eine totale Umwälzung aller Verhältnisse mit gewaltiger Hand durchsetzten. Später, als die Fürsten erwachten, und mit vereinter Kraft nach langen Kämpfen das drückende Joch brachen, die alles verschlingenden Wellen mit heroischer Anstrengung in ihr ursprüngliches Bette zurückwarfen, um ihre eigene Unabhängigkeit zu erobern und sicher zu stellen, waren alle Gemüther von diesen großen Begebenheiten dermaaßen ergriffen, daß alles andere in ihren Augen verblaßte, verschwand, vernachläßigt oder vergessen wurde. Während einer so allgemein, so tief bewegten Zeit, wo große erschütternde Handlun-

lungen und Thaten sich schnell folgten und wechselseitig verdrängten, wo das umfassendste epische Gedicht in der Wirklichkeit sich darbot, wo erschütternde Tragödien auf der Weltbühne von Europa gespielt wurden, konnte die Poesie nicht gepflegt werden; sie mußte verstummen, da sie nicht hoffen durfte, gehört zu werden, und ihre schwache Stimme nicht das Getümmel der Leidenschaften und das Getöse der Waffen überbieten, noch in ihrem kühnsten Schwunge die Begebenheiten des Tages überflügeln konnte. Die Poesie des Lebens rauschte gewaltig durch alle Länder, und nahm die handelnden Personen und die Zuschauer dermaaßen in Anspruch, daß es der Poesie des Worts dagegen aufzukommen nicht möglich war. Wer hätte die erforderliche Muße, die nöthige Ruhe, den Willen und die Lust gehabt, zu dichten oder Gedichte zu vernehmen? Wenn große erhabene Handlungen, wenn Alles verwandelnde Weltereignisse die Sinne beschäftigen, so erliegt die Phantasie unter dem Druck einer allgewaltigen Gegenwart, das Gemüth ist zu heftig bewegt und erschüttert, um aus seiner eigenen Tiefe zu schöpfen und seine Gefühle auszusprechen. In der Mitte des Sturms, im Angesicht der himmelhohen Gebirge und ihrer Ruinenwelt, in dem Augenblick des Erdbebens ist auch der genialischte Dichter unvermögend, dieses großartige Schauspiel aufzufassen und zu schildern. Einer spätern Zeit kann eine solche Gegenwart reichhaltigen Stoff zu Gemälden liefern, aber der Zukunft

bleibt es vorbehalten, sie auszuführen. Dergleichen Elemente neuerer Begebenheiten können einst den Sänger begeistern, und sind oft herrliche, der Poesie vorangegangene Perioden; aber zu der Zeit selbst, wo diese Elemente im schrecklichsten Kampfe begriffen sind, können sie sich nicht zu Meisterwerken der Kunst gestalten.

Seit dieser verhängnißvollen Periode einer allgemeinen Bewegung der Völker ist ein ruhiger Zustand der Dinge in Europa eingetreten. Die Macht des so lange herrschenden Volks ist gebrochen worden, die Staaten haben sich wieder auf eine feste Grundlage gestellt; die Regierungen sind in ihre gesetzmäßige Bahn zurückgetreten; die Gemüther haben sich abgekühlt, die Leidenschaften eine andere Richtung genommen, der Geist hat das Reich der Wahrheit und der Kunst zu erweitern getrachtet und nicht ihr

Lieblingen zu gehören. Zwei Gegenstände behaupten den ersten Platz in der Welt, beschäftigen vor allen andern die Thätigkeit, nehmen die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch, und legen gewissermaaßen Beschlag auf alle Vermögen der Seele, und auf das Interesse aller Klassen der Gesellschaft: einmal die Fortschritte der Gewerbsamkeit im weitesten Sinne des Worts, die Bearbeitung der materiellen Welt, die Vervielfältigung der Production, die Vermehrung des Erwerbes, die Mannichfaltigkeit der Vergnügungen; und zweitens die Formen des bürgerlichen Lebens, die Entwickelung der Verfassungen, die Vervollkommnung der Gesetze, die politischen Bedingungen der Freiheit, die Bürgschaften der Sicherheit des Besitzes und des Eigenthums. Diese Gegenstände, die für den Verstand einen Alles überwiegenden Reiz haben, haben nichts mit der Phantasie zu thun, und sprechen das Gemüth nicht an; sie erfordern praktische Kenntnisse, bestimmte Begriffe, richtige Berechnungen, und sind den Dichtungen, den Bildern, den Gefühlen eben so feindselig als fremdartig. Daher kommt es, daß heut zu Tage im Ganzen nur Wenige dichterischen Arbeiten ihre Zeit und ihre Kräfte widmen, noch weniger es mit Erfolg thun und nur eine sehr kleine Anzahl von Liebhabern und Kennern der Kunst ihnen huldigen.

Trotz allen diesen, den Flug der Poesie lähmenden und ihre Wirksamkeit so wie ihren Einfluß hemmenden Umständen, hat sie doch in den vier letzten

Decennien, besonders in Deutschland durch die genia-
len Schöpfungen einiger mit Recht hochgefeierten
Namen, ein neues Leben erhalten.

In Deutschland überwiegt Göthe allein Alles,
was in anderen Ländern während zwei Menschenal-
tern Schönes und Großes in der poetischen Welt er-
schienen ist; er allein füllt durch seine, immer neue
Bewunderung erregenden Werke ein halbes Jahrhun-
dert. Sein langes Leben hat ihm erlaubt, alle Bah-
nen der Dichtkunst siegreich zu durchlaufen. Indem
er Deutschland mit Ruhm bekränzte, hat das dank-
bare Vaterland ihn dermaaßen mit immer wachsen-
dem Lobe gekrönt, daß es ihm das Bewußtsein und
den Vorschmack seiner Unsterblichkeit schon hienieden
gewährte; seine beim hohen Alter sinkende Sonne
wirft noch Strahlen, die zur Ehre eines andern Dich-
ters hinreichen würden.

Universalität und der reinen Objectivität seines poetischen Genius finden. In seinen Dichtungen vereinigt er immer Idealität des leitenden Gedankens mit individuellen Gestalten, die da zu leben oder gelebt zu haben scheinen, weil sie leben könnten und alle Bedingungen des Lebens in sich tragen. Er hat sich in die Welt der Alten zu versetzen gewußt, wie Wenige der Alten selbst es gethan haben; er hat unsere neuere Welt gekannt, begriffen, umfaßt, dargestellt wie Keiner, und mit einer wundervollen Gewandtheit bald Begebenheiten, Gefühle, Bilder seiner Zeit in die alten Formen gegossen, wie in dem echt homerischen Epos von Hermann und Dorothea; bald von den Alten Stoff und Form entlehnt und beides auf eine echt antike Art zusammengeschmolzen, wie in der Iphigenia und in den Elegien. Sophokles hätte die eine, Properz die anderen nicht verläugnet. Hier hat er frühere Perioden, verflossene Zeiten unserer Geschichte mit einer solchen Kraft aufgefaßt, und mit einer solchen poetischen Wahrheit auf die Bühne gebracht, daß die Poesie der eigentlichen Geschichte den Rang abgewinnt, wie in Götz von Berlichingen und in Egmont; dort, sich in die Seele des Tasso versetzend, in dessen Person das ideale Leben des dichterischen Genies, mit seinen Leiden und seinen Freuden, seiner aufstrebenden Freiheit und seinen Fesseln, aufgestellt, und neben ihm seinen Gegensatz, das durch Verstand verfeinerte wirkliche Leben, contrastiren lassen. Endlich hat er in der phantastischen und doch

zugleich aus den Tiefen eines durch Uebersättigung und Ueberdruß aller möglichen Genüsse mit sich selbst entzweiten Gemüths hervorgegangenen Schöpfung des Faust seinem Genius die Krone aufgesetzt; sich groß gezeigt in dem er der Menschheit den Stab gebrochen; in dem er die Nichtigkeit aller Gebilde, alles sinnlichen und übersinnlichen Strebens, aller Realität mit himmlischen und höllischen Zügen abwechselnd schilderte: denn in der That ist der allgemeine Bankerott des Menschen und des menschlichen Treibens auf der Erde im Faust proklamirt.

Die Romane, die in der neueren Litteratur das sind, was die epischen Gedichte bei den Alten waren, diese, alle Seiten der menschlichen Natur und der bürgerlichen Gesellschaft umfassenden und darstellenden Dichtungen, nehmen unter Göthe's Werken einen bedeutenden Platz ein, und tragen einen eigenthümli-

die aus der Kunst entstehen, die feurigen unbewußten Gefühle der Natur im Mignon und die Elemente der reinen, ungekünstelten Poesie im Harfner darstellen; oder er mag in den Wahlverwandtschaften die eiserne Hand des Schicksals über die Freiheit der Neigungen und der Empfindungen walten lassen: immer erscheint Göthe als ein feiner, scharfsinniger, auch der verborgensten Falten des menschlichen Herzens kundiger Forscher, immer verräth er eine tiefe Kenntniß aller Verhältnisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens. In sittlicher Hinsicht kann freilich die Tendenz seiner Romane, die Wahl der in ihnen auftretenden Personen und der besonderen Lagen, in welche er sie versetzt, manchen Tadel verdienen, aber aus dem psychologischen Gesichtspunkt findet man ihn immer wahr und meisterhaft. Mit dem was der Mann und die Frau sein sollen, macht er sich wenig zu thun; was sie unter den gegebenen Umständen sind oder sein können, bleibt ihm immer das Höchste.

Die kleinen Gedichte dieses großen Dichters geben vielleicht am meisten das Maaß seines vielseitigen, unerschöpflichen Talents. Kinder des Augenblicks, der momentanen Stimmung der Seele, bieten sie eine Mannichfaltigkeit der Formen, der Töne dar, die an das Unendliche grenzt, den erstaunten Leser immer überrascht, und ihn zur höchsten Bewunderung zwingt. Es herrscht in ihnen bald ein tändelnder, leichter, einfacher, echt antiker Geist; bald spricht sich in ihnen der romantische, geheimnißvolle, phan-

tastische Charakter des Mittelalters aus; bald verkünden sie die Fülle und die reichhaltige Ader der Kultur der jetzigen Zeit. Aber sie mögen nun der Ausdruck des Spottes, oder der fröhlichen Laune, der spielenden Träumerei, der innigen Wehmuth sein, immer tragen sie das Gepräge der Vollendung und athmen zugleich eine hohe Natürlichkeit.

Neben der Universalität seines Genies, die sich in allen Arten der Dichtung bewährt hat, stellt sich die Objectivität seiner Poesie als das in ihm Charakteristische dar. Durch diesen eigenthümlichen Hauptzug zeichnen sich seine Werke vor allen neueren aus; obgleich er auf allen Seiten einen lebendigen Abdruck der heutigen Civilisation darbietet, scheint er doch zur Welt der Alten zu gehören. So wie sie, so wie die Größesten unter ihnen, versetzt er sich ganz in die Zeit, die Lage, die Leidenschaften, die Denk- und Empfindungsweise der Personen die seine Phantasie erschafft. Die Bewegung geht bei ihm von Innen nach Außen, und aus dieser Bewegung geht eine Welt von Anschauungen hervor, in welche wir ihm folgen und in ihr gern verweilen; Alles in ihr hat ein wirkliches Leben; die Helden, ihre Schicksale, die Begebenheiten, die sie herbeiführen und die auf sie zurückwirken, durchkreuzen sich nach allen Richtungen, und behalten immer ihre eigenthümliche Gestalt; Leser und Zuschauer treten nie aus der ihnen vorgezauberten Handlung. Sie wandeln in dieser erdichteten Welt wie in der Natur selbst, und werden

nie veranlaßt an den Dichter zu denken oder in seine Seele und in sein Gemüth zu schauen. In der Mitte einer malerischen Landschaft, einer schönen, reichhaltigen, üppigen Gegend, in welcher die Sinne schwelgen, wer würde das Auge von ihr abwenden, um in den Spiegel, in welchem sie sich darstellt, hineinzusehen, wäre es auch ein Zauberspiegel, aus welchem alle diese herrlichen Gegenstände hervorgegangen wären! Wer Göthe liest wird eben so wenig an die Person des Dichters erinnert, als er bei der Lesung der Ilias oder der Odyssee an Homer denkt. Immer verläugnet Göthe sich selbst, auch da wo er mit allem Feuer der Rede seine Helden auftreten läßt; wenn er die Lyra ergreift, und sich in ihre Töne zu verlieren scheint, reißt er sich von seiner eigenen Individualität los, und verräth selten oder nie seine Meinungen, seine Grundsätze, seine eigenen Gefühle, seine eigenen Ansichten von der Welt und vom Menschen. Die Objectivität dieses großen Dichters geht so weit, daß auch, nachdem man sich mit seinen Werken vertraut gemacht hat, mit ihnen gelebt und von ihnen durchdrungen, alle Schönheiten derselben auswendig weiß, wenn man sonst keine andere Auskunft über den Charakter und das eigenthümliche Ich des Dichters hätte, man schwerlich aus seinen Gedichten sich eine bestimmte und richtige Idee seines Glaubens, seiner Freuden und Leiden, seines Thun und Treibens, seiner Lieblingsempfindungen und Gedanken, mit einem Worte, seines eigenthümlichen Ich machen würde. Was ihm

-mäßige Charakter des Mittelalters war; doch verbin-
den sie die Fülle und die vielseitige Bilder der Natur
der eigenen Zeit. Aber sie mögen nun der Ausdruck
des Spottes, oder der tollsten Laune, der spielenden
Träumerei, der innigen Wehmuth seyn, immer zei-
gen sie das Gepräge der Vollendung und erscheinen zu-
gleich mit jener Natürlichkeit.

Neben der Universalität seines Genies, die sich
in allen Arten der Dichtung bewährt hat, stellt sich
die Objectivität seiner Poesie als das in ihm Charak-
teristische dar. Durch diesen eigenthümlichen Haupt-
zug zeichnen sich seine Werke vor allen neueren aus;
obgleich er auf allen Seiten einen lebendigen Ab-
druck der heutigen Civilisation darbietet, scheint er
doch zur Welt der Alten zu gehören. So wie sie, so
wie die Größeren unter ihnen, versetzt er sich ganz in
die Zeit, die Lage, die Leidenschaften, die Denk- und

nie veranlaßt an den Dichter zu denken oder in seine Seele und in sein Gemüth zu schauen. In der Mitte einer malerischen Landschaft, einer schönen, reichhaltigen, üppigen Gegend, in welcher die Sinne schwelgen, wer würde das Auge von ihr abwenden, um in den Spiegel, in welchem sie sich darstellt, hineinzusehen, wäre es auch ein Zauberspiegel, aus welchem alle diese herrlichen Gegenstände hervorgegangen wären! Wer Göthe liest wird eben so wenig an die Person des Dichters erinnert, als er bei der Lesung der Ilias oder der Odyssee an Homer denkt. Immer verläugnet Göthe sich selbst, auch da wo er mit allem Feuer der Rede seine Helden auftreten läßt; wenn er die Lyra ergreift, und sich in ihre Töne zu verlieren scheint, reißt er sich von seiner eigenen Individualität los, und verräth selten oder nie seine Meinungen, seine Grundsätze, seine eigenen Gefühle, seine eigenen Ansichten von der Welt und vom Menschen. Die Objectivität dieses großen Dichters geht so weit, daß auch, nachdem man sich mit seinen Werken vertraut gemacht hat, mit ihnen gelebt und von ihnen durchdrungen, alle Schönheiten derselben auswendig weiß, wenn man sonst keine andere Auskunft über den Charakter und das eigenthümliche Ich des Dichters hätte, man schwerlich aus seinen Gedichten sich eine bestimmte und richtige Idee seines Glaubens, seiner Freuden und Leiden, seines Thun und Treibens, seiner Lieblingsempfindungen und Gedanken, mit einem Worte, seines eigenthümlichen Ich machen würde. Was ihm

vielleicht das Objectiviren erleichtert hat, ist die Höhe seiner Intelligenz und eine Unabhängigkeit, die ihm früh einen erhabenen Standpunkt angewiesen haben, von welchem aus er mit einer großartigen Gleichgültigkeit die menschlichen Dinge überschaut und gewürdigt hat. Vielleicht hat er in der Tiefe seines Wesens, bei aller Lebendigkeit einer schöpferischen Phantasie, bei aller Wärme eines in fremde Lagen sich versetzenden Gemüths, eine nie getrübte, nüchterne, an Kälte grenzende Ruhe, die ihn der subjectiven Begeisterung entfremdet, oder ihm erlaubt, sich nach Belieben von ihr loszumachen; eben weil er wenig von Allem hält, weil er keinen reellen Werth auf das Reale legt, weil kein System, keine Lehre, keine Ansicht, mit ihm innig verbunden und verwachsen, eine absolute Wahrheit und Wichtigkeit in seinen Augen hat, so ist ihm allseitige Bewegung der Geisteskräfte

jective hat bei ihm ein entschiedenes Uebergewicht. Seine Neigung, die Bewegung der Zeit, und auch die natürlichen Anlagen seines Verstandes und seiner Vernunft führten ihn frühe in die Tiefen der Kantischen Philosophie, und dieses Studium gab seinem Geiste eine Richtung und einen Anstrich, die er nie hat verläugnen und verwischen können. Die ursprüngliche Tendenz und der eigenthümliche Charakter seiner Individualität flößten ihm diese Vorliebe ein, sie waren nicht von ihr erzeugt, aber unstreitig durch sie verstärkt. Ein angeborner Hang trieb ihn zu allgemeinen Begriffen und Ideen, sein Gemüth belebte sie nicht allein, sondern veranlaßte sie; seine Phantasie verlieh ihnen Formen und Farben, und diente nur zu ihrer Versinnlichung. Das Gemüth, ein tiefes, umfassendes, reichhaltiges Gemüth war in ihm das Vorherrschende; eine mannichfaltige Gedankenwelt ging aus diesem hervor, allein es war ein Gemüth, das Alles in sich aufnahm, und Allem seinen Stempel aufdrückte, weit mehr als ein Gemüth das von Innen nach Außen geht, und sich mit den individuellen Gegenständen verschmilzt oder individuelle Gestalten hervorruft. Er hatte eine üppige, schöpferische Einbildungskraft, aber sie eignete sich mehr, eine große Fülle von Bildern und malerischen Ausdrücken hervorzurufen, als lebendige Wesen mit scharfen, bestimmten Zügen zu erschaffen. Daher kommt es denn, daß Schiller mehr oder weniger auch in seinen gelungensten dramatischen Dichtungen sich

[illegible] hinter allen Personen,
[illegible], sein eigenes Ich
[illegible] allen dadurch einen red-
[illegible] Daher kommt es auch,
[illegible] ihn nie aus
[illegible] erkennt mit sei-
[illegible] und Empfindungsart un-
[illegible] Daher denkt man
[illegible] ihn zu bewun-
[illegible] und der Schwung seiner
[illegible], das Edle,
[illegible] mit sich fort.
[illegible] wir dringen
[illegible] er öfnet es uns
[illegible] aller Ge-
[illegible] Der Mensch in ihm trägt
[illegible] der Dichter ein-

in seinen Werken thut, sich selbst vergißt, um die reine Anschauung des Schönen in sich aufzunehmen, wird Göthe höher als Schiller stellen; wer hingegen von Natur geneigt ist, die Dichtungen auf seine Individualität zu beziehen, und dieselbe in den Schöpfungen der Kunst wiederzufinden liebt, alle diese, Schillers Genius verwandte Seelen werden ihm den Vorzug geben.

Doch, obgleich dieser große Dichter nie ganz den Charakter seines poetischen Geistes verläugnet hat, so ist es unverkennbar, daß auf der Stufenleiter der Entwickelung seines poetischen Geistes er sich vielseitig entfaltet hat, und der Objectivität immer näher getreten ist. In Kabale und Liebe, in den Räubern, im Fiesko kündigt sich zwar eine energische Phantasie, ein leidenschaftliches Gemüth an, allein die wilde Kraft ist noch nicht vom Meister gebändigt; eine Goldader fließt durch diese Dichtungen, aber das ungeläuterte Erz ist noch nicht von den Schlacken gereinigt, und das Genie hat noch nicht gelernt, die freiwilligen Fesseln des Geschmacks zu tragen. In dem ersten Stück sieht man deutlich, daß er den Menschen theils erräth, theils willkührlich construirt, aber die Menschen, zumal die sich in den höheren Kreisen bewegen, nicht gehörig beobachtet hat. In dem zweiten hat er neben einer satanischen, mit Niederträchtigkeit versetzten Bosheit den verführerischen Glanz einer falschen Größe dargestellt. In Fiesko merkt man leicht, daß er die Geschichte noch nicht gründlich

genug kannte, um geschichtliche Gestalten, ihrem Charakter, der Zeit, dem Ort, dem Lande gemäß, in welchen sie auftreten, mit poetischer Wahrheit sprechen und handeln zu lassen. Man vermißt in allen diesen dramatischen Werken die einfache Sprache der Natur. Der Styl derselben, mit Bildern überfüllt, ist abwechselnd pomphaft, schwülstig und gesucht. Es herrschen in diesen Kindern seiner Jugend alle Fehler einer rhetorischen Manier.

Von diesem Zeitpunkte an suchte Schiller durch gründliches Studium der Geschichte sich die Kunst anzueignen, ausgezeichnete Individualitäten in ihrer Lebendigkeit aufzufassen und darzustellen, und auf diese Art seinem Hange zum Abstracten, Allgemeinen, Unbestimmten entgegenzustreben. Seitdem hat er nur ein einziges Trauerspiel reiner Erdichtung, wo die Charaktere und die Handlung aus seiner Phantasie

zur zweiten, immer vorschreitenden und der Vollendung immer näher rückenden Periode. Don Carlos ist im strengen Sinne des Wortes ein vollkommener Abdruck der Individualität des Dichters: der ganze Schiller, wie er damals war, erscheint hier in seiner Eigenthümlichkeit und beurkundet sich unter dem Namen aller redenden und handelnden Personen. Man könnte es eher ein dramatisirtes didactisches Gedicht als ein Trauerspiel nennen; es ist in demselben weit mehr Beredsamkeit als Poesie, und so sehr man auch in ihm den großen Reichthum tiefer und großer Gedanken bewundert, so sehr man auch vom Kampf der gegeneinander streitenden Ideen der Zeit fortgerissen oder in die höchste Spannung versetzt wird, so kann man doch nicht umhin zu bekennen, daß Carlos, Posa, Philipp selbst zu sehr die Farbe des achtzehnten Jahrhunderts tragen, den Ueberzeugungen des Dichters nur zur Folie dienen, und daß das Ganze eine geistreiche, öfters erhabene Sünde gegen die historische und poetische Wahrheit ist.

Don Carlos war der Wendepunkt seines dramatischen Genies; seit dieser Erscheinung hat er immer weniger mit allgemeinen, immer mehr mit scharfen, bestimmten, individuellen Zügen seine Helden gezeichnet, und sie mit einem wahren Leben ausgestattet. Seinem Ich sich entfremdend, aus sich selbst hervortretend, hat er von Werk zu Werk vorschreitend seinen Dichtungen immer mehr Objectivität gegeben. Die Erfindung, der Gang der Handlung mag in densel-

ben manchen Tadel verdienen. Aber eben so wenig kann man in allen die Kraft der Darstellung, die Mannichfaltigkeit des Farbentons bei einer stets ernsten, würdigen, hohen Sprache, ein tiefes, pathetisches, echt tragisches Gefühl, und eine große dramatische Bewegung verkennen. Die Trilogie von Wallenstein ist insofern ein Mißgriff, als das erste Stück, das Lager von Wallenstein, ein Gemälde ohne Handlung darbietet, das zweite, die Piccolomini, fein angelegte und gewebte Vorbereitungen ohne Ausgang und eigentlichen Schluß enthält und das dritte, der Tod Wallensteins, einen Hauptcharakter darbietet, der an sich unschlüssig und zwischen Verrath und Treue schwankend, zwar historisch richtig aufgefaßt sein mag, dem aber die poetische Wahrheit, die zum poetischen Effect nothwendig ist, mangelt. Allein das Lager von Wallenstein ist mit einer seltenen Kunst zusammengesetzt, und giebt vom dreißigjährigen Kriege eine Anschauung, die allen Geschichten desselben fehlt, und sie alle überwiegt. Die meisterhaft gezeichneten und contrastirenden Charaktere der beiden Piccolomini und die über dem Gewühl des Krieges und der Partheien schwebenden Gestalt der reinen, zärtlichen ätherischen Thekla entschädigen den Zuschauer für das Mangelhafte des Plans, und lassen ihn, wenn der Vorhang fällt, zwar unbefriedigt, aber von der Erwartung künftiger Dinge tief ergriffen. Die Macht des Schicksals, die Wallenstein, in sich selbst uneins und zerrissen, in einem schwebenden Gemüthszustand

mit

mit sich fortreißt, und in den Abgrund des Verderbens stürzt, verbindet den Kampf der Leidenschaften mit der Ankämpfung gegen eine höhere Gewalt, und wirkt auf eine erhabene Art mit der vereinten Kraft der alten und der neuen dramatischen Dichtkunst.

In Maria Stuart hat Schiller zwar das Interesse an der unglücklichen Königin geschwächt, indem er das noch ungelösete Problem der Verschuldung von Maria gegen sie löset, und indem er in der grellen und heftigen Scene mit Elisabeth sie aus den Schranken der echten Weiblichkeit treten läßt, aber trotz dem hat er die Heldin des Stücks mit einer echten künstlerischen Liebe so rührend, so edel stolz, so sanft schwärmerisch im Leben, so männlich stark im Tode dargestellt, daß alle Gemüther im Innersten bewegt und erschüttert werden. In der Jungfrau von Orleans hat er einen Stoff gewählt, der viel besser zum epischen als zum dramatischen Gedicht sich eignet, da das Wundervolle weit mehr der für Alles leichtgläubigen Phantasie als den ungläubigen Sinnen angemessen ist; auch war vielleicht die einfache Geschichte ergreifender als die Erfindungen, durch welche er sie verändert hat; aber mit welcher poetischen Wahrheit hat er das unschuldige, unbefangene, fromme, demüthige, sich selbst verkennende und zugleich durch den Hauch der göttlichen Eingebung so heldenmüthig handelnde und sterbende Mädchen gezeichnet, ausgemalt, und wie läßt er das ganze Zeitalter sich um diesen schönen Mittelpunkt bewegen!

Wilhelm Tell ist vielleicht die Krone aller seiner Schöpfungen in Hinsicht der Individualität aller Personen, die sich in dieser historischen Composition feindselig begegnen oder verbunden zu einem Zwecke wirken. Die Natur des anmuthig erhabenen Landes, die milden Sitten und zugleich der kräftige Wille, die selbständige Entschlossenheit der Hirten, Alles wird mit Lokalfarben dargestellt; man wandelt durch die Alpenthäler, man sieht die bald spiegelhellen bald stürmischen Seen, man hört die sanft begeisterten Töne des harmlosen Volks, man athmet eine so frische, belebende Luft, daß man die Fehler des Stücks vergißt, und dem Dichter verzeiht, daß er sich eigentlich gegen das erste Gesetz der Tragödie versündigt hat, indem er zwei Handlungen, ganz verschieden und durch einen großen Zeitraum getrennt, an einander reiht.

in sich gekehrten Geistes und seines herrlichen Gemüths; aber was in den Trauerspielen öfters als Fehler erscheint, wird in seinen vermischten Gedichten die Quelle großer Schönheiten. Hier zeigt sich in seiner eigenthümlichen Kraft und Farbe die Fülle eines Talents, welches allerdings noch mehr Anlagen zur Redekunst als zur reinen Poesie, zu einer gewissen philosophischen Sentimentalität als zur objectiven Darstellung der Gegenstände hatte. Allein auch diese Art zu dichten erfordert eine eigene Virtuosität, entspricht einer bestimmten Tendenz der menschlichen Natur, und viele edle Gemüther besitzen eine entschiedene Vorliebe für Gedichte dieser Gattung. Doch muß man bemerken, daß Schiller in seinen Balladen mit Glück andere Formen versucht, und andere Töne hören läßt; der Strom seiner Erzählung fließt dort rasch, lebendig, malerisch, und vergegenwärtigt uns die Objecte auf eine höchst anziehende Art.

Im Allgemeinen bleibt es nicht minder wahr, daß Schiller in den meisten seiner kleinen Dichtungen Göthe's Vollendung und Vollkommenheit nicht erreicht; nur in der Wahl, der Correctheit und der harmonischen Melodie des Versbaues kann er es mit ihm aufnehmen und übertrifft ihn sogar. Im ersten überwiegt die Form den Stoff, im andern der Stoff die Form: dieser ist inhaltreicher und gedankenvoll, jener hält es mehr mit den reizenden Bildern der Phantasie; Göthe spielt auch da wo er den Schein des Ernsten annimmt; Schönheit, Naivetät und Grazie

sind ihm das Höchste. Schillern ist auch das Spiel immer ernst; er neigt sich mehr zum Erhabenen; das Uebersinnliche hat für ihn einen besondern Reiz, und in allen seinen Gemälden zeigt sich immer im Hintergrunde etwas Unendliches, welches in der Seele des Dichters vorherrschend war und den Leser anweht; aus der Tiefe oder von den Höhen zeigt sich das Denken und Empfinden wie ein Hauch des Geistes Gottes, der sich über das Weltall bewegt. Dieser Charakter der Schillerschen Muse wird, so lange die Deutschen ihrem eigenen Charakter treu bleiben werden, Schiller vor Allen zum Nationaldichter machen; sein Genius ist der idealisirte Abdruck des Genius der Gesammtheit; die Deutschen finden sich wieder in demselben, in verklärter Gestalt und in gesteigerter Potenz. Denn der Deutsche liebt vor allen die Kraft der Gedanken, das Allgemeine der Begriffe und der Vorstellungen, die Reinheit der Gesinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethische Gepräge. Göthe durch seine Vielseitigkeit und das Plastische seiner Kunst gehört allen Zeiten und allen Völkern; Schiller gehört uns ausschließlicher, und ist als Abbild der Deutschen, so wie die Cultur sie ausgebildet hat, ein Nationaleigenthum.

Wenn von allen deutschen Dichtern Schiller derjenige ist, der als Repräsentant des Nationalcharakters der Deutschen diesen der Nachwelt in seiner ganzen Hoheit und mit allen ihm inwohnenden Eigenthümlichkeiten offenbaren wird, so ist unstreitig Wie-

land derjenige, der am wenigsten die deutsche Nationalität ausspricht und anspricht. Anmuthig, fruchtbar, auf leichten Flügeln getragen, verweilt seine Phantasie in den Regionen der sinnlichen Welt, die er nicht einmal immer zu veredeln und zu idealisiren versteht. Seine Muse bleibt unter allen Formen ein schalkhaftes, witziges, tändelndes und nicht selten muthwilliges Mädchen, welches von einem anständigen, sittsamen Wesen wenig hält und das Ernste, Hohe, Uebersinnliche verkennt oder verschmäht. Wieland besitzt keine Originalität, er hat abwechselnd mit den Franzosen, den Italienern und den Griechen gebuhlt, und von ihnen durch sein glückliches Talent der Nachahmung viel entlehnt und angenommen. In seiner ersten Jugend verirrte er sich in die rein didactische, ja sogar in die sentimalisch-mystische Poesie, aber bald erkennend, daß ihm von der Natur dieser Ton nicht gegeben war, und er Wahlverwandtschaft mit den entgegengesetzten Gegenständen hätte, trat er in die Laufbahn die er seitdem nie verlassen, und mit einem nie ermüdenden Fleiß nach allen Richtungen durchwandert hat. Lucian, Horaz, Ariosto und Voltaire haben seinem, ihnen verwandten Geist immer vorgeschwebt: er hat von Allen etwas in sich aufgenommen, ohne einem von ihnen gleich zu kommen. Die feine Ironie des Lucian und dessen Kunst, die zu seiner Zeit gangbaren religiösen Lehren anzugreifen, hat er sich eigen zu machen gesucht, und hat diese Art Waffen gegen den Afterglauben, die Schwärme-

rei, die philosophischen und religiösen Begriffe gebraucht; aber er hat nicht die lebendige Kürze, den raschen Dialog, den zarten und sichern Geschmack des Lucian erreicht. Horazens Episteln und Satiren hat er meisterhaft übersetzt, aber in seinen eigenen Compositionen dieser Gattung mangelt ihm der feine Weltton des Freundes von August und Mäcen, er hat eine breitere, ausführlichere Manier und dieses ist der Hauptfehler der allen seinen Werken anklebt; er ist nie so sinnlich und so derb als der Venusinische Dichter, aber auch nie so leicht spielend und über die Gegenstände weggleitend wie dieser. Im Oberon, der gelungensten seiner poetischen Schöpfungen, ist die Nachahmung des Ariosto unverkennbar. Der romantisch phantastische Stoff, die gewählte Form des Versbaues, der tanzende Gang der Erzählung, alles erinnert an dieses sein Vorbild. Aber wie verschieden von ihm in Hinsicht der Reichhaltigkeit des Gewebes, der Mannichfaltigkeit der Dichtung, des genialen Schwunges des Styls, der ätherischen Bewegung der Handlung. In einigen Scenen ist vielleicht Wieland rührender und ergreifender, aber man vermißt in ihm die magische Luft, welche die Feenwelt des italienischen großen Zauberers durchweht und das unnachahmliche Lächeln über sich selbst und seine Erdichtungen, welches beim Ariost durch alle Strophen immer durchschimmert. Voltaire's unerschöpfliche Ader des Witzes, der Laune, des Spottes ward Wielanden nicht zu Theil, eben so wenig als der sichere, feine, ausge-

bildete Geschmack, der Voltaire auch in seiner Ungebundenheit nie verläßt, ihn auch da zurückhält wo er am meisten ausschweift, und ihm nie erlaubt zu viel oder zu wenig zu sagen. Wielands witzige Einfälle sind oft gesucht und verrathen Anstrengung, seine oft erkünstelte Laune geht selten aus einer fröhlichen Stimmung hervor, sein Spott hält sich zwar in gewissen Schranken, und artet nie in Bitterkeit aus, aber er verfällt leicht ins Gemeine, so wie er seinen oft glücklichen Scherz verdirbt, indem er ihn gar zu sehr in die Länge zieht.

Diese Weitschweifigkeit, dieses übermäßige Dehnen einer jeden Idee, eines jeden Einfalls, eines jeden Gefühls ist, wie wir schon sagten, Wielands Hauptfehler. Er tritt noch weit mehr in seinen Romanen als in seinen eigentlichen poetischen Schriften hervor. Diese Romane muß man freilich in Hinsicht der Erdichtung der handelnden Personen und der Erfindung der Begebenheiten die ihr Thun bestimmen oder durch ihr Thun bedingt werden, erwähnen, wenn von Wielands poetischen Verdiensten die Rede ist, aber man muß auch gestehen, daß sie nur einen sehr geringen poetischen Werth haben. Sie sind eigentlich nur mehr oder minder glücklich gewählte Rahmen, innerhalb deren seine Philosophie oder Politik sich bewegt; ziemlich lose Gewebe, auf welche er seine Lehrsätze und seine Ansichten des Menschen und des Weltalls mit mannichfachen Farben aufträgt. Zu dieser Gattung gehören vorzüglich

Agathon und der Goldene Spiegel. Es war eine Zeit wo diese Romane wegen ihrer Form so wie wegen ihres Stoffes viel galten und als Meisterstücke gepriesen wurden. Diese Zeit ist verflossen, in unseren Tagen werden sie vielleicht zu sehr vernachläßigt und vergessen. Doch bleibt es wahr, daß sie eine zu leichte und zu nüchterne Nahrung enthalten, um unserer Zeit zu genügen. Wielands Philosophie besteht in einem feinen Epicuräismus, der sich in eine mit Liebe zum Schönen versetzte Sinnlichkeit auflöset. In ihr giebt es nichts Großartiges, Tiefes, Hohes, nichts was Kraft verräth oder zur Entwickelung und Stählung der Kraft dienen kann. Wieland findet sich gern ab mit dem Menschen wie er ist. Weit entfernt, ihn zu erheben und ihm das Ideal nach welchem er streben soll, vorzuhalten, ergießt er über dasselbe seinen Spott, oder gedenkt dessen nur mit einem mitleidigen Lächeln. Er selbst war durch die Energie des Charakters nichts weniger als ausgezeichnet; im Gegentheil drückt er auf alles was er schreibt den Stempel einer gewissen Weichheit und Schwäche. Allen seinen Dichtungen mangelt die reine Objectivität, er hat immer einen subjectiven Charakter, er spricht seine Persönlichkeit aus, und diese empfiehlt sich nicht durch den edlen, sittlichen, erhabenen Sinn, den wir an Schiller wahrgenommen und bewundert haben. Man hat oft wiederholt, daß in den philosophischen Romanen Wieland eine so gründliche Kenntniß des griechischen Lebens bewiese, daß er sich

so sehr die griechische Denk- und Empfindungsart angeeignet hätte, und so gut verstände in den griechischen Geist und Ton sich zu versetzen, daß uns in seinen Schriften die ganze griechische Welt wiedergegeben würde. Es ist nicht zu läugnen, daß er öfters mit Anmuth geschwätzig, wie die Griechen, ist, daß er ihnen das Geheimniß einer gewissen nachläßigen Grazie abgewonnen hat, daß er manchmal mit attischem Salz faselt, aber seine Philosophie hat weder Plato's Schwung noch des Aristoteles Bestimmtheit und Kürze. Er kennt die Begeisterung nicht, die aus dem Gemüth allein entspringt und nicht von dem Verstand erkünstelt wird; man vermißt immer in ihm die herrliche Mischung von ruhiger, stiller, männlicher Kraft und sanfter Bewegung, von Fülle und Nüchternheit, von Plastik und Malerei, welche aus allen Schriften der Griechen hervorleuchtet, und das Charakteristische des echt antiken Styls bildet. Die Würdigung der politischen Schriften Wielands gehört nicht hierher; seine politischen Romane haben dieselben Vorzüge und dieselben Fehler die seine philosophischen auszeichnen. Man würde vergebens bei ihm eine aus der Tiefe geschöpfte allgemeine Theorie des Staatsrechts und der Gesetzgebung suchen; aber um so mehr findet man in seinen Schriften practische Maximen der Staatsklugheit, eine Menge richtiger Urtheile über den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, den Geist der Regierungen, den Gang der menschlichen Dinge. Wenige deutsche Schriftsteller haben

so wie er mit einem durch Geschichte und Erfahrung, durch Beobachtung der Menschen und eigenes Nachdenken geschärften Verstand von aller Uebertreibung und allen sanguinischen Hoffnungen freien Geiste die großen Begebenheiten unserer bewegten Zeit betrachtet und gewürdigt. Die seltene Prävisionsgabe mit welcher er die Entwickelung der verschiedenen Phasen und des Ausganges der französischen Revolution vorausgesehen hat, sichert ihm auch bei der Nachwelt einen ausgezeichneten Platz unter den politischen Schriftstellern.

Herder wird auch oft zu den poetischen Genies, die in dieser schönen Periode der deutschen Literatur geglänzt haben, gerechnet. Daß er die zwei Elemente eines poetischen Genius in sich vereinigte, nämlich lebendige Phantasie und tiefes Gemüth, kann man nicht läugnen; sie haben sich nur in ihm unter andern Formen als den eigentlich poetischen gestaltet. Unstreitig hatte er ein seltenes Talent, fremde Blüthen der Poesie auf deutschen Boden zu verpflanzen. Seine gründliche Kenntniß der todten und der lebenden Sprachen, sein vielseitiger Sinn für Schönheiten ganz verschiedener, sogar entgegengesetzter Art und die Biegsamkeit seines Geistes, die es ihm leicht machte, sich in andere zu versetzen und eine große Mannichfaltigkeit der Töne anzunehmen, gaben ihm die Mittel, die vaterländische Litteratur zu bereichern, indem er aufs glücklichste fremde Schätze in dieselbe übertrug. Diese verdienstliche Arbeit gelang

den Leser in die reine Verstandeswelt [illegible]
trachtet, weht ihn immer wie [illegible]
Hauch der Phantasie an. Diese seltene [illegible]
gleichartiger Elemente bringt aber auch [illegible]
hervor. In der Geschichte gehen Herdern [illegible]
die gedrängte Kürze, die einfache [illegible]
hige Bewegung öfters ab; in der [illegible]
mißt man die Klarheit, die Bestimmtheit [illegible]
unpartheiische Zerlegung der Lehrsätze: [illegible]
tritt oft das Charakteristische seines [illegible]
vor als das zu Charakterisirende, [illegible]
diese oder jene Manier trübt nicht selten [illegible]
Im Ganzen kann man sagen, daß bei [illegible]
losophie die Poesie verdirbt und diese [illegible]
der Ersteren eine falsche Richtung giebt; [illegible]
zu viel von beiden, um die Eine oder die [illegible]
ihrer Reinheit zu erschaffen und das [illegible]

die ihm das schöne Werk über den Geist der hebräischen Poesie eingaben, ihm immer etwas vom morgenländischen Styl geblieben ist, welcher dem Seinigen Kraft, Kühnheit und Hoheit verleiht, aber nicht selten in falschen Pomp und Schwulst ausartet.

Diese schöne Zeit der deutschen Poesie, wo die größten Geister in ihrer vollen Kraft dichteten und wirkten, ist verschwunden mit denjenigen die sie zur Ehre der Nation verherrlichten. Göthe allein, der größte von allen, steht noch da in einem mit Ruhm bekränzten Alter, wenn nicht in der ganzen Fülle seines poetischen Lebens, doch noch von Zeit zu Zeit bei seinem Niedergang nach allen Seiten Strahlen des ihm inwohnenden Lichts in das Dunkel unseres Himmels sendend. Er steht da, Bewunderung und Ehrfurcht gebietend, wie eine herrliche Säule einer untergegangenen Periode, oder vielmehr wie ein immer mehr verwitternder Tempel, dessen nahen Zusammensturz man mit trüber Ahnung befürchtet. Mit ihm scheint unser poetischer Ruhm untergehen zu sollen, denn es zeigen sich keine würdigen Erben seines Genies, keine Männer welche die Lücke, die unermeßliche, die er in der deutschen Litteratur zurücklassen wird, nur einigermaaßen auszufüllen versprächen, und, sei es auch theilweise, den uns drohenden Verlust ersetzen oder mildern könnten. Die Zahl der aufgehenden Dichter ist zwar groß, und unter ihnen giebt es einige, die nicht ohne Talente, Verdienste und Vorzüge mancher Art sind, aber es ist

[illegible] der eine wahre Genialität beurkundet, der eine [illegible] ihm eigenthümliche reichhaltige [illegible] hätte, und seinen Wer[illegible] einer nicht zu verkennenden Originali[illegible]. Sie sind mehr oder minder ge[illegible] einer ihnen fremden Größe; nur [illegible] einer untergegangenen Harmonie, oder [illegible] einer [illegible] Hand, die nicht tief und [illegible] einzugreifen vermag, und welche [illegible]. Manche, der Gewalt ihres [illegible] haben versucht, sich neue Bahnen zu [illegible], aber sie haben das Abenteuerliche für das [illegible], das [illegible] für das Erhabene, das [illegible] für das [illegible], das Gezerrte, Convulsi[illegible] für das [illegible], das Gemeine für das Naive, das [illegible] für das Kunstreiche genommen, und sind sie auf Abwege gerathen, die sie trotz ihrer An-

Dieser mißliche Zustand der Poesie in Deutschland läßt sich sattsam erklären aus den allgemeinen Ursachen die einen nachtheiligen Einfluß auf den poetischen Genius in ganz Europa ausgeübt und die wir oben angeführt haben. Nirgends haben sie vielleicht, mit vereinter Kraft die Phantasie lähmend und das Gemüth erstarrend, mehr gewirkt als auf dem deutschen Grund und Boden. Die philosophische Analyse hat alle Gegenstände, alle Vorstellungen, alle Gefühle zu zersetzen getrachtet, und den poetischen Zusammensetzungen die Auffindung des Stoffes erschwert. Die Metaphysik, diese von den Deutschen hochgefeierte und hochgepflegte Wissenschaft, hat alle Individualitäten, alle bestimmte Formen und Wesen in leere, Alles verschlingende Abstractionen aufgehen lassen. Die Politik hat die Aufmerksamkeit der großen Mehrheit der Gebildeten ausschließlich in Anspruch und in Beschlag genommen; die Bedingungen des materiellen Lebens, die Fortschritte der Künste, die der Sinnlichkeit und der Geselligkeit dienen, haben einen Schwung erhalten, der Alles mit sich fortreißt, und das sogenannte Reale, Handgreifliche hat die Idealität der Dichtung, wo nicht in den Gemüthern vertilgt, doch sie geschwächt und verscheucht.

In England wirkt ein Theil dieser Ursachen nicht, weil bei den Engländern der practische Verstand immer ein unverkennbares Uebergewicht über die theoretische speculirende Vernunft behielt, und weil ihre, auf einen verfeinerten und geläuterten Empirismus

gegründete, Philosophie keinen nachtheiligen Einfluß auf das rege Leben der Phantasie und des Gemüths haben konnte. In keinem Lande von Europa haben freilich die materiellen Interessen so wie in England alle Kräfte und eine jede Thätigkeit in Anspruch genommen. Die Production und der Absatz derselben auf der einen Seite, die Gemächlichkeiten des Lebens und die sinnlichen Genüsse auf der andern, scheinen den Flug der Dichtung und die Idealität der Gefühle kaum zuzulassen; und doch muß man gestehen, daß England in den letzten Decennien eine neue herrliche Periode des poetischen Schaffens erlebt hat, eine Periode, die durch ihren eigenthümlichen Charakter von den früheren sich unterscheidet und das Gepräge der Zeit trägt, die aber nicht minder eine der glänzendsten Erscheinungen der britischen Litteratur bildet.

Das erste Zeitalter der englischen Poesie zeichnet sich durch eine geniale, fruchtbare, in der Tiefe und in der Höhe bewundernswürdige Energie aus. Die Kraft des Genies in derselben erregt Erstaunen durch die Größe, die Kühnheit, die Originalität ihrer mannichfaltigen Werke. Sie verläßt und verachtet die gewöhnliche Sphäre und die bekannten Geleise der Poesie. Auf mächtigen Flügeln getragen, hat sie in ihrem Schaffen und Treiben etwas Wildes und Ungebundenes, welches den Leser und den Zuschauer auch dann noch mit sich fortreißt, wenn gleich ein nüchterner Geschmack viel gegen diese Gedichte auszusetzen hat. Diese Periode des freien Waltens des Ge-

Genies fängt mit Chaucer an, der noch manches von der italienischen und französischen Poesie erborgt, und endigt mit Waller, der sich schon der zweiten Periode nähert. Shakspeare und Milton sind die zwei Culminationspunkte dieses Zeitabschnitts. Butler gehört noch dazu, als Repräsentant des echten englischen Humors, dieser eigenthümlichen Art von Laune, die in einer höchst anziehenden Mischung von Ernst und spöttischem Scherze besteht. Auf diese Periode folgte die zweite, die von der Regierung Carl's II. bis zu der Georgs I. geht. Die großen Dichter derselben haben mehr Vollendung aber weniger ursprüngliches Genie. In Hinsicht der Correctheit, der Rundung, der Eleganz lassen sie nichts zu wünschen übrig, aber ihnen mangelt öfters die Fülle der Bilder, das Feuer der Sprache, die begeisternde Wärme der Gefühle. Bei ihnen überflügelt die Phantasie selten den Verstand, sondern die erstere scheint dem letzten nur zu dienen. In diesem Zeitraum hat unstreitig der Glanz der französischen Litteratur in ihrer schönsten Epoche auf den Nationalgeschmack der Engländer eingewirkt. Pope kann mit Recht für den Typus, oder, wenn man will, für den Heros dieser Periode gelten; in ihm vereinigen sich alle ihre Vorzüge mit ihren Unvollkommenheiten. Nach diesem Zeitraum haben noch einzelne Dichter gelebt, die einen verdienten Ruhm erlangt haben, und zu den besseren gezählt werden. Young, Thomson, Goldsmith, Savage, Akenside, Johnson verdienen hier genannt zu werden. Alle

reichen Ertrag ihrer Genialität beurkunden. Die drei britischen Länder, die mit England verbunden sind, wetteifern mit einander. Byron, Walter Scott in Schottland, Moore in Irland haben ihrem Vaterlande ein neues, poetisches Leben wiedergegeben, und ihm in diesem Jahrhundert die Krone der Dichtkunst zugesichert.

Diese Wiederbelebung der englischen Poesie wurde nicht durch allgemeine, in dem damaligen Zustande von England liegende Ursachen herbeigeführt, sondern nur einzig und allein die Folge des glücklichen Zufalls, der das Zusammentreffen dieser drei Heroen der Dichtkunst bewirkte. Das Genie ist ein Geheimniß, ist nur eine Gabe der Natur, und läßt sich nicht aus äußeren Bedingungen ableiten oder erklären, obgleich diese einen gewissen Einfluß auf seine Richtung und Entwickelung haben. Das Genie i

arbeiteten Werke. Gray allein macht eine ehrenvolle Ausnahme von seinen Zeitgenossen: er allein hat mehr als Talent, er hat Genie, Alles verräth in ihm einen höheren Schwung der Seele, und es ergießt sich in seinen Oden und in seinen Elegien eine aus sich selbst erzeugte, und sich nährende Quelle der erhabensten Empfindungen.

Der poetische Boden, der das Genie, das Talent, den Geschmack zu verschiedenen Zeiten in einer schönen Reihefolge mit allen ihren Blüthen und Früchten getragen hatte, schien erschöpft, und seine mannichfaltige Fruchtbarkeit schien ihn zur ferneren Unfruchtbarkeit zu verdammen. Mehr als irgendwo hatten in England der Gang der Begebenheiten und die Fortschritte der Cultur dem Geist eine Richtung, dem Charakter eine Stimmung, den Gemüthern eine Tendenz gegeben, die der Poesie fremd, ja feindselig genannt zu werden verdiente. Man konnte glauben, daß die poetische Periode der Nation ganz geschlossen sei, und daß die poetischen Versuche, leb- und farblos, nur ein schwacher Nachhall der früheren feurigen und kräftigen Stimmen sein würden, als, gegen alle Erwartung, mit einem Male, drei Männer sich erhoben, die eine neue glänzende, alles Gleichzeitige weit überstrahlende Epoche herbeiführten; welche, obgleich von einander sehr verschieden, doch eine poetische Trias bilden, die es mit den besten und größten der vorigen Jahrhunderte aufnehmen kann; und die alle drei durch einen eigenthümlichen, origi-

nellen Stempel ihre Genialität beurkunden. Die zwei herrlichen Länder, die mit England verbunden sind, wetteiferten mit einander. Byron, Walter Scott in Schottland, Moore in Irland haben ihrem Vaterlande ein reges, poetisches Leben wiedergeschenkt, und ihm in diesem Jahrhundert die Krone der Dichtkunst zugesichert.

Diese Wiederbelebung der englischen Poesie wurde nicht durch allgemeine, in dem damaligen Zustande von England liegende Ursachen herbeigeführt, sondern war einzig und allein die Folge des glücklichen Zufalls, der das Zusammentreffen dieser drei Heroen der Dichtkunst bewirkte. Das Genie ist ein Geheimniß so wie eine Gabe der Natur, und läßt sich nicht aus äußeren Bedingungen ableiten oder erklären, obgleich solche einen gewissen Einfluß auf seine Richtung und Entwickelung haben. Das Genie, je mehr es aus eigener Kraft emporstrebt, zeigt sich von den Umständen unabhängig; es ist weil es ist, und nothwendig was es ist; es läßt sich weiter nichts über dessen Natur, Ursprung, Bestimmung sagen. Dieses gilt besonders von Byron, der unstreitig durch die hervorragende Energie und den eigenthümlichen Schwung seiner Geistesvermögen seinen Nebenbuhlern überlegen ist. Doch läßt sich nicht läugnen, nachdem Moore aus den eigenen Aufsätzen und Briefen seines Freundes uns näher mit ihm bekannt gemacht hat, daß mehrere Umstände seines früheren Lebens auf die vorherrschende Stimmung seiner Seele eingewirkt

haben; aber so hätten sie auf keine andere einwirken können. Man mußte die Empfänglichkeit von Byron haben, um von diesen Umständen solche Eindrücke zu erhalten. Aus einem uralten, berühmten Geschlecht entsprossen, brachte Byron einen angebornen Stolz in die Welt, dem seine Erziehung Nahrung gab, und nie verließ ihn das Gefühl seiner hohen Abstammung. Mit diesem Stolz zeigte sich früh bei dem Knaben ein entschiedener Hang zum Widerspruch, ein Trieb nach Unabhängigkeit, und ein selbständiges Wesen, das seinem Alter voraneilte. Keiner festen Leitung, keiner sorgsamen Pflege unterworfen, wurde er nur stets zur Widersetzlichkeit gereizt. Sein kräftiger Körper, sein sonst schönes, edles, wohlgestaltetes Aeußere ließen ihn um so mehr sehr früh, und während seines ganzen Lebens, einen physischen Fehler, der in die Augen fiel und seine ausgezeichnete Bildung verunstaltete, tief empfinden. Dieses ihm anhängende Gebrechen, welches ihm eine Ungerechtigkeit der Natur zu sein schien, gab ihm früh eine Bitterkeit gegen das Schicksal und gegen die Menschen. Eine unglückliche Liebe, die seinem Stande und seinem Alter nicht angemessen war, eine noch unglücklichere Heirath entschieden über ihn, und erregten in ihm Gefühle, Leidenschaften, Entschlüsse und Handlungen, die aus seiner scharfgezeichneten Individualität hervorgingen, auf dieselbe zurückwirkend, sie verstärkten, und seinem ganzen Leben so wie seiner Poesie ein originelles, mit keinem andern zu

vergleichendes Gepräge aufdrückten. Hierzu kam noch, daß er, in seinem Vaterlande streng getadelt und von der Gesellschaft zurückgestoßen, wegen seines pflichtwidrigen und zugleich räthselhaften Betragens von Vielen verkannt, ja verachtet und verläumdet, England wahrhaft zu hassen begann. So wie seine Mitbürger seinem großen früh aufgehenden dichterischen Talent huldigten, ohne seine Persönlichkeit hoch zu achten, so schien auch er, im Herzen stolz ein Engländer zu sein, doch bei allen Gelegenheiten diese Würde gering zu schätzen, und sparte seinem Vaterlande weder beißenden Spott noch heftige Vorwürfe. Seine, auf wirkliche oder vermeintliche Ungerechtigkeiten gegründete Abneigung gegen England, sein unruhiges wildes Gemüth und das Bedürfniß, seiner Phantasie neuen Stoff darzubieten, führten ihn auf lange Reisen durch das südliche Europa; öfters wechselte er seinen Aufenthalt. Italien, Griechenland, die europäische Türkei zogen ihn am meisten an. Die schöne Natur in diesen Ländern, die heitere Luft, das milde Clima, die großen Erinnerungen der Vorzeit, sogar der auffallende Kontrast zwischen ihrem vorigen herrlichen Leben und dem jetzigen, hatten für ihn einen besondern Reiz, und waren theils seinem Hang zu verfeinerter Sinnlichkeit, theils seiner schwermüthigen, düstern Stimmung angemessen. Die Insurrection in Griechenland nahm bei ihrem Beginnen schon sein ganzes Interesse in Anspruch; es wuchs mit den Begebenheiten, die bald die Unab-

hängigkeit von Griechenland zu begünstigen, bald sie zu bedrohen schienen. Nachdem er ihr aus der Ferne durch seine Gesänge gedient und Freunde erweckt hatte, entschloß er sich, sein eigenes Schicksal mit dem dieses ihm so theuren Landes zu verbinden. Er ging nach Morea um für seine lieben Griechen zu kämpfen, allein kurz nach seiner dortigen Ankunft erkrankte er, und hauchte seinen großen Geist aus, in der Kraft seiner Jahre, ohne daß ihm zu Theil geworden wäre, für die Sache, die ihm heilig war, geblutet zu haben.—

Ein solches Leben Byron's, aus der Eigenthümlichkeit seines Genies und seines Charakters hervorgegangen, wirkte auf beide mächtig zurück, und erklärt die Richtung beider, indem es ein helles Licht auf seine Individualität wirft. Diese Individualität giebt den Schlüssel zu den Schönheiten und den Fehlern seiner Werke. Denn alle seine Gedichte sind verschiedene, mannichfaltige lebendige Formen, unter welchen er immer nur seine Individualität ausgesprochen und dargestellt hat. Selten hat das Genie eines Menschen mehr die Farbe seiner Gefühle, seiner Leidenschaften, seines Charakters getragen, selten sind der Dichter und der Mensch mehr eins und dasselbe gewesen als in dieser originellen, großartigen Natur. Nicht allein in den Gedichten wo Byron in eigener Person auftritt und dem Leser das Innerste seiner Seele offenbart, auch in denen wo er uns andere Personen und Handlungen vorführt, selbst wenn er eine wirklich objective Welt zu erschaffen scheint,

ist Alles nur ein Wiederschein seines Ichs, und seine Helden sind immer mehr oder minder Er selbst unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Lagen, welche bald die eine bald die andere Seite dieses ungemein deutlichen Wesens vorkehrt. Allenthalben findet man einen unbiegsamen Stolz, der eigentlich alle Gegenstände geringschätzt und alle Menschen verachtet, weil er sich ihnen weit überlegen fühlt oder wähnt; jene ungebändigte, ausschweifende, wilde Kraft, die nur in ungestümen, den menschlichen und göttlichen Gesetzen trotzenden Leidenschaften das wahrhaft Schöne sieht, und in der Schilderung der Verbrechen, welche sie hervorbringen und des schrecklichen Unglücks, welches sie herbeiführen, schwelgerisch verweilt. Immer begegnet uns wieder das in sich zerfallene, zerrissene, aus Widersprüchen zusammengesetzte Gemisch, welches Alles, das Höchste und das Niedrigste, das Reinste

; moralischen und intellectuellen Lebens ist
merkwürdigeres Phänomen, als der beständ-
pf, der das Wesen von Byron's Seele aus-
scheint, den Flug seines Genies nicht hemmt,
m öfters eine Kraft, einen Schwung, eine
verleiht, die so selten angetroffen werden.
n's Innern herrscht nie die ruhige Har-
ter schönen und erhabenen, sondern das
herhabene einer sich selbst zerstörenden Na-
ihre eigenen Schöpfungen in Trümmer
äßt, und die alle in ihrem Schooße schlum-
Kräfte aufbietet, um sie feindlich gegen ein-
zustellen. Seine Landschaften sind nicht in
er von Claude Lorrain zusammengesetzt, mit
Klarheit, Hoheit gezeichnet und durch hei-
fungen des Lichts beleuchtet: es sind trübe,
ild romantische Scenen im Geiste Salva-
s, mit energischer Hand ausgemalt, die den
zugleich mächtig anziehen und zurücksto-
yron wurde, während seines ganzen Le-
zwei entgegengesetzten Tendenzen angezogen;
scharfen und grellen Gegensätze treten in al-
Handlungen hervor. Hauptzüge seines
s, gehen sie auch in seine Poesie über. Auf
Seite hatte er das jedem großen Geiste und
müthe einwohnende Bedürfniß einer unver-
, ewigen Realität; er fühlte eine immer wie-
e Sehnsucht des Unendlichen; alle Ideen,
usströmungen oder als Vorboten desselben

ist Alles nur ein Wiederschein seines Ichs, und seine Helden sind immer mehr oder minder Er selbst unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Lagen, welche bald die eine bald die andere Seite dieses außerordentlichen Wesens vorhebt. Allenthalben findet man einen unbiegsamen Stolz, der eigentlich alle Gegenstände geringschätzt und alle Menschen verachtet, weil er sich ihnen weit überlegen fühlt oder wähnt; seine ungebundene, ausschweifende, wilde Kraft, die nur in ungestümen, den menschlichen und göttlichen Gesetzen trotzenden Leidenschaften das wahrhaft Erhabene siehet, und in der Schilderung der Verbrechen, welche sie hervorbringen und des schrecklichen Unglücks, welches sie herbeiführen, schwelgerisch verweilt. Immer ergreift uns wieder das in sich zerfallene, zerrissene, aus Widersprüchen zusammengesetzte Gemüth, welches Alles, das Höchste und das Niedrigste, das Materielle und das Geistige, die gemeine Sinnlichkeit und das übersinnliche Leben versucht, genossen, gemißbraucht, erschöpft hat, und indem es beständig von einem Extrem zum andern überspringt, und nie in seinem Innern nach Harmonie trachtet, übersättigt und zugleich unbefriedigt, allen menschlichen Dingen mit bitterem Hohn den Stab bricht, und nichts in der Welt mehr wahrnimmt, was seiner Liebe und seiner Hochachtung würdig wäre.

Ein solcher zerrütteter Zustand des Geistes, des Gemüths, des Willens, mit einem Worte, des ganzen Menschen, ein solcher Kriegszustand aller Ele-

mente des moralischen und intellectuellen Lebens ist ein um so merkwürdigeres Phänomen, als der beständige Kampf, der das Wesen von Byron's Seele auszumachen scheint, den Flug seines Genies nicht hemmt, sondern ihm öfters eine Kraft, einen Schwung, eine Kühnheit verleiht, die so selten angetroffen werden. In Byron's Innern herrscht nie die ruhige Harmonie einer schönen und erhabenen, sondern das Schrecklicherhabene einer sich selbst zerstörenden Natur, die ihre eigenen Schöpfungen in Trümmer zerfallen läßt, und die alle in ihrem Schooße schlummernden Kräfte aufbietet, um sie feindlich gegen einander aufzustellen. Seine Landschaften sind nicht in der Manier von Claude Lorrain zusammengesetzt, mit Anmuth, Klarheit, Hoheit gezeichnet und durch heitere Abstufungen des Lichts beleuchtet: es sind trübe, finstere, wild romantische Scenen im Geiste Salvator Rosa's, mit energischer Hand ausgemalt, die den Leser oft zugleich mächtig anziehen und zurückstoßen. Byron wurde, während seines ganzen Lebens, von zwei entgegengesetzten Tendenzen angezogen; diese zwei scharfen und grellen Gegensätze treten in allen seinen Handlungen hervor. Hauptzüge seines Charakters, gehen sie auch in seine Poesie über. Auf der einen Seite hatte er das jedem großen Geiste und tiefen Gemüthe einwohnende Bedürfniß einer unvergänglichen, ewigen Realität; er fühlte eine immer wiederkehrende Sehnsucht des Unendlichen; alle Ideen, die als Ausströmungen oder als Vorboten desselben

der menschlichen Natur eingegraben sind, schwebten ihm immer vor, und in gewissen Augenblicken nahm er auch wol seine Zuflucht zu ihnen. Aber sein Unglaube, der alles Positive verwarf, seine flache, materialistische Philosophie, seine durch die Phantasie beflügelte Zweifelsucht, welche am Ende seine Phantasie selbst entfärbte und lähmte, sein Scharfsinn, der ihn sehr früh die Nichtigkeit aller sinnlichen Erscheinungen, Genüsse, Glücksgüter einsehen lehrte, und nicht tief genug in das Wesen der Dinge eindrang, um hinter der Welt der Erscheinungen die wirkliche, bessere Welt wahrzunehmen — dies alles, verbunden mit betrogenen Hoffnungen und vorzeitiger Abstumpfung der Sinne, bildete in ihm den bösen Dämon, der seine großartige Natur heimsuchte, zerriß, herabwürdigte, und zu einer Art genialischer Verzweiflung brachte. Sein Trübsinn verläßt ihn nie, er spricht sich in Childe Harold am stärksten aus, zieht sich wie ein Nebel über alle Länder die er durchstreift, und wirft über die lebendige, herrliche, begeisternde Dichtung den Schleier einer nie zu verkennenden Schwermuth. Kaum hat das Prisma seiner Phantasie ihm die glänzendsten Farben in jedem Lichtstrahl dargeboten, so verschwindet wieder, von seinem verzweifelnden Geiste angehaucht, der Zauber seines Colorits. Die Freiheit, die er besingt, wird bald ihm selbst zum trügerischen Wahn, die Wahrheit zu einem Schatz den man immer sucht und nirgends findet, die Schönheit zu einer blendenden, aber bei näherm

Beschauen immer verstümmelten oder befleckten Gestalt, die Religion zu einem unauflöslichen Problem, die Unsterblichkeit zu einem den Menschen hinhaltenden Traum. Nicht allein in Childe Harold, wo er in eigener Person auftritt, auch im Giaour, im Corsair, in Lara, im Don Juan erscheint er immer und immer derselbe, ja sogar in seinen dramatischen Werken findet man in Cain, in Manfred immer nur Byron mit seiner genialischen, kräftigen, aber mit sich selbst zerfallenen Individualität. Der stolze, unbiegsame, leidenschaftliche Charakter, der allein dem was groß, schön, erhaben ist nachstrebt und von Allem wegen seiner Ungenügsamkeit zurückgestoßen wird und immer wieder auf das oft versuchte und immer verfehlte zurückkommt, ist unstreitig, in seiner ethischen Unvollkommenheit, oder wegen derselben, ein höchst poetischer Charakter, so wie ein wilder Strom der sich von Bergen herabstürzt poetischer ist als ein stiller Bach oder ein gleichmäßig sich ergießender Fluß, wie die Umwälzungsperioden in der Natur poetischer sind als die Zeiten der klaren, ruhigen Harmonie derselben. Dieser Charakter, verbunden mit einem kräftigen, schwungvollen, großartigen Geiste, beide sich wechselseitig verstärkend, und zu einer Einheit verschmolzen, bilden zusammenwirkend Byron's eigenthümliche Genialität, und tragen beide das ihrige bei zu der Hoheit und dem Reichthum seiner Gedanken, zu der Tiefe seiner Gefühle, zu der Kühnheit seiner Bilder, zu der

[illegible] einer [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] als er sich über die
[illegible] der [illegible] Seite erhob, so
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] als seine
[illegible] der [illegible] Wege anlegte, und er
[illegible] [illegible] verlor. [illegible] und [illegible]
[illegible]. Er war er in [illegible] Umgang [illegible]; [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gesagt,
[illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]. Aber so [illegible] er sich,
[illegible] an dem Dichterruhm, der ihm zu Theil wurde,
und ihm weiter nach zu [illegible]; wäre er etwas
[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] Kraft, die wir an
ihm [illegible], [illegible]. Die Welt hat, auf Ko-
sten des Menschen, an ihm einen Dichter ohne glei-
chen und eine reiche Quelle der [illegible] [illegible]

Adel der Gesinnung, an Lebendigkeit der Gefühle, an Energie des Gemüths, an Hoheit der Gedanken, aber nichts in ihm ist schrankenlos, ausschließlich hervortretend oder hervorragend, kein Vermögen wird von einem vorherrschenden unterdrückt; es giebt keinen Riß in seiner Natur. Die Harmonie seines moralischen und geistigen Wesens spricht sich in allen seinen Werken aus, und scheint das Charakteristische seiner Individualität zu sein. Den kräftigen Aeußerungen und Wirkungen der Leidenschaften nicht fremd, der Energie der Gefühle sich hingebend da wo der Gegenstand seiner Dichtung es mit sich bringt und die Lage seiner Helden es erfordert, neigt er sich doch mehr zu einem sanften, milden Schmelz der Farben, zu anmuthigen Gemälden der wellenförmigen Bewegungen des Lebens, als zu einer Schilderung der heftigen, schrecklichen Stürme desselben. Das Erhabene gelingt ihm, aber er versteigt sich selten bis dahin, und seine reichhaltige, biegsame, schöpferische Phantasie verweilt lieber in dem Reiche des Schönen, und ist am glücklichsten in der Erfindung von Handlungen, die den Sinn des Menschen für feinere, höhere Empfindungen und für den Zauber unschuldiger, veredelter Wollust offenbaren. Eine unnachahmliche Grazie verläßt ihn nie; er übertreibt nie weder die Gefühle noch die Bilder; seine Leyer hat mehrere Saiten, er greift in alle mit geschickter und sicherer Hand, und giebt die mannichfaltigsten Töne mit einer sich immer gleich bleibenden Leichtigkeit an.

Die Melodie seines Versbaues ist an sich schon eine hinreißende Musik, welche, immer der inneren Melodie seines Gemüths angemessen, die ganze Scala, vom tiefsten bis zum höchsten Tone, durchläuft. Er besitzt bald die Kunst, außer sich eine Welt von Dichtungen zu erschaffen, in welche der Leser sich wie in die wirkliche Welt verliert, sich selbst und den Dichter vergißt, um mit dem Helden der Dichtung zu leben; dann wieder verstehet er es, diese objective Welt zu verlassen, um mit lyrischem oder elegischem Schwung alle Gegenstände der Natur und der Gesellschaft auf sich zu beziehen, alle Geheimnisse seines Herzens dem Leser mitzutheilen, und in denselben seine innersten Gefühle übergehen zu lassen. Das erste hat er in Lalla Rookh bewiesen. Dieses Gedicht, eines der gelungensten der neueren Poesie, besteht eigentlich aus vier Dichtungen, die durch ihre Contraste selbst zusam-

des Colorits, an Pracht der Composition übertroffen. Das Gedicht über die Liebe der Engel hat nicht dieselbe objective Individualität wie Lalla Rookh, und konnte sie nicht haben, weil die Wesen die es uns vorzaubert, unbekannt und unbestimmt, schwerlich unter bestimmten Formen erscheinen konnten, und die ätherische Welt, in welcher sie sich bewegen, nothwendig etwas farblos ausfallen mußte. In seinen kleineren Gesängen, sie mögen heitern oder traurigen Inhalts sein, zeigt Moore eine Meisterschaft, die unübertrefflich genannt zu werden verdient; sie gehören alle zur lyrischen oder elegischen Gattung. Bald besingt er mit horazischer Munterkeit die Freuden der Geselligkeit, der Tafel, des Weins, preiset die Reize der Frauen und einer nicht immer platonischen Liebe; bald verläßt er diese irdischen Scenen, nimmt einen höheren Flug, erhebt sich zu höheren Freuden, zu edleren geistigen Leiden. In seinen geistlichen Gesängen athmet eine religiöse Begeisterung, die einen heiligen Charakter hat, und uns den würdigen Ernst, die erhabene Wehmuth der Propheten wiedergiebt. In seinen lyrischen Gesängen herrscht eine Vaterlandsliebe, die jedes Wort belebt und durchglüht, die den früheren Ruhm, die gefallene Größe, den gegenwärtigen Druck und die glücklichere Zukunft von Irland bald mit männlichem gerechten Zorn, bald mit tiefer Schwermuth, bald mit froher Hoffnung besingt. In allen herrscht eine hohe Sittlichkeit, ein brennender Freiheitssinn und ein echt antikes Gemüth.

Der dritte der großen englischen poetischen Trias ist nicht der letzte derselben und kann es mit seinen zwei Nebenbuhlern wohl aufnehmen. Wenn auch Walter Scott nicht Byron in Hinsicht der Energie der Sprache, des hohen Fluges der Gedanken und der Gefühle gleich kommt, und er Moore's Melodie des Gesanges und unnachahmliche Anmuth nicht erreicht, so ist er ihnen hinwieder an schöpferischer Kraft der Phantasie und an Erfindungsgabe der Handlung und der Charaktere weit überlegen. Seine eigentlichen Gedichte, der letzte Minstrel, Marmion und das Seefräulein haben seinen Ruhm begründet; sie sind an sich durch den in jedem von ihnen vorherrschenden Ton verschieden. Im letzten Minstrel spricht sich eine sanfte Schwermuth aus, in Marmion ein tiefer Ernst, im Seefräulein der reine Geist der Dichtung und einer spielenden, leichten Einbildungskraft

epische Welt der Cultur der Alten angemessen war, kann gewissermaaßen diese letztere in unserer Litteratur ersetzen. Das Wundervolle, welches bei den Alten ihre Gedichte so wie ihr Leben erfüllte, aus dem vermeintlichen Verkehr der Götter und der Menschen sich ergab, und ein beständiges Einwirken der ersteren auf die letzteren mit sich brachte, ist aus dem Volksglauben verschwunden; die Quelle des Wunderbaren ist eigentlich für uns mit den Mythen der alten Religionen versiegt; die Räthsel der Natur sind geblieben, und haben sich mit dem Umfang unserer Kenntnisse vermehrt; die Zeit der Wunder ist vorüber. Allein die poetische Darstellung von der Verkettung außerordentlicher Begebenheiten mit außerordentlichen Charakteren kann uns über den Mangel an erzählenden Gedichten der Kämpfe der Menschen gegen die Götter und gegen das Schicksal trösten. Auch haben sich seit dem Anbeginn der neuen Litteratur die Romane vervielfältigt und alle Formen angenommen, so wie sie sich über alle Scenen des menschlichen Thun und Treibens erstreckt haben; allerlei Gattungen derselben sind nach einer allmähligen Entwickelung auf einander gefolgt. Wir haben die verschiedenen Perioden der Ritter-, der Intriguen-, der sentimentalen, der satirischen, der scherzhaften, der furchtbar-schrecklichen Romane durchlebt; auch die historischen waren schon vor Scott da gewesen, und diese anomale Mischung von Dichtung und Wahrheit hatte den Verehrern der eigentlichen Geschichte viel Aergerniß gegeben, ohne den

Freunden der Poesie viel Genuß zu verschaffen. Scott hat sich eine ganz neue Bahn gebrochen; er hat sich den Boden, auf welchem er seine Schöpfungen aufstellt, selbst geschaffen, und auf demselben mit einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit so viele originelle Gestalten auftreten lassen, daß er alle andere Romane — Don Quichote, Gil Blas, Clarissa, Tom Jones und Gulliver's Reisen allein ausgenommen, — weit überflügelt und sogar in Vergessenheit hat gerathen lassen. Schon lange hatte die lesende Welt dieses Urtheil gefällt, als der Verfasser des Waverley noch unbekannt war, und zu der Zeit, wo der große Ungenannte seinen Namen kund that, war ihm schon ein dauernder Name zugesichert. Scott hat eine ganz neue Gattung historischer Romane erfunden, die sich vor allen früheren auszeichnen. Vor ihm wählte man den Stoff eines historischen Romans aus der Geschichte: man entlehnte von ihr seine Helden und die Hauptmomente ihres Lebens, allein man verwebte mit diesem Stoff so viel fremdartige, willkürlich erdichtete, den Thatsachen so widersprechende Elemente, daß in dieser sonderbaren Mischung die Dichtung die Geschichte verfälschte und verunstaltete, und die Geschichte den Flug der Dichtung hemmte und lähmte. Scott verfuhr ganz anders, und wich in seinen Romanen von der gewöhnlichen Bahn durchaus ab. Auch er hat manchmal von der Geschichte Charaktere und Begebenheiten erborgt, wie im Abt, in Ivanhoe, in Peveril, in Quintin Durward, in Carl dem Kühnen;

aber in dem, was er hinzudichtet, bleibt er immer den Hauptzügen des Charakters und der Begebenheiten treu, und gesellt ihnen nie anomale Elemente zu. Die Hauptsache ist für ihn, einen gewissen Zustand der Natur, der Gesellschaft, der Sitten, der Gebräuche, der Gedanken und der Gefühle in einem gegebenen Lande, zu einer gegebenen Zeit, mit der größtmöglichen historischen Wahrheit und mit poetischer Lebendigkeit darzustellen. Ein solcher Zustand bildet immer den Hintergrund seiner Gemälde, den Boden, auf welchem die Personen, die er uns vorführt, sie mögen nun der Geschichte entnommene Wesen oder Kinder seiner Phantasie sein, sich bewegen; und alle tragen das Gewand, das Colorit, die Natur und die Form der Gedanken und der Gefühle, die dem Jahrhunderte und der Gegend, denen sie angehören, eigenthümlich sind. Auf diese Art giebt er uns das, was den meisten Geschichten abgeht, die Physiognomie der Natur und der Menschen in einer bestimmten Periode des physischen, geistigen, gesellschaftlichen Lebens eines Volks. Er versetzt sich ganz und versetzt sich mit dem Leser in eine solcher Perioden, nimmt ihre Gestalt, ihre Farbe, ihren Ton an, und verbindet, vermöge dieser seltenen Kunst, die historische mit der poetischen Wahrheit. Diese glückliche Verschmelzung, die der Phantasie mehr Haltung, ihren Schöpfungen eine bestimmtere Individualität, und der Geschichte eine größere Lebendigkeit verleiht, ist eigentlich das Charakteristische des Genies des großen Dichters,

was sich nicht immer in derselben Vollkommenheit, aber doch in allen seinen Werken findet. Die Gesammtheit der Romane von Scott bilden eine Gallerie von Gemälden, die in Hinsicht der Zahl, der großartigen Zeichnung, der hohen Individualität der in derselben dargestellten Personen, so wie der unendlichen Mannichfaltigkeit der Gestalten, der Handlungen, des ihnen immer angemessenen Tons, des Reichthums und der Gradation der Farben, des abwechselnd zarten oder kräftigen Pinsels nirgends ihres Gleichen hat, eine Fruchtbarkeit und eine Gewandtheit beurkundet, die nur mit der eines Titian und Rubens verglichen werden kann. Dabei hat Walter Scott eine dramatische Darstellungsgabe, die in allen seinen Romanen sich bewährt, und welche die größten dramatischen Dichter ihm beneiden könnten. Auch hat er vielleicht glücklicher und mehr als alle andern Dichter die Kunst verstanden, die Liebe zum Geheimnißvollen anzuregen und anzusprechen, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Lesers durch ein bis zum Aufschluß des Ganzen auf seine Dichtung verbreitetes Halbdunkel zu spannen. In den meisten seiner Romane bietet eine Person oder eine Begebenheit etwas Räthselhaftes dar, das nur am Ende der Verwickelung seine Lösung findet.

Das Genie der drei Heroen der englischen Poesie in der letzten Zeit hat ein neues poetisches Leben in der englischen Litteratur hervorgebracht; mehrere ausgezeichnete Talente sind vermöge dieses Einflusses

des Genies auf seine Zeitgenossen zum Vorschein gekommen, allein sie nehmen doch nur einen untergeordneten Platz ein, und können nur als Trabanten der obigen Sterne erster Größe betrachtet werden.

Trotz seiner übertriebenen Ansprüche auf eine neue Lebensaera in der Poesie und den anmaaßenden Lobsprüchen, die es sich in dieser Hinsicht selbst ertheilt, kann sich Frankreich in der neueren Zeit nicht desselben Ruhms und desselben Glücks als England erfreuen. Wenn man die Geschichte der französischen Litteratur gründlich erforscht, kann man sich im Allgemeinen des Urtheils nicht erwehren, daß die charakteristischen Eigenschaften des Geistes und des Gemüths der Franzosen sie nicht eigentlich zur höchsten Poesie eignen. Sie haben im Ganzen mehr Empfindungen als Gefühle, mehr oberflächliche Gefühle als tiefe Bewegungen des Herzens, und ihre Phantasie ist reich an Zusammensetzungen, die der Thätigkeit des Verstandes und den Spielen des Witzes dienen, aber sie schwängert das Gemüth nicht mit schöpferischer Kraft und neigt sich weniger zu großen poetischen Compositionen. Die Sprache, die in ihrer Ausbildung sich immer dem Geiste anschmiegt und dessen Gepräge trägt, wie das Gewand die Formen des Körpers annimmt, bestätigt auch hier diesen Ausspruch. Die französische Sprache, da sie keine Ursprache ist, kann sich nicht aus sich selbst ergänzen, erweitern, bereichern, und gewisse Ausdrücke und Töne, so wie gewisse Bilder bleiben ihr immer fremd.

Auch hat sie eine angeborne Spródigkeit: der logische Gang der Periode, ihr bestimmter, fester, gebundener Bau erlaubt nicht die kühnen Wendungen, den freien Flug, welche anderen Sprachen unbenommen sind. Sie ist ein angemessenes, herrliches Werkzeug für den Verstand, aber die Phantasie findet sich in ihr, wo nicht gelähmt, doch beschränkt und gehemmt. Dieselben Ursachen, durch welche die französische Prose sich zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erhoben hat, haben die Nation verhindert, in der epischen und lyrischen Gattung das Vorzüglichste zu leisten. Es haftet ihren Dichtern immer eine gewisse Beredsamkeit an, die der Energie der poetischen Darstellung Abbruch thut. Hiezu gesellt sich noch, daß die französische Sprache keine eigentliche Metrik besitzt; scandirte Verse sind in derselben unmöglich, die Dichter sind auf den Reim gewiesen, und sie können nur in ihren Gedichten in Hinsicht des Versbaues eine gewisse Mannichfaltigkeit erzielen, indem sie längere oder kürzere Verse, die mehr oder weniger Silben enthalten, bilden, und durch ihre kunstmäßige Mischung die Strophe vielfältig gestalten. Bei dieser Menge nicht abzustreifender Fesseln, welche auch die größten französischen Dichter eingeengt haben, muß man sich weniger wundern über das, was von ihnen verfehlt oder nur mangelhaft erreicht worden ist, als über das Großartige, Herrliche, Vollendete ihrer Werke.

Die französische Poesie hat, wo nicht ihren höch-

sten Culminationspunkt, doch ihre schönste Periode unter Ludwig XIII und XIV erlebt. Zwei Hauptvorwürfe sind ihr gemacht worden, die in der Allgemeinheit, in der Schärfe und Strenge, mit welchen sie ausgesprochen worden sind, ungerecht und ungegründet erscheinen: man hat zuvörderst gesagt, daß sie vom Hofe und von der obern Klasse der Gesellschaft ausgegangen, von ihnen einen besondern einförmigen, kraftlosen Stempel erhalten hätte, anstatt, wäre sie aus der Nation hervorgegangen, sie das Gepräge des Nationalgeistes und des Nationalcharakters getragen haben würde. Allein diesem Urtheil widerspricht die Geschichte. Die ersten Anklänge der Poesie gingen vom Volke aus; die Troubadours und die Trouveren waren wirkliche Volksdichter, wovon die einen in der Sprache d'Oc den Süden, die anderen in der Sprache d'Oui den Norden von Frankreich ergetzten. Der Hof existirte damals nicht, oder hatte nur einen sehr geringen Einfluß auf die Gesammtheit. Als die Poesie sich ausbildete, einen geläuterten Geschmack und einen geregelten Flug annahm, waren die beiden genialischen Schöpfer der bessern Poesie, Malherbe und Corneille, wo nicht durch ihre Lage, doch durch ihren Charakter sehr unabhängig, und die Periode der Blüthe ihrer Kraft fällt unter die Regierung Ludwig XIII, in die Zeit von Richelieu, wo auch die höhere Classe noch ihren selbständigen Gang ging, und gegen die Fesseln, die man ihr anlegen wollte, sich sträubte. Die ausgezeichnete Per-

sönlichkeit Ludwig's XIV, der Glanz, der ihn umgab, die Macht von Frankreich, die Verschmelzung des Adels mit dem Hofe, der Hang der alle Stände ergriff dem Adel nachzuahmen, übten unstreitig auf die Poesie eine große Gewalt aus, und bestimmten mehr oder minder, nach den verschiedenen Gattungen derselben, ihre Form, ihren Ton und ihre Farbe. Aber troß dem erhielt sich und spiegelte sich in allen Arten von Poesie der ursprüngliche Nationalcharakter ab: Anmuth, Munterkeit, Naivetät, leichter Sinn und eine gutmüthige Schalkhaftigkeit, die sich gern über sich selbst und über die andern ergießt, treten noch immer hervor in der Fabel, der Elegie, in den kleineren vorüberfliegenden Gedichten und Gesängen. In den anderen größeren dichterischen Compositionen, welche diese Eigenschaften des Geistes schon vermöge ihres Gegenstandes nicht ausdrücken können noch sollen, verwandelt sich die Anmuth in Eleganz, eine edle Einfalt ersetzt die Ungezwungenheit, die Leidenschaften sprechen sich mit einer Art von Würde und Anstand, auch in ihrer Heftigkeit aus, und eine gewisse vornehme, dem Geiste der Franzosen eigenthümliche Wohlredenheit bleibt sich immer gleich. Dies ganze Wesen ist nicht in seinen Hauptzügen ein angenommenes, erkünsteltes, der Nation eingeimpftes fremdes Element, es ist das verfeinerte Nationalwesen selbst, das, aus dem Volke hervorgegangen, das Volk auch wieder anspricht.

Die Geschichte der französischen Litteratur hat

dieses Urtheil bestätigt. Während anderthalb Jahrhunderten haben die Franzosen von allen Classen, die Poesie, wie sie sich in Frankreich gestaltet und ausgebildet hat, gepflegt, genossen, bewundert, gepriesen, und sie der Poesie aller andern Völker vorgezogen. Einseitige Ueberschätzung und Uebertreibung mögen ihren Antheil an diesen Lobsprüchen haben; aber sie beweisen, daß die französische Poesie des Zeitalters des 14ten Ludwigs dem Geist und den Bedürfnissen der Nation entsprach, ihrer Phantasie, ihrem Gemüth, ihrem Charakter angemessen war, daß die Nation sich in ihrer Litteratur wiederfand, und daß diese der lebendige Ausdruck der verfeinerten und idealisirten Individualität des Volks ist.

Ein zweiter Vorwurf, der die französische Litteratur des goldenen Zeitalters getroffen hat, scheint auf den ersten Blick begründeter zu sein, bedarf aber doch auch der Berichtigung. Man hat gesagt, daß sie, der Natur und der Wahrheit fremd, nur ein conventionelles Wesen hätte, und, gleich weit entfernt von dem Antiken und dem Idealen, eigentlich nur der Abdruck der in der höheren Sphäre der geselligen Welt gangbaren Empfindungen, Gefühle und Ideen wäre. Dieser Vorwurf wurde besonders gegen die dramatische Poesie der Franzosen gerichtet. Allein obgleich es nicht zu verkennen ist, daß etwas wahres in dieser tadelnden Ansicht der französischen Poesie sei, so muß man nicht vergessen, daß jede Poesie und zumal jede dramatische, immer etwas con-

ventionelles hat, und daß sie ohne solche Conventio-
nen gar nicht denkbar wäre, so sehr auch dieselben der
Natur und der historischen Wahrheit entgegengesetzt
sind. Daß die auftretenden Personen, aus der alten
Geschichte oder aus der der neueren Völker und
Staaten entlehnt, ihrer eigenen Sprache beraubt,
sich immer nur der Sprache des Dichters bedienen;
daß sie sich in Versen unterhalten und in einem gege-
benen Silbenmaaß sich aussprechen; daß sie in einem
kleinen Raum und in einer kurzen nicht zu über-
schreitenden Zeit sich bewegen; daß Berathungen,
Entschlüsse, Handlungen, die im Geheimen stattfan-
den und stattfinden mußten, öffentlich vor einer gro-
ßen Versammlung von Zuschauern sich ereignen —
alles dieses und so viel anderes, sind es nicht angenom-
mene Conventionen die allen dramatischen Dichtun-

kämpfen, der Gefühle, die sie ausdrücken, der Gedanken, die diesen Gefühlen vorangehen, oder sich aus ihnen ergeben, bleiben die großen dramatischen Dichter in Frankreich ihnen treu, und können es troß der Verschiedenheit der Formen mit allen Dichtern derselben Gattung bei den anderen Nationen aufnehmen. Allein man vermißt bei ihnen zwei Dinge, die unstreitig zur größern Vollkommenheit der dramatischen Poesie erforderlich sind: es mangelt ihnen theils die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, theils die Lokalfarbe derjenigen, die sie zum Thema ihrer Dichtungen gewählt haben. Es versteht sich, daß ich hier nur von den Trauerspielen rede. Corneille, Racine, Crebillon haben meistens aus dem Cyclus der alten tragischen Dichter ihre Gegenstände entnommen, seltener aus der spätern Geschichte, und nie aus der Geschichte ihres eigenen Volks. Voltaire hat diesen Kreis um vieles erweitert. Im Mahomed, in Zaire, in Alzire, im Tancred ꝛc. versetzt er den Zuschauer in eine bis dahin fremde Welt, und läßt Nationen und Helden auftreten, die noch nie auf der Bühne gesehen worden waren. Aber auch er, obgleich er sich eines bessern beflеißigt hat, hat doch nie das Colorit der Zeit, der Gegend, des Himmelstrichs auf seine Gemälde übertragen; wie bei allen französischen Dichtern der beiden letzten Jahrhunderte denken, empfinden, sprechen die Helden, welche seine Phantasie erschafft oder die Geschichte ihm verleihet, wie Franzosen in ihrer Lage und von ihrem Charakter es gethan

hätten oder thun konnten. Daher eine auffallende Einförmigkeit der Sprache, des Tons und der Form; daher der Mangel an scharf gezeichneter, hervorragender Individualität, an poetischer Wahrheit und mannichfaltiger Bewegung des Lebens. Bei allem dem ist es unstreitig, daß die französischen Trauerspieldichter, wenn man sich einmal mit ihrem conventionellen Wesen befreundet und ihren Gesichtspunkt angenommen hat, eine echt künstlerische Wirkung hervorbringen, trotz den ihnen angelegten oder sich selbst gegebenen Fesseln, sich frei, anmuthig und edel bewegen, das Gemüth ergreifen ohne den Geschmack zu beleidigen und den Verstand zu verletzen, und wenn sie auch nicht das Ideal der tragischen Energie erreichen, doch mit Kraft und Würde begabt sind, und dabei ein in sich geründetes, geschlossenes, vollendetes Ganze darbieten. Sie bilden eine eigenthümliche Schule von Dichtern, die neben ihren Schönheiten in gewisse Fehler und Mängel verfallen, die vielleicht mit diesen Schönheiten unzertrennlich verbunden sind. So wie es verschiedene Schulen der Malerei giebt, von welcher die eine sich durch ihre sinnvollen und phantasiereichen Compositionen, eine andere durch die Vollkommenheit der Gestalten, eine dritte durch die Frische und die Lebendigkeit ihres Colorits auszeichnet, so giebt es auch verschiedene Schulen der dramatischen Dichtkunst, deren jede ihre eigenen Vorzüge hat. Es wäre ungerecht, von allen dasselbe zu fordern, einseitig, nur eine Gattung gelten zu lassen,

engherzig, nur eine und dieselbe Sprache der Gefühle und der Leidenschaften zu verstehen, und feindselig gegen sich selbst seine Genüsse auf diese Art willkürlich zu beschränken.

Das Zeitalter Ludwig's XIV war zugleich die Periode der höchsten Entwickelung aller Kräfte, die das Materielle so wie das politische Leben bedingen, so auch der vollen Blüthe der Nationalpoesie. Sie nahm einen bestimmten Charakter an, und diesem gemäß erreichte sie eine große Vollendung. Schon gegen das Ende dieser glanzvollen Periode ging in jeder Hinsicht die Sonne von Frankreich unter; alles entfärbte sich, ermattete und sank immer mehr zu Boden. Nach dem Tode des mit Recht gepriesenen Königs trat für Frankreich während der Regentschaft und der Regierung Ludwig's XV eine Periode der allmähligen Ausartung, der Entkräftung und der Verderbniß ein, welche auch der Litteratur sich mittheilte und einen schädlichen Einfluß auf die Poesie hatte. Viele Ursachen trugen zu deren Verfall bei. Die Sitten waren in der frühern Periode weder bei Hofe noch in den andern Klassen der Gesellschaft nichts weniger als unbescholten und rein gewesen, aber man hatte den äußern Anstand beobachtet; man hatte sich seiner Laster geschämt, und, weit entfernt, die Unsittlichkeit als etwas gleichgültiges zu behandeln, und dieselbe zur Norm zu erheben, hatte man die Grundsätze unangetastet gelassen, und nach denselben seine Vergehungen streng getadelt, verurtheilt und

bereut. Im 18ten Jahrhundert wurde es anders. Die Sittenverderbniß wirkte auf die Gesinnungen, die Gefühle, die Grundsätze zurück; die Tugend wurde verspottet, die feineren, zarteren Empfindungen durch die Sinnlichkeit verscheucht, und die Moral in ihrer Wurzel angegriffen und erschüttert; das Edle, Hohe, Großartige verschwand immer mehr aus dem Nationalcharakter, und die Poesie, die immer mehr oder minder die Farbe der Zeit trägt, wenn das Genie mit einer gewissen Erhabenheit des Gemüths verbunden, nicht einen Flug nimmt, der über alle Zeiten hinschwebt, verfiel in das Flache, Kleinliche, Gemeine, und huldigte durch ihren spielenden Ton dem herrschenden Sinn.

Zu derselben Zeit, wo die Verderbniß der Sitten die Oberhand erhielt, und sich wie ein schleichendes Gift durch alle Adern des politischen Körpers verbreitete, trat als Wirkung und Ursache derselben keck und kühn der Unglaube hervor. Sobald die Gewalt der menschlichen Autorität in der Sache der Religion durch die Fortschritte des menschlichen Geistes geschwächt und erschüttert ward, fiel auch in Frankreich das ganze Gebäude des Glaubens zusammen. Von den drückenden Fesseln des geistlichen Despotismus ging man schnell in einen Zustand der Anarchie und der Zügellosigkeit über. Der Unglaube, der sich der gebildeten Classe bemeisterte, war ein seichter, leichtfertiger, frecher Unglaube, der nicht aus der Tiefe der Forschung hervorging sondern von der Oberfläche

geschöpft war, der statt Vernunftgründe und Beweise Spott über das Heiligste ergoß, der, weit entfernt aus einer irregeleiteten Liebe für Wahrheit und Recht hervorzugehen, von einer heillosen Gleichgültigkeit ausging und dieselbe vermehrte. Verstand und Witz wurden zu obersten Richtern über Gegenstände aufgestellt, die in dem Gemüth und in einer höheren Anschauung allein ihre Wurzel haben. Das Gemüth, im Rausche der Sinnlichkeit nicht mehr gehört und vernommen, verstummte am Ende; die Vernunft, verkannt und entmannt, obgleich man sie auf den Thron zu setzen schien, verlor die nöthige Kraft so wie die Lust, sich in die tiefen Schachten des menschlichen Wissens zu begeben oder sich zum Gipfel des wahren Glaubens hinaufzuschwingen. Die Sehnsucht nach dem Unendlichen so wie die Ueberzeugung von seinem Dasein verschwand allmählig aus dem menschlichen Herzen. Mit dem Unendlichen verlor sich das Idealische in der Kunst wie im Leben. Vom Ideale entblößt sank die Poesie von ihrer Höhe herab; das heilige Feuer erlosch; kein göttlicher Hauch beseelte ferner die Dichter; die Poesie bequemte sich, die sinnlichen Genüsse zu besingen, die Künste zu beschreiben und zu preisen welche dieselben vervielfältigen, die verwaisete Natur zu schildern und ihre Farben von den Wissenschaften zu entlehnen, statt sie von der Hand der Phantasie zu empfangen. Zu diesen verderblichen Wirkungen des Unglaubens auf die Poesie gesellten sich noch, um diese letztere ganz zu

entseelen, die Folgen einer rein materialistischen Philosophie. Alle Erkenntniß sollte ihren Ursprung in sinnlichen Eindrücken und Empfindungen haben, in ihnen allein fand man Wahrheit und Realität. Auf einem so schwankenden Grunde konnte man nur luftige Systeme errichten. So wie alles menschliche Wissen in der verarbeiteten Sinnlichkeit seine vermeintliche Quelle haben sollte, so sollte auch das menschliche Thun keinen andern Gegenstand als sinnliches Vergnügen sich vorsetzen. Diese Vergnügen vervielfältigen, vermehren, verfeinern, verlängern, und die Güter des Lebens, welche die Bedingungen und die Mittel zu solchen Empfindungen abgeben, sich erwerben und erhalten, wurde als der alleinige Zweck und das höchste Ziel aller Handlungen schamlos aufgestellt. Wo hätte bei solchen sich immer mehr und mehr verbreitenden heillosen Lehren die Poesie die Begeisterung geschöpft, die allein ihr Kraft, Feuer, Hoheit und Würde verleihen kann! Der Born ihres Lebens war versiegt.

Alle diese Ursachen, die mit vereinter Gewalt langsam aber anhaltend in das geistige und moralische Leben der französischen Nation einwirkten, lähmten den Flug der Dichter, schwächten das schaffende Vermögen ihrer Phantasie und entfärbten ihre Gemälde. Die einen, sklavische Nachahmer der bessern Zeit, brachten nur blasse Abdrücke der Werke der Meister hervor; indem sie dieselben Saiten erklingen ließen, erschienen sie nur wie ein hinsterbendes Echo

kräf-

kräftigerer Stimmen; die anderen, unvermögend die Bahn ihrer Vorgänger mit Glück zu betreten, geriethen auf Abwege, indem sie eine neue Kunst aufzustellen versuchten, verfielen aus Sucht zu einer vermeintlichen falschen Originalität in das Abenteuerliche und brachten Mißgeburten zur Welt. Voltaire allein macht hiervon eine Ausnahme. Er goß in die Formen der früheren Schule Feuergestalten, bewegte sich frei und eigenthümlich troß der Fesseln, die er, den echten Regeln getreu, sich selbst anlegte, und verband einen strengen, reinen, geläuterten Geschmack mit wahrer Genialität. Allein in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fing er an, sich selbst zu überleben, und beförderte den Verfall der Poesie, indem er den mittelmäßigen Talenten, die ihm huldigten, ein verführerisches Lob ertheilte, und so bald sie sich nur zu der Fahne des Unglaubens bekannten, sie bewunderte oder Bewunderung für sie heuchelte. Die anderen Dichter dieser Periode gehören alle zu einer der beiden oben bezeichneten Gattungen. Die kraftlosen Trauerspiele von Marmontel, denen die poetische Ader ganz fehlt, werden weder gelesen noch gespielt; die von La Harpe, obgleich etwas besser, sind auch, außer Melanie und Philoctet, in Vergessenheit gerathen. Chabanon und Champfort haben in ihren Versuchen dieser Art dasselbe verdiente Schicksal gehabt. Die Lustspiele, die mehr als andere Dichtungsarten das Gepräge des Zustandes der Gesellschaft und der Cultur ihrer Zeit an sich tragen, zeichneten sich durch

die geistreiche Anlegung des Plans, eine fein gesponnene Intrigue und einen mit schlagendem Witz versehenen Dialog aus, aber es mangelten ihnen die kräftigen Charaktere, die komischen, lebendigen Situationen, die muntere Laune, die Natursprache der handelnden Personen; es waren nur Nüancen des geselligen Lebens, und man vermißte in ihnen ein frisches, mannichfaltiges Colorit. Bei der Aufführung dieser Spiele, der Bühne lächelte der Verstand, aber man hörte nicht das aus der Tiefe geschöpfte Lachen ertönen. In den elegischen und erotischen Dichtungen begnügte man sich, in der ersten, mit einer erkünstelten Sentimentalität, in der andern, mit einer üppigen Schilderung bald der groben Sinnlichkeit, bald einer verfeinerten Wollust. Wie hätte man die sittliche, wahre Liebe besungen, da sie aus dem Leben gewichen war! Man konnte nur den Genuß, und konnte auch nur

welche die zeitige Poesie unmöglich befriedigen konnte, versuchten neue Wege um die poetische Begeisterung wieder zu beleben und das heilige Feuer wieder anzuzünden. Aber sie verfehlten den wahren Weg, weil sie die eigentlichen Ursachen des Verfalls verkannten: sie glaubten, daß die Abzehrung der Litteratur von den engen Formen, in welchen sich die Phantasie und das Gemüth bis dahin bewegt hatte, und von den strengen Regeln herrührte, die unter dem Vorwand, das Genie zu leiten, es in seinem Laufe hemmten; sie wähnten, daß, um dasselbe wieder zu beflügeln, es hinreiche die alten Formen zu zerbrechen, über die Regeln sich wegzusetzen, den Darstellungen der Poesie einen größeren Spielraum zu geben, die dramatische Kunst aus dem Cyclus der alten Dichter in das Feld der Geschichte zu versetzen, und die Schilderung des bürgerlichen Lebens, des Thun und Treibens der unteren Klassen der Gesellschaft dem conventionellen Wesen der höhern Stände vorzuziehen. Ihr Feldgeschrei war Natur, Wahrheit, Freiheit der Bewegung, Einfachheit des Tons und des Stils, aber sie sahen nicht ein, daß die Natur, welche die Poesie uns vorzaubert, nur immer der Wirkung gemäß, die sie hervorbringen soll, eine gewählte, idealisirte Natur sei; daß die poetische Wahrheit von der historischen verschieden ist, indem die erste durch den Raum, die Zeit, die Einheit des Interesses der Handlung bedingt wird, und mit der psychologischen Wahrscheinlichkeit zusammenfällt, während die andere, nicht auf den Effect berechnet, alle

Thatsachen ohne Unterschied aufnimmt; daß die Freiheit des Dichters nothwendig gebunden ist durch die Gesetze der Phantasie, des Gemüths und des Verstandes, an welche die Natur das ästhetische Vergnügen geknüpft hat, und endlich, daß die Einfachheit nur dann preiswürdig ist, wenn sie, mit der Mannichfaltigkeit der Bilder und dem Schwunge der Sprache verschmolzen, dieselben hebt, so wie sie von ihnen gehoben wird: — dies alles übersahen sie, und so geschah es denn, daß sie die Natur mit der Trivialität und der Gemeinheit, die Wahrheit mit der sklavischen Nachahmung des gewöhnlichen Lebens, die Freiheit mit Rohheit und Anarchie, die Einfachheit mit Flachheit und Leerheit verwechselten. Sie vermochten zwar eine neue Schule zu bilden, allein diese trug dazu bei, den Geschmack zu verderben, indem sie neben den Fehlern der ältern ausgearteten, Mißgriffe und Fehler neuer Art aufstellte. Der Mangel an Genie sprach sich in allen Dichtungen der Französischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts aus, es fehlte die Goldader, die nach den erprobten Regeln in die bestehenden Formen hätte fließen müssen, um wahre Kunstwerke zu gestalten; das schöpferische Feuer fehlte den Neuerern wie den Anhängern des alten, und die Reformation schlug fehl. Vergebens schrieben Diderot und Mercier Theorien, die den früheren den Stab brechen sollten: die dramatischen Werke die sie dichteten, machten kein Glück und gereichten ihren Theorien zur Schande; vergebens übersetzte Le

Tourneur den Shakspeare, um den Französischen Dichtern eine neue Fundgrube zu öffnen: leider war die Uebersetzung schwach und mißlungen; der große Brite, der würdige Repräsentant des Nationalgeistes seines Volks, konnte um so weniger den ganz verschiedenen geistigen Charakter der Franzosen ansprechen: er wurde nicht verstanden, seine Schönheiten wurden verkannt, einige seiner Fehler nachgeahmt. Vergebens erschien auch Ossians Nebelgestalt im Pariser Gewande an dem Französischen Horizont. Die anscheinende Begeisterung, die sie hervorrief, verschwand bald, und entzündete kein neues Leben. So schwebte und schwankte die Poesie in Frankreich zwischen Kraftlosigkeit und falscher Originalität.

Als Zeichen dieses Zustandes kann man es ansehen, daß das Lehrgedicht und die beschreibende Gattung der Poesie in Frankreich während dieser Periode ganz besonders beliebt und gepflegt wurden, denn, obgleich diesen Zweigen der Dichtkunst weder Reiz noch Verdienst abgesprochen werden können, so stehen sie gegen die epische, dramatische und lyrische Poesie doch sehr zurück, sowohl in Hinsicht der Wirkung, die sie auf das Gemüth haben, als des Genies, welches sie voraussetzen. Das Lehrgedicht hat von Natur etwas Abstractes, Kaltes, Trockenes, zumal wenn der Gegenstand desselben nicht der sinnlichen, materiellen Welt entnommen ist; sobald man mit Begriffen spielen will, leuchtet es jedem ein, daß es nicht leicht sei, dieselben mit Hülfe der Phantasie zu beleben. Das

beschreibende Gedicht, es mag nun seinen Stoff aus dem Gebiet der Natur oder der Gesellschaft und der Kunst entlehnen, ist freilich den Sinnen und der Phantasie verwandter, aber es verfällt in Monotonie und es gebricht ihm immer an Lebendigkeit, wenn der Dichter nicht die Gabe hat, durch Episoden Mannichfaltigkeit und Bewegung in das Ganze einzuweben. Viele Französische Dichter dieser Periode haben sich in dieser oder jener Gattung oder in beiden versucht. Le Mierre hat über die Malerei, Dorat über die Tanzkunst, Rosset über den Ackerbau in mehr oder minder harmonischen Versen Beispiele und Lehren aufgestellt, Saint-Lambert hat die Jahreszeiten, Bernis die Tageszeiten, Roucher die Monate beschrieben, der erste etwas mager, der zweite mit mehr Witz als Phantasie, der dritte mit vielem Prunk und einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit. Delille hat sie alle übertroffen und verdunkelt, theils durch sein großes und ausgezeichnetes Talent, theils durch seine unversiegbare Fruchtbarkeit. Kein Dichter der neuern Zeit hat so wie er den Versbau in seiner Gewalt gehabt, und ihm die möglichste Gewandtheit, Rundung und feine Vollendung gegeben. Seit Boileau und Racine waren so schöne Alexandriner nicht gehört worden, und er hat dieser an sich undankbaren Versart eine Leichtigkeit, eine Anmuth, eine Mannichfaltigkeit verliehen, die ihr früher fremd waren. Sein erstes Werk ist vielleicht das vollkommenste; es war eine Uebersetzung von Virgil's Gedicht über den Landbau,

die sich wie ein Original lesen ließ, und die alle diejenigen in Erstaunen setzte und zur Bewunderung hinriß, die den Geist der beiden Sprachen inne hatten, und wußten, wie schwer und ungleich der Wettkampf zwischen der Französischen und Lateinischen Sprache war. In diesem Gedicht hat Delille den Charakter seines eigenthümlichen Talents verleugnet, und erscheint um so größer, als er seinem Originale nachstrebt. Die edle Einfachheit, die Würde, die Majestät, die dem Virgil eigen sind, scheinen auf ihn übergegangen zu sein. Zu dieser Höhe hat er sich in seinen späteren Uebersetzungen nie wieder erhoben. In der Aeneide ist er seinem erhabenen Muster gar nicht gewachsen: ihm mangeln das tiefe Gemüth, die Bestimmtheit der Bilder, der Schmelz der Farben, die nüchterne Kürze, die zur Vollkommenheit Virgil's so wesentlich beitragen, und im verlornen Paradies ist sein Flug nicht kühn, sein Schwung nicht kräftig genug, um Milton in die überirdischen Regionen zu folgen; seinem Genie fehlt ganz die übersinnliche Tendenz, ohne welche die göttlichen Dinge nicht besungen werden können. In den Gedichten eigener Erfindung, halb didactisch, halb beschreibend, über die Gärten, das Landleben, die Phantasie, die Conversation, das Mitleid, zeigt sich Delille in seiner ganzen Individualität, geistreich, anmuthsvoll, verständig, kunstvoll, immer bis zum Ueberdruß witzig, dies alles ohne Anstrengung aus unerschöpflicher Fülle fließend, aber immer vermißt man das Großartige,

Tiefe, Erhabene an ihm; selten erscheint er von einem Gefühl ergriffen, gewöhnlich spielt er mit den Empfindungen; nie schafft er imponirende Massen, sondern bringt nur eine Menge kleiner vollendeter Bilder hervor. Schildert er die Natur, so sieht man es ihm an, daß er nicht mit ihr vertraut gelebt hat; das Geheimniß ihrer Grazie gewinnt er ihr manchmal ab, aber das Unendliche, welches sie in ihren endlichen Formen verkündet und offenbart, bleibt ihm verborgen — mit einem Worte, seine Poesie bleibt weit mehr das Kind der feinen, gebildeten Geselligkeit als das der wahren Begeisterung, mehr ein Muster des guten Tons als des guten Geschmacks, er ist geistvoll, aber keinesweges genial.

Die Trauerspiele von Dücis, die Lustspiele von Beaumarchais zeichneten das letzte Decennium der alten Französischen Monarchie aus, und waren die letzten lebendigen Aeußerungen der dramatischen Poesie. Dücis hatte etwas Hohes, Pathetisches, echt Tragisches im Geist und im Charakter, Beide neigten ihn mehr zu Gegenständen und Situationen hin, die das Gemüth tief bewegen, erschüttern, zerreißen, als zu sanft rührenden Lagen und Handlungen. Der große britische Dichter sprach ihn besonders an: seine Wahlverwandtschaft mit ihm gab Dücis den Muth, einige Trauerspiele von Shakspeare auf die französische Bühne zu versetzen. So erschienen sein Othello, sein Macbeth, sein Hamlet und sein König Lear. Der gewagte Versuch gefiel Mehreren, weil

Dücis wie ein neuer Procrust die riesenhafte Gestalt des britischen Aeschylus in die Regeln und Schranken des französischen Geschmacks einzuzwängen suchte, und sie bis zum Normalmaaß seiner Landsleute verkleinerte und verstümmelte. Der großartige, kühne, erhabene, aus Contrasten und Gegensätzen bestehende Charakter der Shakspeareschen Muse verschwand unter dem Französischen Gewande. Dücis hatte zu viel gemildert und verändert oder weggelassen, um die Neuerer zu befriedigen, dagegen zu viel von dem englischen Trauerspiele aufgenommen und von demselben entlehnt, um den altgläubigen Verehrern des Nationaltrauerspiels nicht ein Aergerniß zu sein, und so entstand eine Zwittergeburt, der kein langes und wahres Leben zu Theil werden konnte.

Beaumarchais' Lustspiele machten ein größeres und anhaltenderes Glück. Sie waren der Abdruck des Zeitgeistes, schilderten mit grellen Farben die Gebrechen der damaligen wirklichen Welt, schonten keinen Stand der Gesellschaft, geißelten besonders die höheren, und, wie Aristophanes, erlaubte sich der Dichter persönliche Satire. Ihr Hauptcharakter ist eine kecke, mit Verstand, Witz und Laune versetzte Unsittlichkeit, die sich nicht allein verruchten Handlungen hingiebt, sondern dieselben sogar zu Maximen erhebt, und der Ungebundenheit das Wort redet. Der Zeitgeist hatte diese Lustspiele eingegeben, der Zeitgeist huldigte ihnen und nahm sie mit einer Art von Begeisterung auf, weil er sich in denselben wiederfand, und sie ihn mit Wahrheit

und Lebendigkeit darstellten. Beaumarchais schöpfte seine komischen Charaktere nicht aus den Tiefen der menschlichen Natur; er überhob sich der Mühe, sie mit scharfen individuellen Zügen auszustatten, die Situationen aus den Charakteren selbst hervorgehen, und jene auf diese mit ächter Kunst zurückwirken zu lassen; aber er verstand es meisterhaft, Intriguen anzulegen und auszuspinnen, den Knoten zu schürzen und ihn auf eine unerwartete Art zu entwirren, überraschende Lagen für seine Personen herbeizuführen, das Lächerliche aufzufassen, der erdichteten Handlung Bewegung zu geben, das Auge und das Ohr noch mehr als den Geist zu beschäftigen; sein Dialog ist ein Muster von Kürze, von Lebendigkeit, von schalkhafter Laune, und eines Schlag auf Schlag treffenden Witzes. Der Beifall, den er fand, war ein bedeu-

warf, um aus ihnen die vermeintliche Wiedergeburt von Frankreich hervorgehen zu lassen, mußte nothwendig auf die Poesie wie auf alle höhere Künste nachtheilig wirken. Bis auf wenige Ausnahmen verstummten die Musen im wilden Kampfe aller Leidenschaften, oder konnten sich schwerlich hören und vernehmen lassen: es spielte sich um das Leben selbst, und man fühlte nicht das Bedürfniß, noch hatte man die nöthige Muße, sich mit den Künsten zu beschäftigen. Späterhin, als der Krieg begann und immer mehr um sich griff, als die Schreckenszeit ihr blutiges Haupt erhob, und mit demselben Beile die Unschuld, die Tugend, das Talent, das Genie niederhieb, ließ die Furcht vor äußeren und vor inneren Feinden keinen andern Gedanken aufkommen, als den, die einen zu bekämpfen, und den anderen zu entgehen: es gab in Frankreich auf der einen Seite nur Krieger und für die Krieger arbeitende Menschen, auf der andern Schlachtopfer und Schergen. Der Tod allein war die herrschende Macht der man fröhnte: die einen gaben, die anderen empfingen ihn. In diesem furchtbaren langen Paroxysmus konnte die Poesie keinen Reiz haben. Wie hätten erdichtetes Unglück und nach allen Regeln der Kunst geschilderte Verbrechen auf die Gemüther einwirken können, in den Jahren, wo sie von dem Gefühl oder der Ahnung des eigenen Unglücks und des Schicksals ihrer Mitbürger ergriffen und erfüllt waren? Ganz Frankreich war eine große blutige Bühne geworden, wo auf allen Punkten Begebenheiten und Handlungen vorfielen,

die alles überstiegen, was die Geschichte uns von der Art darbietet und eine höllische Phantasie erdichten könnte. Wie hätten in diesem Sturm, der alles zusammenwarf oder bedrohete, sanfte Empfindungen, Töne der Natur und der Liebe, Eingang gefunden! Manches empörte edle Gemüth hätte wol gern die Geißel der Satire über die Tyrannen und ihre niederträchtigen Helfer und Schmeichler geschwungen, Mancher hätte sie gern mit dem Feuer der Rede auf ewige Zeiten gebrandmarkt, auch hätte wol manche fromme und zugleich kühne Phantasie in die Saiten der Leyer gegriffen, um den Himmel gegen die Erde anzurufen, oder Hülfe für dieselbe zu erflehen; aber unter dem eisernen Arm der Bedrücker verschwand der Muth, der gerechte Zorn, und jede laut werdende Indignation wurde erstickt; der Glaube war verpönt, die Tempel zerstört oder geschlossen, und die als Verbrechen verscheuchte Religion konnte nur im Stillen weinen oder trösten. Bei dieser allgemeinen Unterdrückung aller Gefühle und aller sie verkündenden Stimmen hatte Delille in seinem Dithyrambus über die Unsterblichkeit der Seele, den großartigen Muth, auf das göttliche Gericht zu verweisen, André Chenier ließ Töne einer hochherzigen Wehmuth vernehmen, die sein gewaltsamer Tod bald unterbrach. Sein Bruder, Joseph Chenier, der mit einem kühnen, männlichen und echt tragischen Geiste begabt war, und der früher mit Glück versucht hatte, dem Französischen Trauerspiel einen größeren Spielraum zu eröffnen, entwürdigte sein ausge-

zeichnetes Talent, indem er auch während der Schrekkenszeit die furchtbare Tyrannei, die sich Frankreichs bemächtigt hatte, unter dem Namen von Freiheit besang.

So mußte, mit wenigen Ausnahmen, die Revolution die Poesie zum Schweigen bringen, und sie erwachte nicht aus ihrer Ohnmacht, als Bonaparte, mit kriegerischem Ruhm gekrönt, seine Siege und die Ermüdung des Volks gebrauchte, um seine Alleinherrschaft zu gründen. Ruhe und Ordnung kehrten nach Frankreich zurück, und es fand sich wieder ein gewisser Grad von Sicherheit des Eigenthums und der Personen ein. Zwar wurde die Ruhe nur durch den Stillstand des innern, politischen Lebens erkauft, doch tröstete die Franzosen über so manchen herben Verlust die kriegerische Glorie, welche das Haupt ihres Kaisers und ihre siegreichen Waffen umstrahlte. Allein, obgleich sie das herrschende Volk wurden, wie seit der Römerzeit keines gewesen, und die Zahl so wie der Glanz ihrer Triumphe einst in der Geschichte die Wahrscheinlichkeit gegen sich haben wird, so erweckten dieselben doch nicht das poetische Genie aus seinem Schlummer und begeisterten nicht die Musen. Die Lobredner und die Schmeichler der Macht und des Ruhms fehlten nicht. Aber sie trieben nicht ihre Kunst in der Art wie Horaz und Virgil; keiner von ihnen hat seinen Helden überlebt, und die lächerlichen Uebertreibungen, die ihnen der Eigennutz eingab, sind alle vor oder mit dem ephemeren Kaiserthum untergegangen.

Mit der Restauration hob eine neue Epoche in der französischen Literatur und zumal in der Poesie an. Die Kriegs- und Eroberungs-Periode verlor sich mit den Schlachten, die Frankreich so viel junges, edles Blut gekostet hatten; der militairische Despotismus, der alle Freiheiten erstickt oder untergraben hatte, zerfiel [illegible] [illegible] und fand in seinen Ausschweifungen [illegible] [illegible] Grab. Die Waffen schwiegen endlich; Frankreich, mit Europa und mit sich selbst versöhnt, genoß unter der [illegible] Gewalt seiner angestammten [illegible] und den schützenden Gesetzen der von ihnen gegebenen Verfassung die ruhige ungestörte freie Entwicklung aller seiner Kräfte; die Nationalthätigkeit nahm eine neue Richtung: alle materiellen und geistigen Kräfte wurden auf die Hervorbringung von materiellen und geistigen Produkten angewendet, und

welt, er bewies nicht die Wahrheit der Religion, aber er faßte ihre Schönheit und ihre Erhabenheit mit lebendiger Wärme auf, er setzte ihre Wahlverwandtschaft mit der Phantasie und dem Gemüth in einer harmonischen, bilderreichen Sprache auseinander; er machte auf alle ihre Berührungspunkte mit den Künsten aufmerksam, und indem er seine Mitbürger und Zeitgenossen aus dem tödtlichen Schlaf einer gänzlichen Gleichgültigkeit für die Religion erweckte, und Achtung, sei es auch nur wegen ihres poetischen Schwunges und ihrer historischen Wichtigkeit für sie forderte, führte er seine Nation zur Prüfung der Wahrheit zurück, brachte sie durch einen Seitenweg dem Heiligsten näher, und zwang sie, sich der Vergessenheit und der Verachtung, in welche bei ihr das größte Interesse der Menschheit gerathen war, zu schämen. Dabei belebte er wieder den Sinn für die Wunder und die mannichfaltige Pracht der Natur, und zwar nicht einer kleinlichen, sentimentalen, erkünstelten Liebhaberei, die man früher für Liebe der Natur ausgab, fröhnend, sondern indem er dieser Krankheit den Krieg erklärte, und auf eine großartige Art die wild erhabenen Scenen, welche Amerika ihm dargeboten hatte, vorzauberte. Er vervollkommnete den eigenthümlichen Geist, mit welchem vor ihm Rousseau und Bernardin de St. Pierre die Schönheiten der Natur geschildert hatten, nicht an sich, durch eine peinliche Aufzählung aller Einzelheiten und aller Züge ihrer Werke, sondern durch die malerische Darstellung

[illegible], als sie deutlich auszudrücken vermag, und bringt mehr Gedanken hervor, als sie übersehen und beherrschen kann; aber dieses Vorgefühl einer Welt von Ahnungen, die ihr immer vorschweben, obgleich dieselben ganz zu entwickeln und dem Leser zu offenbaren, ihr nicht gegeben ist, trägt viel zu dem Eindrucke ihrer Schriften bei. In ihren Werken über Italien, und zumal in dem über Deutschland, hat sie den Franzosen einen neuen Gesichtskreis eröffnet, ihnen Schöpfungen der Kunst näher gebracht, die ihnen früher in der engen Sphäre ihres Nationalgeschmacks unbekannt geblieben waren, oder die sie aus Unwissenheit und Stolz verachteten. Sie selbst war zwar zu wenig mit den Schätzen unserer Literatur vertraut, um deren Reichthümer den Franzosen mitzutheilen; aber sie entschleierte genug von dieser neuen Welt, um ihre Nation anzufeuern, sich in dieselbe zu begeben, fernere Ent-

sie ganz unbekannt war, oder weil, durch ihren grellen Contrast mit den südlichen Litteraturen, zu ihren anziehenden Schönheiten sich noch der Reiz der Neuheit gesellte. Bis dahin hatten die Franzosen nur ihrer eigenen Poesie gehuldigt: sie lasen zwar mit Fleiß und Eifer die Griechen und Lateiner, aber sie verstanden die alte Litteratur nur sehr unvollkommen; sie faßten nicht ihren eigenthümlichen Charakter richtig auf, und statt sich in die Zeit der alten Dichter, in ihre Lage, ihre Denkungs- und Empfindungsart zu versetzen, verliehen sie ihnen die ihrige, und legten ihnen den französischen Maaßstab an. So verfuhren sie auch mit der Poesie der Italiener und der Spanier zu der Zeit wo sie dieselbe gründlich studirten, nämlich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, denn seitdem haben sie die Schätze ihrer Nachbarn wenig benutzt. Aber nun entwickelte sich in ihnen ein besserer Geist: statt die fremden Litteraturen in ihre eigenen Formen einzuzwängen, erweiterten sie ihre poetische Sphäre, und um den Nationalgeschmack vielseitiger auszubilden, versuchten sie durch treue und kunstvolle Uebersetzungen den fremden Genius in sich zu übertragen, und sich selbst zu verläugnen, um andere Naturen besser zu begreifen. Die deutsche Poesie hatte ganz besonders einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen, und es wurde sogar Sitte und herrschender Ton, Bewunderung für dieselbe zu empfinden oder zu heucheln.

Mit der Poesie erlitt oder vielmehr erhielt auch die Philosophie in Frankreich eine totale Umwand-

lung, und konnte nur dabei gewinnen. Es giebt zwar eine Philosophie, die der Poesie nicht allein fremd, sondern ihr entgegengesetzt ist; weit entfernt sie zu beleben und zu beflügeln, kann eine solche, wenn sie sich des gebildeten Theils einer Nation bemeistert hat, tödtlich auf sie einwirken, und den Sinn für Dichtkunst, so wie ihr Lebensprincip ersticken. Eine solche war die scholastische Philosophie, die nur mit leeren Begriffen ihr Spiel trieb, eine Art von Rechenkunst des Verstandes bildete, und weit entfernt der poetischen Ader nährende Säfte zuzuführen, nur sie zu vertrocknen und zu verknöchern sich eignete. Eine solche war auch, wie wir schon gesehen haben, die materialistische Philosophie, die aus der Sinnlichkeit entstanden, auf die Sinnlichkeit berechnet und sich beziehend, alles Höhere im Menschen verkannte, läugnete, verhöhnte, und eine jede übersinnliche Tendenz bekämpfte, verlachte und niederdrückte; eine solche hatte sich aller vermeintlichen Denker in Frankreich bemächtigt, und war der Phantasie und dem Gemüth, den einzigen Quellen der wahren Poesie, eben so verderblich gewesen, als den Sitten und der Religiosität. Diese schöpferischen Vermögen der menschlichen Seele gehen in der niederen Atmosphäre, wo die Sinne allein thätig sind, unter, und gedeihen nur in den höheren, reineren Regionen, die der Idealität angehören. Zu derselben Zeit, wo das Bedürfniß des Geistigen, Ewigen, Unendlichen in den Gemüthern wieder erwachte, sie angemessene Gegenstände emsig suchen ließ, und

wo die Poesie, dieses Bedürfniß zu befriedigen, die Tändeleien des Witzes, und die geistlosen Spiele des gewöhnlichen Lebens verschmähend, mit kühnerem Flug sich über die Sinnlichkeit erhob, fühlten auch die Denker eine edle Sehnsucht nach einer besseren Philosophie, die ihnen die Mittel verschaffte, in der übersinnlichen Welt Wurzel zu fassen, und sich da anzusiedeln, wo die Poesie sie nur ahnungsvoll auf Augenblicke versetzen konnte. Der Sensualismus wurde zu Grabe getragen, die schottische Philosophie übte die denkenden Köpfe, sich herabzusenken in die Tiefen des Selbstbewußtseins, und von dort nahmen sie, unter der Leitung der deutschen Schulen, ihren Flug zu den Höhen des menschlichen Wissens; sie lernten Systeme kennen, die zwar nur mehr oder minder glückliche Versuche, das große Räthsel des Universums und des Menschen aufzulösen sind, aber schon durch ihren Zweck, durch ihren genialen Bau und die Kraft der Intelligenz, die sie voraussetzen und befördern, den menschlichen Geist über sich selbst eben so sehr erheben als der Sensualismus ihn erniedrigt und entmannt. Die Religion, die Philosophie und die Poesie haben Wahlverwandtschaft, weil sie eine und dieselbe Wurzel so wie dieselbe Tendenz haben. Aus dem Triebe zum Unendlichen entsprossen, streben sie alle drei zum Uebersinnlichen, Ewigen, und haben ihre Bestimmung so wie ihren Endpunkt auf den Höhen des Himmels.

Alle diese Ursachen wirkten um so mehr, als die

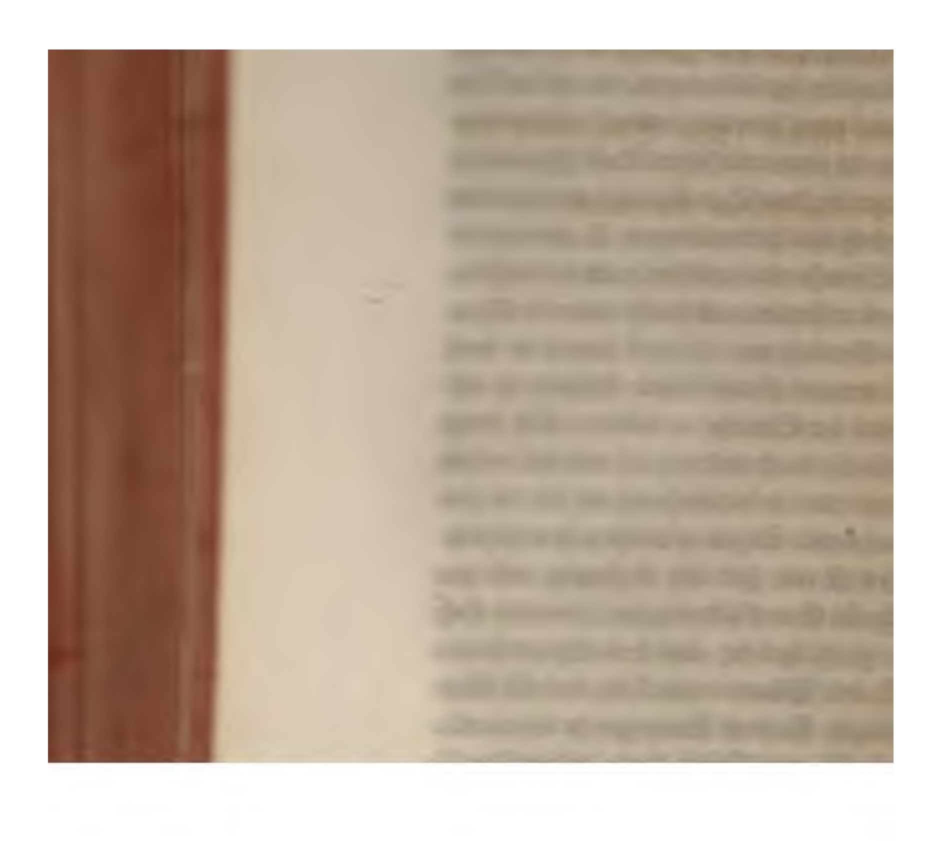
innere und äußere Ruhe Frankreichs ihre Wirksamkeit beförderten; alle trugen dazu bei, ein neues Leben in der französischen Litteratur, und besonders in der Poesie, zu erregen. Die Revolution hatte einem bestimmten Zustande der Civilisation in Frankreich ein gewaltsames Ende gemacht und eine lange Periode geschlossen. Aus der Umwälzung aller Verhältnisse und der Gestaltung einer ganz verschiedenen gesellschaftlichen Ordnung war ein neuer Zustand der Dinge hervorgegangen, und mit ihm verbreiteten sich über ganz Frankreich neue geistige Bedürfnisse, Ansichten, Ideen und Gefühle. Die Dichter bestrebten sich, der Entwickelung der Kräfte der Nation durch die Entfaltung und die Richtung ihrer eigenen Talente entgegen zu gehen; sie versuchten die alten Bahnen zu erweitern oder nie betretene zu brechen.

Bis dahin war alles eben so natürlich und mit dem Gange der Begebenheiten harmonirend als zweckmäßig, und gab gerechte und schöne Hoffnungen für die Zukunft von Frankreich. Allein auch hier gerieth der Neuerungstrieb auf Abwege und nahm den Charakter einer krankhaften Neuerungssucht an; auch hier verwechselte man Freiheit mit Ungebundenheit, und vergaß, daß, so wie die Freiheit der Handlungen ohne ein bindendes Gesetz bald ausartet, und sich selbst zerstört, eben so die Freiheit des Genies, ohne die ewigen Regeln des Geschmacks, auf die Phantasie und das Gemüth zurückstoßend wirkt. Es entstand eine neue Schule, theils von einigen talentvollen Män-

nern, die ihrer eigenen Kraft zu viel trauten, theils und in der Mehrheit von mittelmäßigen, unvermögenden, aber anmaaßenden jungen Leuten gestiftet und gebildet; sie sprachen mit Verachtung von den Schätzen der Litteratur im Zeitalter Ludwig's XIV, beschuldigten sie eines conventionellen Wesens und einer flachen, blassen, zaghaften und kraftlosen Behandlung der Poesie; sie glaubten sich weit über sie erhaben, weil sie den Grundsätzen der Kunst Hohn und Troß entgegensetzten; sie bezeichneten die ältere Litteratur, die es leichter war zu verachten als nachzuahmen, mit dem Namen der classischen, und ihre vermeintliche Originalität, ihre Art die Poesie zu handhaben, mit dem Namen der romantischen, ohne mit diesen an sich unbestimmten Benennungen bestimmte Begriffe zu verbinden; sie sahen nicht ein, daß die beiden Arten von Poesie in Hinsicht der Ur- und Grundregeln jeder Gattung zusammenfielen und identisch waren, so sehr sie auch verschieden sind in Hinsicht der Welt und der Zeit in welche sie uns versetzen, der Gegenstände die sie uns darbieten, der Bilder die sie uns vorführen, der Farben die sie auf ihre Gemälde tragen, und der Gefühle und Gedanken die sie in uns erregen. Wenn die Dichter der neuen Schule sich begnügt hätten, das eigentliche Charakteristische der sogenannten romantischen Poesie aufzufassen, nämlich, den Cyclus ihrer Darstellungen zu erweitern, die Welt der Alten verlassend, aus der Fülle des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte ihre Gegenstände zu schöpfen; wenn sie mit

dem Geiste der Zeiten und der Völker und der einzelnen großen Gestalten der Geschichte vertrauter, ihren Dichtungen scharf gezeichnete individuelle Formen und Lokalfarben verliehen hätten; wenn sie, der Einheit des Interesse und der Handlungen unbeschadet, die Einheit der Zeit und des Orts der ersteren untergeordnet und manchmal aufgeopfert hätten; wenn sie die Monotonie und Monochromie der französischen Bühne durch eine größere Mannichfaltigkeit, und die Einförmigkeit des Schnitts und des Ganges des älteren Trauerspiels durch Abwechselung vertrieben hätten; wenn sie dem Auge des Zuschauers vieles vorgeführt hätten, was bis dahin den Ohren durch langweilige epische Tiraden vorerzählt wurde; wenn sie dies alles mit Genie gewagt und durch Genie diese Freiheiten ihrer Muse gerechtfertigt hätten, so könnte man sie nur loben, bewundern, und der französischen Litteratur zu diesem neuen Leben Glück wünschen. Allein sie gingen einen verkehrten Gang; sie geriethen von Anfang an auf Abwege, verschmähten das Hergebrachte, ohne die Kraft zu haben, sich einen bessern Weg zum Ziele zu eröffnen. Der wahren Originalität fremd, schweiften sie in das Abenteuerliche über; sie verwechselten die historische Wahrheit mit der poetischen, die Gemeinheit mit der Natürlichkeit, das Gräßliche, Ekelhafte, Zurückstoßende mit dem Tragischen; sie vermischten alle Töne in einem und demselben Gedicht; um Contraste zu erzwingen, warfen sie das Edle und das Groteske,

das Tragische und das Komische zusammen, ohne zu merken, daß das eine das andere immer aufhob und dermaaßen neutralisirte, daß der Zweck verfehlt wurde, und der Effekt sich in das Nichts auflösete. Sie verirrten sich sogar so sehr, daß sie, den Genius ihrer Sprache verkennend, ihr Gewalt anthaten, um Wortfügungen, Versarten, kühne Inversionen, bildliche Ausdrücke in dieselbe zu übertragen, die ihrem Bau und ihrer Natur ganz zuwider waren. Was dunkel, unbestimmt, in einem neblichten Duft schimmernd erscheint, kann in der deutschen Sprache noch gefallen und sogar Schönheiten hervorbringen, ist aber mit der französischen Sprache unvereinbar, wird in derselben leicht lächerlich oder sinnlos, und spricht weder die Phantasie noch das Gemüth an. Daher kommt es denn, daß viele der neueren französischen Dichter in eine wahre Barbarei der Sprache verfallen. Der jetzige Zustand der Poesie in Frankreich ist also bei weitem nicht so blühend oder so vielversprechend als die jungen Dichter der neuen Schule es wähnen und behaupten. Allein es ist eine Zeit der Gährung, und aus ihr kann noch viel Gutes hervorgehen, wenn die Hefe sich erst wird gesetzt haben; aus dem Chaos können sich noch Luft und Wärme entwickeln, und La Martine in der Elegie, Casimir Delavigne in der dramatischen Dichtkunst, und Victor Hugo in der Ode, so wenig auch sein Geschmack noch geläutert ist, können als angenehme Uebergänge zu einer bessern Zeit gelten.



Ueber das Verhältniß

es Allgemeinen zum Besonderen

in der menschlichen Erkenntniß.

Satz. Die allgemeinen Begriffe und Grundsätze haben allein absolute Wahrheit, und die individuellen Wesen so wie die einzelnen Thatsachen sind nur Erscheinungen.

Gegensatz. Die individuellen Wesen und die einzelnen Thatsachen, die uns der innere oder der äußere Sinn offenbart, haben allein Wahrheit, und die allgemeinen Begriffe und Grundsätze haben nur einen formellen Werth.



Der Mensch empfängt Eindrücke von Außen und von Innen, lange bevor er zu denken beginnt; es strömen ihm von allen Seiten und vermittelst aller Sinne mannichfaltige Vorstellungen zu, die Receptivität wird geweckt, gereizt, angesprochen, auf alle Weise bereichert und schnell entwickelt; die produktive Thätigkeit erwacht später und bildet sich langsamer aus. Der Mensch ist zwar immer thätig, auch dann, wenn er nur Eindrücke empfängt, denn wenn er nicht auf dieselben rückwirkte, so könnte er sie nicht in sich aufnehmen; allein diese Thätigkeit, die einen gewissen Stoff sich aneignet, ist noch nicht die den Stoff bearbeitende, verwandelnde, schaffende Thätigkeit. Eine solche erwacht erst mit dem besonnenen Bewußtsein das aus der Reflexion hervorgeht, und dieselbe befördert. Zwar schon bei der Ausübung des sinnlichen Anschauungsvermögens verbindet der Mensch die Mannichfaltigkeit der einzelnen Eindrücke, die er zugleich erhält, und die zusammen zu gehören scheinen, zur Einheit. Thäte er dieses nicht, so würde er keine bestimmte Gegenstände wahrnehmen. Ohne Bindungsmittel, ohne scharfe Begrenzung, ohne feste Umrisse würden sie alle in einander fließen, wie die Wasser-

tropfen in den bewegten Wellen. Die Einheit, zu welcher ein jedes Mannichfaltige sich gestaltet, ist die nothwendige Bedingung der Erscheinung der sinnlichen Welt; obgleich sie eine Wirkung unserer Thätigkeit ist, so wird sie uns doch gewissermaaßen aufgedrungen: es liegt nicht in unserer Gewalt, anders zu verfahren; wir sind unwillkührlich dazu getrieben. So entstehen für uns die Individuen, aus welchen das Weltall besteht, nämlich alle Wesen die wir anschauen und wahrnehmen, sind in jeder Hinsicht bestimmt und determinirt, dermaaßen, daß bei einem jeden, wenn gefragt wird, ob es diese oder jene Eigenschaft hat, bejahend oder verneinend geantwortet werden kann. Dasselbe findet bei uns selbst wie bei allen andern Wesen statt. Wir fühlen uns und schauen uns an als eine Einheit, troß der Mannichfaltigkeit unserer Organe und unserer so verschiedenartigen Vermögen. Nur indem wir uns selbst und die uns Umgebenden als Einheiten und Individuen betrachten, sondern wir uns von allen anderen ab, und sondern sie selbst von einander. Also sind die einzelnen Thatsachen und die Individualität das erste in unserer Erkenntniß und die Grundlage von welcher wir ausgehen, um das ganze Gebäude unserer Erkenntnisse aufzuführen.

Lange verweilt der Mensch einzig und allein in dieser Welt der Individuen, denen er sich gezwungen fühlt, eine reale Existenz beizumessen, die er von einander scharf unterscheidet und von welchen jedes ihm eigenthümliche Eigenschaften, eine gewisse Kraft und

eine bestimmte Begrenzung dieser Kraft darbietet. Es fällt der großen Masse der Menschen nicht ein, irgend einem Zweifel über das wirkliche Dasein dieser bestimmten, in sich geschlossenen Wesen Raum zu geben. Troß den sinnlichen Erscheinungen, die auf eine kurze Zeit den Menschen irre führen können, troß den falschen Urtheilen, die er öfters über die Eigenschaften dieses oder jenes Wesens fällt, troß der Lebendigkeit der Bilder, die aus der Phantasie hervorgehen und die Farbe der Wirklichkeit tragen, troß der Lebhaftigkeit mit welcher unsere Träumereien im Wachen und unsere Träume im Schlafe uns die sinnliche Welt vorzaubern, lassen wir uns doch auf die Länge nicht täuschen, und ziehen immer mit sicherer Hand eine scharfe Demarkationslinie zwischen der wahren Existenz der uns umgebenden Individuen und den gehaltlosen, luftigen Formen, welche die Sinne oder die Phantasie in gewissen Fällen uns vorspiegeln. Das Sein offenbart sich immer nur oder besteht nur für uns in einem bestimmten Dasein, und dies Dasein in der Individualität und in der Einheit eines jeden Wesens. Unter allen Einheiten, die wir wahrnehmen, und deren abgesonderte Existenz uns unwiderstehlich einleuchtet, fühlen wir uns über alle Existenzen erhaben, und sind uns der Einheit unseres eigenen Ichs und unserer eigenen Individualität bewußt. Sie ist der wahre Stützpunkt von allem was der Sinnlichkeit und dem Vorstellungsvermögen mit dem Stempel der Realität erscheint; sie ist für uns

das Centrum des Weltalls, in welches alle Strahlen der verschiedenen Wesen zusammentreffen und von welchem sie wieder zurückgeworfen und reflectirt werden. Durch die Einheit unseres Ichs oder in ihr werden uns alle Thatsachen des inneren und äußeren Ichs gegeben; sie ist zugleich ein Auge, das sich selbst sieht, und der ihm immer vorliegende Spiegel, in welchem es alles andere anschaut. Dieses Gefühl unserer Individualität ist im Anfange des Lebens dunkel, und fließt dann mit dem Gefühle des Daseins zusammen. Später, je mehr wir uns von unseren Vorstellungen unterscheiden, je mehr wir unsere sich setzende Einheit in einen bestimmten Gegensatz zu den Einheiten der uns umgebenden Individuen stellen, wird dieses Gefühl immer heller, und wird am Ende zu einer vollkommenen Besonnenheit, zu einem reflectirten und reflectirenden Bewußtsein gesteigert. Auf diese Art tritt der Mensch früh als Individuum in die Welt der Individualitäten ein, er lebt in derselben so wie er in derselben handelt, sie allein hat für ihn Realität. Selbst eine Einheit, wandelt er stets unter Einheiten, er kann sie nie ganz verlassen, aus ihnen völlig heraustreten, sich von ihnen und der seinen selbst losmachen und gewissermaaßen abschneiden, er erkennt nur einzelne Thatsachen, einzelne Handlungen, einzelne Wesen. In dieser Periode der Entwickelung hat das Besondere allein Realität, das Allgemeine existirt noch nicht oder wird von dem Besondern verwischt, und erscheint höchstens von Zeit

zu

zu Zeit in schwachen Umrissen. In dieser Periode verbleibt die große Mehrzahl der Menschen während ihres ganzen Lebens, und auch diejenigen die sich höher erheben, kehren im täglichen Treiben und Thun zu derselben zurück, und können sich nie von ihr trennen.

Später als die Auffassung und Wahrnehmung der Individuen der uns umgebenden Welt, und das Bewußtsein unserer eigenen Individualität, tritt das Allgemeine in uns auf, erhebt sich allmählig über das Ganze unserer Vorstellungen so wie unserer Gefühle, ordnet, bestimmt, beherrscht dieselben, und erscheint den Einen als die Krone des Gebäudes unserer Erkenntnisse, den Anderen als der Grundstein derselben.

Dieses Allgemeine ist doppelter Art, nämlich die allgemeinen Begriffe und die nothwendigen Ideen. Die einen sind Werke der Kunst, die anderen gehen von selbst aus dem Innern unseres Wesens hervor; diese werden uns gegeben, jene werden von uns gebildet. Die ersteren sind Produkte des Verstandes, und dienen ihm zum Leitstern und zur Norm; die zweiten sind das Höchste im Gange unserer Entwickelung; der Vernunft Stütze und Ausgangspunkt.

Die allgemeinen Begriffe werden von uns aufgestellt, vermöge eines sehr einfachen, leichten, aber doch künstlichen Verfahrens. Zu ihnen gelangen wir ohne Anleitung, getrieben und belehrt von unseren geistigen Bedürfnissen; sie sind sammt und sonders das Werk des Reflexions- und Abstractionsvermögens.

das Centrum des Weltalls, in welches alle Strahlen der verschiedenen Wesen zusammentreffen und von welchem sie wieder zurückgeworfen und reflectirt werden. Durch die Einheit unseres Ichs oder in ihr werden uns alle Thatsachen des inneren und äußeren Ichs gegeben; sie ist zugleich ein Auge, das sich selbst sieht, und der ihm immer vorliegende Spiegel, in welchem es alles andere anschaut. Dieses Gefühl unserer Individualität ist im Anfange des Lebens dunkel, und fließt dann mit dem Gefühle des Daseins zusammen. Später, je mehr wir uns von unseren Vorstellungen unterscheiden, je mehr wir unsere sich setzende Einheit in einen bestimmten Gegensatz zu den Einheiten der uns umgebenden Individuen stellen, wird dieses Gefühl immer heller, und wird am Ende zu einer vollkommenen Besonnenheit, zu einem re-

daß bei einem jeden Wesen etwas sei, was seine Wesenheit ausmacht, es von allen anderen unterscheidet, und Alles in sich trägt, ohne von etwas getragen zu werden; ein mehreres, welches als Eigenthümlichkeit von seinen Vermögen, Kräften, Wirkungen behauptet und bejaht werden kann; endlich andere vorübergehende Zustände, die sich in ihm bilden, aber schnell entstehen und verschwinden. Auf diese Art kommen wir zu der deutlichen Vorstellung der Begriffe der Substanz, der Attributen, der Modalitäten, die bei einem jeden Wesen ihre Anwendung oder ihre Begründung findet. Ein jeder Mensch fängt nicht von vorn und für sich die lange Arbeit der Bildung dieser allgemeinen Begriffe an, sondern er findet sie schon, von den früheren Geschlechtern in den Wörtern der Sprache niedergelegt, vor, und indem er die letzteren lernt, erwirbt und faßt er zugleich die anderen auf. Aber das Bedürfniß solcher Begriffe, die Tendenz und das Vermögen, solche zu bilden, der nothwendige Gebrauch derselben, sind dermaaßen in der Natur des Menschen gegründet, daß jeder ihnen entgegen kommt, sie leicht und unwillkührlich annimmt, ihre Richtigkeit wahrnimmt, sie auf alle vorkommende Fälle anwendet, sie während des ganzen Lebens verarbeitet und andere ihnen nachbildet.

Diese Vermögen der Reflexion und Abstraction, vermittelst deren der Mensch sich zu den allgemeinen, abgesonderten Begriffen erhebt, bedürfen der Sprache, um ihre Thätigkeit auszuüben. Das Bedürfniß ist

der Sprache entgegengegangen, und da alle Werkzeuge zu der Erfindung derselben in dem Menschen bereit waren, so hat er sie der hörbaren Natur nachgebildet. Heut zu Tage, da die Sprache erfunden ist, kommt sie uns entgegen. Ohne die Wörter, welche in einem Zeichen und durch dieses Zeichen die Elemente des Begriffs vereinigen und festhalten, würden dieselben verschwinden, oder sich wieder in besondere Vorstellungen auflösen, und wir könnten den Begriff in seiner Reinheit unmöglich bewahren. Das Denken besteht nicht im Zeichen, aber da das Denken ohne allgemeine Begriffe ein Unding wäre, und diese Begriffe die Bezeichnung durch Wörter erfordern, so wäre das Denken ohne die Sprache nicht denkbar. Denn alle anderen Zeichen, die sichtbaren nämlich und die Geberden aller Art, können nicht die Wörter

Begriffen und mit den einzelnen Erscheinungen wäre, ein künstliches Aufbauen mannichfaltiger Fächer, in welche die individuellen Phantasmen geordnet würden, besteht in der Ueberzeugung von Existenzen, die uns in unserem Bewußtsein und in der äußern Welt gegeben werden. Unsere Anschauungen haben nur dann Realität, wenn sie diesen Existenzen vollkommen entsprechen und mit ihnen in Eins zusammenfallen. Ein von unserem Willen und von unserer Thätigkeit unabhängiges Dasein, welches wir mit einer unwiderstehlichen Evidenz wahrnehmen, die einem Theil unserer Vorstellungen einen ganz eigenthümlichen Charakter geben, dient allen Erscheinungen zur Unterlage, und ist die alleinige Quelle der Wahrheit. Alles was als Grundsatz gilt und gelten muß, bezieht sich auf dieses Dasein und beruht auf demselben. Es giebt Grundsätze weil es ein Dasein giebt, und das Dasein allein ist der Grund, auf welchem die Sätze feststehen können. Die Natur und die Eigenschaften der Wesen sind verschieden, die Individualität des einen ist nicht identisch mit der des andern, aber das Sein ist bei allen gleich, das Sein an sich ist eins, so einander entgegengesetzt dasjenige, was da ist, auch sein kann und sein mag.

Nachdem wir die Natur des Allgemeinen und des Besondern in der menschlichen Erkenntniß näher bestimmt und bezeichnet haben; nachdem wir den Ursprung und die allmählige Ausbildung beider im Bewußtsein wahrgenommen und verfolgt haben, können

wir jetzt das Verhältniß beider Arten von Erkenntniß zur Wahrheit, ihre Wechselwirkung auf einander und ihren inneren Gehalt leichter auffassen, feststellen und würdigen.

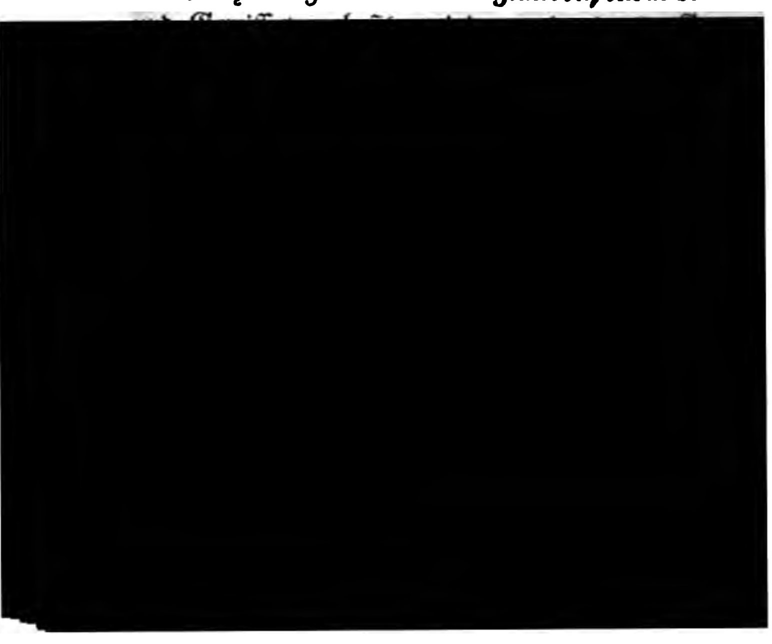
Das Besondere, wie wir es gesehen haben, tritt früher im Menschen auf als das Allgemeine; mit der Anschauung individueller Wesen und ihrer Eigenschaften, mit der Empfindung individueller Eindrücke des Gemüths fängt das geistige Leben in uns an. Der Mensch in der Kindheit nimmt in der ihn umgebenden äußern Welt Gegenstände wahr, die begrenzt, geschlossen, von einander getrennt und abgesondert ihm erscheinen. Bald unterscheidet er sich von ihnen, wie er sie unter sich unterscheidet; er ist eine Einheit, die von anderen Einheiten umgeben, aber von ihnen immer verschieden, mit ihnen einen Verkehr treibt, der nie einen Augenblick aufhört. Auch in den ersten Momenten, wo er die äußere Welt in sich aufnimmt, und indem er sich mit ihr verbindet, sich doch von ihr trennt, ist der Mensch nicht bewußtlos; aber dieses Bewußtsein, durch welches er sich selbst und die äußeren Gegenstände auffaßt, ist noch nicht eine freiwillige Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche. Später wird durch die Reflexion dieses Bewußtsein immer lebendiger, bestimmter und wird von allem Fremdartigen gesäubert und gesondert. In dieser Periode, in welcher die Seele ihre eigene innere Thätigkeit von Tag zu Tag mehr offenbart und sich weniger leidend verhält; wo sie mehr hervor-

bringt als sie empfängt, erhebt sie sich erst zu den allgemeinen Begriffen, zu den reinen Abstractionen, und endlich zu der Anschauung der Existenzen, als festen Grundlagen ihres Denkens und ihres Thuns.

Es ergiebt sich und erhellt aus dieser Genesis unserer Erkenntnisse, daß das Besondere und das Allgemeine, obgleich das eine früheren Ursprungs in unserer Seele als das andere ist, doch beide zur Erkenntniß der Wahrheit erforderlich, ja nothwendig sind. Eins vom andern scharf trennen, ganz abschneiden, dem einen allein die Realität zusprechen, sie dem andern absprechen, Wahrheit entweder nur in der Wahrnehmung der Individuen oder in den Begriffen suchen und sehen, — wäre eine solche ausschließliche Scheidung auch möglich, — hieße so viel, als die lebendige Einheit eines organischen Körpers mit dem Messer in zwei Hälften theilen, und wähnen, durch ein solches Verfahren das Leben sicherer und besser zu begründen. Das Besondere und das Allgemeine finden nur in ihrer innigen Verbindung ihren richtigen Sinn, ihre Haltung, ihre Festigkeit, ihre Vollendung. Ohne die allgemeinen Begriffe und die abstracten Vorstellungen, die wir künstlich bilden, um sie auf die Individuen anzuwenden oder dieselben ihnen unterzuordnen, würden die Individuen uns durch ihre Vielheit und Mannichfaltigkeit erdrücken, in einer wilden Unordnung sich einander in unserm Kopf durchkreuzen und durchjagen; wir würden das Gemeinsame, das sie darbieten, nie erkennen, und eben deswegen ihre

Verschiedenheiten weniger fühlen; wir könnten ihre Eigenschaften nie einer genauen Prüfung unterwerfen, weil wir dieselben nie getrennt von den Subjecten, welchen sie anhaften, betrachten würden — mit einem Worte, wir würden die Individuen und unser eigenes Individuum zwar wahr nehmen, aber nie denken können. Die Vernunftschlüsse würden durch den Mangel allgemeiner Begriffe unmöglich gemacht werden, denn in einem jeden Vernunftschluß wird irgend etwas von einem Gegenstand entweder bejaht oder verneint, indem wir den Gegenstand unter etwas Allgemeines subsumiren, um ihm das zu- oder abzusprechen, was in dem Allgemeinen enthalten ist. Ohne dieses letztere immer vorauszuschicken, könnten wir nur besondere Urtheile fällen und würden sie nie mit einander verbinden.

Noch weniger könnten wir glauben, etwas Reelles



Dasein, dieser gemeinsame, einfache und doch mystische Charakter, der uns das Gefühl der Realität giebt, läßt sich freilich nicht durch Beweise feststellen, nicht einmal bestimmt angeben, und noch weniger erklären, ja in Worten ausdrücken; das Dasein bleibt ein Räthsel, aber es wird zugleich so klar, so deutlich, so unwiderstehlich wahrgenommen, daß man in Wahrheit sagen kann: wäre dieses große, ursprüngliche Räthsel nicht, so würden wir nicht sbegründen, erklären, glauben können; alles würde als Nebel gestaltet uns erscheinen, und in solchen sich auflösen. Bei einer jeden Untersuchung über die Eigenschaften der Dinge liegt ihnen immer unter die Folie des Daseins als nothwendige Bedingung unseres Thun und Treibens. Wenn wir fragen: was, wo und wie? so gehen wir immer von der Wahrnehmung des Daseins aus, oder streben nach derselben.

Also muß immer das Besondere mit dem Allgemeinen verbunden sein, und auf dasselbe sich beziehen, wenn es anders Zusammenhang, wahre Bedeutung und Consistenz erhalten soll. Aber das Allgemeine setzt hinwieder das Besondere voraus, und bezieht sich auf das Individuelle. Das Allgemeine existirt nicht für sich, in sich, durch sich selbst, sondern das individuelle Dasein ist entweder seine Quelle oder sein Probierstein und die Bürgschaft seiner Realität. Die Wesen existiren in sich auch unabhängig von der Anschauung oder der Vorstellung, die der Mensch von ihnen hat; sie existiren für uns, in so fern wir sie anschauen und denken. Aber alles was wir uns

vorstellen und denken, existirt deshalb noch nicht, und die allgemeinen Begriffe, alle mögliche Abstractionen, die wir bilden oder bilden können, können nie auf die Realität Anspruch machen, welche uns die Anschauung des individuellen Daseins giebt.

Wie wir es gesehen haben, erheben wir uns zu den allgemeinen Begriffen, indem wir in ein Wort alle Aehnlichkeiten, welche die Wesen uns darbieten, zusammenfassen und alle ihre Verschiedenheiten beseitigen. Dieses Verfahren, welches uns von den Gesetzen unserer geistigen Natur auferlegt wird, ist eben so zweckmäßig als natürlich und nothwendig. Ohne ein unabhängiges, eigentliches Dasein zu haben, beruhen die allgemeinen Begriffe auf dem Dasein der Wesen. Der Baum, das Thier, der Mensch, existiren nie und nirgends im Allgemeinen, sondern es existiren nur besondere Bäume, Thiere, Menschen, unter bestimmten, von einander abweichenden individuellen Formen. Nicht vermöge der Aehnlichkeiten, die er mit andern Menschen hat, sondern vermöge der Verschiedenheiten, die ihn von allen anderen Wesen unterscheiden und trennen, hat ein Mensch ein individuelles Ich, und als solches ein wirkliches Dasein. Die allgemeinen Begriffe haben nur eine gewisse Realität, in so fern die Aehnlichkeiten, welche sie auffassen und in sich begreifen, und die Eigenschaften, die sie in eine Einheit verbinden, in den verschiedenen Wesen wirklich statt finden. Sie setzen also ein reelles Dasein voraus, sie entstehen aus einem solchen,

und beziehen sich auf dasselbe. Aber sie selbst existiren nur als Vorstellung in uns, indem wir sie denken. Außer dieser und abgesondert vom Denken existiren sie nicht; Werke unserer freien Thätigkeit, werden sie von uns gemacht und gebildet, und sind uns nicht wie die individuellen Wesen gegeben. Je höher wir auf diese Leiter der allgemeinen Begriffe steigen, um so weniger fassen wir ähnliche Kennzeichen der Wesen auf, um so mehr streifen wir Charaktere derselben ab, und entfernen uns also immer mehr von den individuellen Wesen, deren wirkliches Dasein unser Ausgangs- und Stützpunkt gewesen war. Der Begriff wird immer einfacher, denn am Ende bleibt nur als höchste Potenz und Produkt der Verallgemeinerung der Begriff vom Wesen. Aber bei dieser Verklärung und Steigerung entblößt er sich immer mehr von allem was das wirkliche Dasein ausmacht; er wird feiner, aber zugleich gehaltloser. Aus allem diesem erhellt, daß die allgemeinen Begriffe die Anschauungen des Besondern weder entbehren noch ersetzen können; daß ihnen nie mehr Realität als den Wesen selbst zugesprochen werden kann, und daß wir uns nur dann dem wirklichen Dasein wieder anschließen, wenn wir von der Höhe, zu welcher wir uns durch das künstliche Verfahren einer immer wachsenden Verallgemeinerung erheben, wieder allmählig herabsteigen, und indem wir bei jedem Schritt immer mehr Charaktere der wirklichen Wesen aufnehmen, am Ende den festen Boden, von welchem wir ausge-

[illegible] [illegible] [illegible] finden und wieder zu den Individuen [illegible]

[illegible] [illegible] sich sagen von den Abstractionen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wir die Charaktere und die [illegible] [illegible] den Wesen beiwohnen, an sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von den Individuen, [illegible] [illegible] [illegible], in ihrer Absonderung zu Gegenständen unserer [illegible]chungen machen. Wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Begriffe von Substanz, [illegible] [illegible] [illegible], Gefühl, Gedanke, Ver[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Sein und Dasein. Es läßt sich auch nichts gegen dieses Verfahren einwenden, so lange man nur bezweckt, die Vorstellungen, die mit diesen Wörtern verbunden sind, genau zu bestimmen, oder mit diesen Begriffen allerlei Zusammensetzungen zu versuchen, um zu sehen, in wie fern sie sich wechsel-

men werden. Weit entfernt, mehr Realität zu haben als die besonderen Einheiten, die wir in uns und außer uns durch den innern oder äußern Sinn anschauen und auffassen, haben sie in ihrer künstlichen Absonderung von dem reellen Dasein des Einzelnen, gar keine Realität. Läßt man dieses aus den Augen, und verfährt mit diesen Begriffen, ihres Ursprungs, ihrer Genesis und ihrer wahren Natur uneingedenk, als wären sie für sich selbst bestehend, alles bedingend und zugleich unbedingt, so kann man zwar durch sinnreiche aber willkürliche Zusammensetzungen dieser Luftsteine, Gebäude errichten und Systeme bauen, die, in sich zusammenhängend und geschlossen, der Zeit zu trotzen scheinen, die aber wie Luftgebilde und leere Phantasmagorien von der prüfenden Vernunft bald erkannt werden, keinen festen Grund haben, und eben so leicht verschwinden, wie sie entstanden sind.

Das einzige Allgemeine, das eine wirkliche Realität besitzt, nicht von uns künstlich erschaffen, sondern uns gegeben, und so zu sagen aufgedrungen wird, ist das, unserem Ich und allen anderen Wesen, denen wir die Existenz zusprechen, unterliegende, nothwendige, von unserm Willen ganz unabhängige Anschauen des Daseins. Dieses ist zwar ein gemeinsames, allen individuellen Wesen, aber nur immer in dem Besondern erscheinend, in der Individualität sich offenbarend, und dermaaßen mit ihr verbunden und verschmolzen, daß wir ein Individuum als solches nur wahrnehmen, in so fern es uns das Gefühl des Daseins giebt,

und das Dasein nur wahrnehmen, in so fern es als Individuum sich zeigt und auftritt. So wie das Gedachte und das Denken immer ein bestimmtes, besonderes, determinirtes ist, so setzt es auch immer die Einheit eines denkenden Ichs, eine individuelle Persönlichkeit voraus, so ist auch das Sein immer nur für uns ein bestimmtes, besonderes, determinirtes Dasein, die Realität ein reelles Wesen, die Wirklichkeit eine wirkliche Existenz.

Also auch hier muß das Allgemeine mit dem Besondern verbunden, vereinigt und verschmolzen bleiben, wenn das erstere Realität erhalten und behalten soll. Das gemeinsame Sein hat nur Bestand in dem Dasein der besonderen Wesen, und ist nur in ihnen vorhanden. Trennt man das Sein vom Dasein, um es unabhängig von letzterem zu betrachten und zu behandeln, so kann man es thun, ohne sich gegen die Logik zu versündigen. Aber diese Abstraction kann keinen wahren Nutzen gewähren, und zu vielen Irrthümern Anlaß geben. Sie ist an sich leer, da man das Sein im Allgemeinen und an sich weder wahrzunehmen, noch deutlich zu denken vermag, da nichts oder alles von ihm bejaht oder verneint werden kann. Den Beweis davon geben die letzten philosophischen Systeme in Deutschland. Man hat das reine Denken und das reine Sein als die Urgrundsätze alles Wissens und die Quellen alles Erkennens aufgestellt und angegeben. Man hat ihre vollkommene Identität angenommen und daraus die uner-

schütterliche Gewißheit der Objectivität unserer Erkenntnisse gefolgert. Unstreitig sind Beide identisch. Aber da das reine Denken und das reine Sein, beide leer von allem Inhalte sind, so ist das Resultat kein anderes, als die Identität der Leerheit. Wohin hat dieses Verfahren geführt und mußte es nothwendig führen? Man hat die Realität des Ichs und des uns Umgebenden im strengen Sinn des Wortes geläugnet, und die Wirklichkeit den Individuen abgesprochen, um beides dem reinen Denken und dem reinen Sein allein beizulegen. Das heißt, man hat der Abstraction, die unmöglich gewesen wäre, wenn man nicht von etwas, was uns gegeben war, ausgegangen wäre, das wirkliche Dasein zugesprochen, und es den einzelnen Wesen, die mit unwiderstehlicher Evidenz uns ihr Dasein verkünden, offenbaren, ja aufdringen, entzogen und entrissen. Das Denken setzt immer ein Gedachtes voraus, und von diesem Gedachten, um ihm Realität zuzuschreiben, frägt es sich immer: ist es ein Gegebenes, Reelles, oder ein willkürlich Erdachtes? Wenn man von allem Gedachten abstrahirt, und doch zu denken unternimmt und versucht, so wird das Denken selbst an sich der vermeintliche Gegenstand der Thätigkeit unserer Vernunft, was zwar logisch möglich ist, aber nie zur Realität führen kann. Eben so ist es auch mit dem reinen Sein beschaffen. Das Sein setzt immer einen bestimmten Gegenstand, ein determinirtes Wesen voraus, welches uns in der Anschauung sein Dasein kund giebt, und wenn wir von

allem Dasein abstrahiren, um das Sein rein aufzufassen, so frägt es sich: was existirt denn? und auf diese Frage wird uns das reine Sein die Antwort auf ewig schuldig bleiben. Denn das reine Sein kann nie den Charakter eines Wesens oder einer Eigenschaft annehmen; es bleibt nichts anders an ihm als die Verwandelung des Infinitivs in ein Substantiv vermöge der Zufügung des Geschlechtsworts.

Aus dieser Auseinandersetzung ergiebt sich, daß unsere Erkenntnisse nur dann ihre ganze Vollendung erhalten und erreichen, wenn das Allgemeine sich auf das Besondere bezieht und begründet ist, und das Besondere unter das Allgemeine geordnet, an einander gereiht wird, und sich in dasselbe gewissermaaßen auflöset und verliert. Ohne ein Besonderes, Individuelles, Daseiendes würde das Allgemeine keine Realität haben, und ohne das Allgemeine würde das Besondere keine Haltung, keinen Zusammenhang, keine wissenschaftliche Einheit bilden, und in eine unfruchtbare Anhäufung von individuellen Thatsachen ausarten.

Dieses Resultat unserer Forschung erscheint noch in einem hellern Lichte, wenn man die Geschichte der Philosophie durchgeht, und den Satz, der die Nothwendigkeit der Durchdringung des Allgemeinen und des Besondern aufstellt und ausdrückt, auf die besonderen Wissenschaften anwendet. Nur selten hat in der Behandlung der verschiedenen Wissenschaften diese doppelte Berücksichtigung und die Durchdringung des Allgemeinen und des Besondern statt gefunden. Die meisten

Irr-

Irrthümer sind daraus entstanden, daß bei den Untersuchungen über die Natur und über den Menschen abwechselnd das Allgemeine ohne das Besondere, oder das Besondere ohne das Allgemeine beachtet und betrachtet wurde, oder wenigstens daß das Eine oder das Andere ein entschiedenes Uebergewicht erhalten und eine ausschließliche Vorliebe, welche nur zur Einseitigkeit führen konnte, sich erworben hat.

Die griechische Philosophie, von ihrem ersten Beginnen an bis zu ihrer höchsten Blüthe, hat eine entschiedene Tendenz, die Wahrheit und die Realität nur in den allgemeinsten Begriffen, in den haarfeinen Abstractionen und in den nothwendigen Ideen, welche unsern Erkenntnissen die Krone aufsetzen, zu suchen, und mit deren Zusammensetzung oder Auflösung ein sinnreiches Spiel zu treiben. Das genaue, langsame, aufmerksame Beobachten der Thatsachen der äußern Natur und des innern Menschen, das bestimmte Auffassen der Individualitäten und eine strenge Bezeichnung der Verschiedenheiten der einzelnen Wesen hatte weniger Reiz für sie, als das freie Schaffen willkührlicher Combinationen und künstlicher Begriffe. Zum letztern neigten sich alle ihre Geistesanlagen. Bei dem raschen kühnen Flug ihrer schöpferischen Phantasie, wurden der Verstand und die Vernunft von dem Feuer beseelt und von dem Strome fortgerissen, die ihre Dichter und ihre Künstler entflammten und dieselben zur Unsterblichkeit trugen, die aber die Philosophie leicht auf Irrwege leiten kön-

nen. Daher kam es, daß sie oft ihre Forschungen bei dem Ende anfingen, die Natur willkührlich construirten, bevor sie ihre Theile gehörig erkannt hatten, das Weltall und das Ich genetisch erklärten, ehe sie durch innere und äußere Anschauung beides wahrgenommen hatten. Sie versetzten sich durch einen öfters genialen, immer gefährlichen Sprung von der Wirklichkeit, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, auf die höchsten Gipfel des Ideellen; und aus den Begriffen des Seins, der Einheit, der Nothwendigkeit, der Substanz, als dem einzigen realen Standpunkt erkühnten sie sich, alles Daseiende entweder zu läugnen und als leere Erscheinung zu verschreien, oder alles hervorgehen zu lassen aus denselben. Von der eleatischen Schule an bis zu Platon und von Platon an bis zu den Heroen der Alexandrinischen Schule, Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus, hat sich dieser Charakter der griechischen Philosophie, mit wenigen Ausnahmen, als eigenthümlich bewährt. Ihre Systeme sind dichterische Gewebe von Abstractionen; Kunstwerke, die wegen ihrer Einheit, ihres Zusammenhanges, ihrer innern Vollendung, den Forscher in Erstaunen setzen, aber sie laufen neben der Natur der Dinge fort, werden durch die Thatsachen, da sie dieselben weder erklären noch verwischen können, widerlegt, und die unendliche individuelle Mannichfaltigkeit der Wesen und ihrer Eigenschaften widerstrebt einer Einheit, die nur auf ihre Kosten geschaffen wird. Die Metaphysik der Griechen ist eine Poesie des Verstandes

und der Vernunft, so wie ihre Mythologie eine Art von bildlicher Philosophie der productiven Einbildungskraft. Von allen Philosophen Griechenlands, die auf tiefe, weit umfassende Umsicht und Originalität Anspruch machen können, ist vielleicht Aristoteles der einzige, der, bei aller Schärfe und Feinheit seiner Abstractionen, sich mit der Auffassung der einzelnen Thatsachen ernstlich beschäftigt hat, und durch eine für seine Zeit gründliche Kenntniß der Naturgeschichte, so wie durch eine strenge Analysis der Erscheinungen des innern Menschen, das Allgemeine und das Besondere in der Wissenschaft gepflegt und zu vereinigen getrachtet hat.

Bemerkenswerth bleibt es, daß dasselbe Volk, in welchem Künstler und Dichter die seltene Gabe hatten, die individuellen charakteristischen Formen der sinnlichen Wesen zu beobachten oder zu erschaffen, dieselben sinnlich darzustellen, zugleich das Ideale aufzufassen und lebendig auszudrücken, daß dasselbe Volk, sage ich, in der Philosophie immer Abneigung oder Ungeschicklichkeit verrathen hat, dem Besondern so wie dem Allgemeinen seine Rechte zu lassen und beide in die größtmögliche Harmonie zu bringen.

Nachdem durch das ganze Mittelalter auch die besten Köpfe sich damit begnügt hatten, dem Aristoteles, später dem Platon, ihre Philosophie nachzubilden, und entweder mit den Begriffen ein geistreiches aber lebloses Spiel getrieben, oder auf den Flügeln einer großartigen Schwärmerei überſinn-

dem individuellen Charakter der Forscher und auch nach dem Nationalcharakter der Völker, hat die eine oder die andere die Oberhand gewonnen und ausschließlich geherrscht. Dadurch haben alle Wissenschaften mehr oder minder, bald auf der einen bald auf der andern Seite, durch Einseitigkeit gelitten und verloren. In den letzten fünf Decennien hat eine bestimmte Vorliebe für die Methode, alles aus feinen Abstractionen mit allgemeinen Begriffen abzuleiten, und eine wegwerfende Verachtung der Thatsachen und der Individualitäten sich in Deutschland der Gemüther bemächtigt, und der denkenden Welt eine eigenthümliche Richtung und Stimmung gegeben. Unter den Ländern, die in Hinsicht der Geistescultur die ersten genannt zu werden verdienen, hat England allein sich von dieser Krankheit frei gehalten, und die alte

die wir nie läugnen oder aus der Acht lassen sollen, weil sie zu spröde sind, um sich in die engen Grenzen unserer Begriffswelt einzwängen zu lassen. Cartesius ging zwar von einer Urthatsache aus, nämlich von dem Bewußtsein des eigenen Ichs, aber als er durch dieses Reflectiren über sich selbst Begriffe und Ideen vorfand oder vorzufinden glaubte, die den Charakter der Nothwendigkeit und der Allgemeinheit an sich trugen, und eben deswegen das Gepräge einer unläugbaren Realität hatten, so verließ er bald, auf diesen angebornen festen Punkt sich stüzzend, den Weg der Beobachtung und der Erfahrung, und überließ sich ganz dem eigenen Hang seines Genius, vermöge der raschen und kühnen Schwingen dieser Begriffe und Ideen die Wesenheit und die Realität aller Dinge zu erreichen, zu begründen und zu erklären. Er verachtete und vernachläßigte nicht die Thatsachen, noch verkannte er ihren Werth oder läugnete ihr Dasein, allein er war überzeugt, daß er ihnen mit seinen angebornen Ideen nicht allein entgegen-, sondern zuvorkommen, ihr Dasein errathen und ihre Natur gewissermaaßen im Voraus bestimmen könnte.

Diese zwei entgegengesetzten Tendenzen des Verstandes und der Vernunft, die, getrennt, zum Irrthum, in ihrer Verbindung allein zur Wahrheit führen können, haben seit Baco und Cartesius unter verschiedenen Formen in ihrer nachtheiligen schroffen Absonderung von einander fortgelebt und gewirkt. Nach

dem individuellen Charakter der Forscher und auch nach dem Nationalcharakter der Völker, hat die eine oder die andere die Oberhand gewonnen und ausschließlich geherrscht. Dadurch haben alle Wissenschaften mehr oder minder, bald auf der einen bald auf der andern Seite, durch Einseitigkeit gelitten und verloren. In den letzten fünf Decennien hat eine bestimmte Vorliebe für die Methode, alles aus seinen Abstractionen mit allgemeinen Begriffen abzuleiten, und eine wegwerfende Verachtung der Thatsachen und der Individualitäten sich in Deutschland der Gemüther bemächtigt, und der denkenden Welt eine eigenthümliche Richtung und Stimmung gegeben. Unter den Ländern, die in Hinsicht der Geistescultur die ersten genannt zu werden verdienen, hat England allein sich von dieser Krankheit frei gehalten, und die alte erprobte Bahn, die ihm Baco geöffnet hatte, nicht verlassen.

Es ist bemerkenswerth zu sehen, auf welche Abwege alle Wissenschaften gerathen sind, da wo von wenigen allgemeinen Begriffen ausgehend, und sich willkührlich auf dem höchsten Gipfel der Abstraction, ja der Einheit, stellend, der menschliche Geist versucht hat, vermöge dieser kühnen aber gewagten Stellung alles zu umfassen und zu erklären, oder vielmehr zu erschaffen und zu bestimmen.

In der Philosophie hat man bald hier die äußere Welt oder das NichtIch in das Ich, und das individuelle Ich selbst in ein allgemeines transcendentales

Ich aufgehen lassen; dort das Subjective durch das Objective, das Objective durch das Subjective aufgehoben, und zum festen Punkt den Indifferenz-Punkt, wo beide verschwinden, angenommen. Man ist noch weiter gegangen. Um dem Scheine nach etwas Reelles aufzustellen, hat man das Denken und das Sein für identisch erklärt; aber indem man von allem Dasein sich losriß, um das reine Sein aufzufassen und darzustellen, das Denken an sich selbst von einem bestimmten Gedachten, von aller Materie des Denkens entblößt aufstellte, führte der Satz der Identität des Denkens und des Seins auf ein leeres Nichts. So geschah es denn, daß man auf verschiedenen Wegen das Absolute zu erhaschen glaubte, und von ihm auszugehen wähnte, um entweder das Bedingte, Individuelle nach Belieben zu construiren, oder in einer stolzen Abgeschiedenheit sich ganz von ihnen los zu machen. So ist es denn dahin gekommen, daß die Philosophie auf die zwei Fragen, auf die alles ankommt, die Antwort schuldig geblieben ist: was ist denn wirklich, wenn man das Sein im Allgemeinen ohne ein reelles Dasein annimmt? was sind denn die Individuen, und wie erklärt man ihre Erscheinung, wenn man ihnen alle Wirklichkeit und alles reelle Dasein abspricht?

Indem die Philosophie diesen luftigen, öden, leeren Weg eingeschlagen hat, hat sie auf der einen Seite ihren Inhalt verloren, ihre Anwendung erschwert, die Wirklichkeit den Gegenständen ab-

gesprochen, die sie zu erklären berufen war und das individuelle Dasein, statt es höheren Principien unterzuordnen, denselben aufgeopfert. Auf der andern Seite hat sie durch ihre abenteuerliche Tendenz ihren Feinden Waffen in die Hand gespielt, sie haben dieselbe, mit anscheinendem Recht, als ein nutzloses Hirngespinst verschrieen. Bei der unermeßlichen Anzahl einzelner Thatsachen, welche die glückliche Pflege der Naturwissenschaften herbeiführt hat und täglich vermehrt, hat man häufig geglaubt, sich damit begnügen zu können, die Erscheinungen der äußern und innern Welt zu verbinden und die Wirkungen auf die nächsten Ursachen zu beziehen. Allein vermittelst eines solchen Verfahrens tritt man nie aus der Erscheinungswelt hinaus, kann nie in derselben unterscheiden die Realität, die unter den Erscheinungen versteckt, ihnen zur Grundlage dient, von den Erscheinungen selbst, und bewegt sich in einem Meer von Thatsachen, die, wie die Wellen entstehen und verschwinden, ohne daß man zu einem festen Punkt gelangt, welcher dem Ganzen Haltung und Consistenz gäbe, und von welchem aus man das Ganze überschauen könnte. Die zwei Pole der menschlichen Erkenntnisse sind das Allgemeine und das Besondere, das Unbedingte und das Bedingte, das Absolute und das Relative, das höhere Sein und das individuelle Dasein. Wenn man das eine ohne das andere einseitig auffaßt, ausschließlich berücksichtigt und das eine ganz beseitigt oder läugnet, um das andere zu ver-

herrlichen, so verfehlt man ganz bestimmt die Existenzen, und man erhält entweder eine nichts sagende, nichts enthaltende, nichts gebärende Einheit ohne Vielheit, aus welcher sich die Mannichfaltigkeit der Wesen nicht ableiten und mit ihr sogar nicht vereinbaren läßt; oder eine Mannichfaltigkeit ohne Einheit, die nie ein Ganzes bilden kann und die ohne wahren Zusammenhang in der Luft schwebt, weil, so lang auch die Kette der Thatsachen sei und so fest sie auch gegliedert zu sein scheine, ihr doch der letzte Ring fehlt, der allein ihr Haltung geben könnte.

Sobald die Philosophie auf einen dieser zwei Abwege geräth, verfällt sie in einen Grundirrthum, der mit einer verderblichen Fruchtbarkeit eine Menge anderer Irrthümer erzeugt, und alle anderen Wissenschaften, da sie mehr oder minder mit ihr zusammenhängen, theilen dieselbe Gefahr und dasselbe Schicksal. Es ist keinem aufmerksamen Beobachter der laufenden Zeit entgangen, daß die Politik, die Gesetzgebung, die Geschichte, die Naturwissenschaften, ja die Moral, die Religion, die Aesthetik selbst von dem Augenblick an wo die Philosophie die Realität und die Existenz nur im Allgemeinsten, Absoluten, Unbedingten hat finden und sehen wollen, dieselbe falsche Richtung genommen haben, und eben deswegen die Wahrheit verfehlt oder nur eine Seite derselben aufgefaßt haben.

In der innern Politik oder der Staatswissenschaft ist man von der Natur des Menschen ausgegangen,

um aus derselben den Ursprung der menschlichen Gesellschaft, einen sogenannten vermeintlichen Urvertrag aus diesem Urvertrag allgemeine Normen und Grundsätze, nach welchen alle Staaten der Welt construirt und gestaltet werden sollten, zu deduciren, als wäre die Natur des Menschen, in ihren Hauptzügen zwar unabänderlich, nicht dabei einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Formen fähig und als gäbe es unter allen Zonen und für alle Zeiten ein Ideal von Verfassung, auf alle Völker gleichmäßig anwendbar. Man vergaß dabei, daß die Staaten schon da sind und nicht erst ins Dasein gerufen werden sollen; daß sie sich unter verschiedenen Bedingungen gestaltet und aus den Bedürfnissen hervorgegangen sind; daß ein jedes Volk durch seine Lage, seine Sprache, seine physischen und geistigen Verhältnisse, und vor allem durch seine frühere Geschichte zu einer moralischen Person mit einem bestimmten Charakter erwachsen ist; daß alles dieses seine eigenthümliche Individualität bildet und daß das Besondere in seiner Natur ein entschiedenes Uebergewicht über das Allgemeine der menschlichen Natur ausübt, welches seine Verfassung genetisch erklärt und bei der Verbesserung derselben vor allem berücksichtigt und beherzigt werden muß. Man vergaß bei dieser Art, die Staatswissenschaft zu behandeln, daß der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft für alle Staaten derselbe ist, aber daß die Mittel, den Zweck zu erzielen und zu erreichen, in das Unendliche sich verzweigen und von einander abweichen. Aus

dem Zweck allein ergeben sich nicht die Mittel zu demselben, sondern sie können nur aus den oben bezeichneten Eigenthümlichkeiten eines in einem gegebenen Raume und Zeitpunkt lebenden Staats hergeleitet werden.

So ging es auch mit der Gesetzgebung, sie mochte nun die Verhältnisse der Personen und der Sachen feststellen oder die Verbrechen und die Vergehen gegen die Freiheit, das Eigenthum, das Leben angeben, bezeichnen, bestimmen und bestrafen. Als wären die Menschen und die Völker gleichmäßige, ja identische Abdrücke eines und desselben Typus, als hätten sich nicht schon in einem jeden Staate, eben weil er ein Staat ist, eine Menge Gewohnheits- oder geschriebene Normen gebildet, die, mit seinem Leben innig verwebt und verwachsen, das Thun und das Lassen aller seiner Mitglieder bestimmen und ihnen zum allgemeinen politischen Gewissen dienen, versuchte man nach allgemeinen Grundsätzen ihre ganze Gesetzgebung umzugießen, und in eine andere zu verwandeln. Dieser anscheinende Triumph des Allgemeinen über das Besondere war von kurzer Dauer oder griff in das eigenthümliche Leben eines jeden Volks dermaaßen ein, daß sein ganzes Leben entweder zerstört oder zerrissen, oder krampfhafte Bewegungen erlitt. Die Begriffe von Recht und Pflicht, in wiefern nach ihren allgemeinsten Bestimmungen sie sich aus der Vernunft und der Freiheit als charakteristische Kennzeichen der Menschheit ergeben, sind zwar

ewiger Natur und keiner Abänderung unterworfen, allein um zur Wirklichkeit zu gelangen, müssen sie im Leben unter bestimmten Formen auftreten. Diese Formen, die aus den Verhältnissen hervorgehen und auf sie anwendbar sind, sind mannichfacher Natur und bilden das positive Recht und die positiven Pflichten eines jeden in einem besondern Staate. Die wohlerworbenen Rechte sind diejenigen, die aus der Gesetzgebung eines jeden Volks durch seine ganze Geschichte sich ergeben; solche finden bei einem jeden Volke statt, und sollen nie einem abstracten sogenannten Urrecht aufgeopfert werden. Denn es wäre eben so, als wenn man das individuelle Leben der Einzelnen aufgeben wollte, in dem Wahn, das allgemeine Leben statt dessen geltend zu machen.

Sobald man in der Staatswissenschaft und in der Gesetzgebung die geschichtliche Grundlage außer Acht ließ, um ausschließlich von allgemeinen Begriffen auszugehen, mußte natürlich folgen, daß die Geschichte selbst aus einem verkehrten Gesichtspunkte betrachtet und ihre wahre Natur verkannt und geläugnet wurde. Die richtige, vollständige Auffassung der einzelnen Thatsachen, die aus der Freiheit des Menschen oder aus der Wechselwirkung der Freiheit und der Natur aufeinander hervorgehet, die Verkettung derselben durch den Verstand, ihre lebendige Darstellung sind die wesentlichen Bestandtheile der Geschichte, und in der harmonischen Haltung derselben besteht die Vollkommenheit dieser Wissenschaft. Das

Charakteristische ist in ihr die Hauptsache, und je mehr die Begebenheiten, die Handlungen, die handelnden Personen mit ihrer ganzen Invidualität in ihr aufgestellt sind, um so mehr erreicht sie ihre Vollendung und ihr Nutzen hält gleichen Schritt mit dieser ihr eigenthümlichen gediegenen Schönheit. In der Geschichte bleibt der Willkühr des Geschichtschreibers wenig oder nichts überlassen. Die pragmatische Erzählung von dem was geschehen ist mit allen begleitenden Umständen ist seine erste Pflicht, so wie sein einziger Zweck; er wird durch die Thatsachen in einem bestimmten festen Geleise gehalten und gebunden, und darf nicht von demselben abweichen ohne den gerechten Tadel, der Wahrheit etwas zu vergeben, auf sich zu laden. In der neuern Zeit hat man dieses Ideal der Geschichte, so wie es sich aus ihrem Gegenstand und ihrem Zweck ergiebt, häufig aus den Augen gelassen, und es zu wenig idealisch gefunden, um ihm treu zu bleiben. Das Uebel hat damit angefangen, daß man die individuellen Formen vernachläßigte, um allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen und die Resultate der Begebenheiten einen größeren Spielraum zu lassen; die charakteristischen Züge der Personen und der Handlungen wurden zu Nebendingen herabgestempelt, und schienen nur dazu dienen zu müssen, das Allgemeine zu veranlassen, herbeizuführen und in das gehörige Licht zu bringen. Dieser Mißgriff entzog nicht allein die Geschichte ihrer eigentlichen Bestimmung und benahm ihr ihre practische Anwend-

barkeit, sondern entfärbte und entseelte sie auch. Statt einer Folge von mannichfaltigen Gemälden, die in Hinsicht des Gegenstandes und der Composition so wie der Stellung der handelnden Personen und des Colorits ein frisches eigenthümliches Leben athmeten, war man auf politische, moralische, philosophische Untersuchungen beschränkt und es verschwanden in der Geschichte mit der Reichhaltigkeit des Stoffes die malerischen Formen und der eigenthümliche Schmelz der Farben. Monotonie, Einförmigkeit, ein grauer, neblichter, abstracter Anstrich sollte das alles ersetzen. Man ging noch weiter. Man begnügte sich nicht dem Allgemeinen ein entschiedenes Uebergewicht in der Geschichte über die Besonderheiten einzuräumen. Statt daß früher bei den Alten allgemeine Resultate, Maximen und Grundsätze für den besonnenen reflectirenden Leser aus der Darstellung des Individuellen sich ergaben, trachtete man jetzt, aus dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten, und wenn die Thatsachen zu viel Sprödigkeit bewiesen um sich diesem willkührlichen Verfahren zu unterziehen, that man ihnen Gewalt an, und sie wurden beseitigt oder ohne weiteres verstümmelt. Die Weltgeschichte wurde nach Begriffen von vorne aus construirt; man ging von der allgemeinen Natur des Menschen aus, entwarf sich demgemäß ein Bild der Menschheit, verfolgte nach einer willkührlichen Stufenleiter von Perioden ihre Entwickelung, behandelte sie wie eine Einheit, nahm als ausgemacht an, daß sie einer höheren Vollkommenheit in allen ihren

Charakteristische ist in ihr die Hauptsache, und je mehr die Begebenheiten, die Handlungen, die handelnden Personen mit ihrer ganzen Inwidualität in ihr aufgestellt sind, um so mehr erreicht sie ihre Vollendung und ihr Nutzen hält gleichen Schritt mit dieser ihr eigenthümlichen gediegenen Schönheit. In der Geschichte bleibt der Willkühr des Geschichtschreibers wenig oder nichts überlassen. Die pragmatische Erzählung von dem was geschehen ist mit allen begleitenden Umständen ist seine erste Pflicht, so wie sein einziger Zweck; er wird durch die Thatsachen in einem bestimmten festen Geleise gehalten und gebunden, und darf nicht von demselben abweichen ohne den gerechten Tadel, der Wahrheit etwas zu vergeben, auf sich zu laden. In der neuern Zeit hat man dieses Ideal der Geschichte, so wie es sich aus ihrem Gegenstand und ihrem Zweck ergiebt, häufig aus den Augen gelassen, und es zu wenig idealisch gefunden, um ihm treu zu bleiben. Das Uebel hat damit angefangen, daß man die individuellen Formen vernachläßigte, um allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen und die Resultate der Begebenheiten einen größeren Spielraum zu lassen; die charakteristischen Züge der Personen und der Handlungen wurden zu Nebendingen herabgestempelt, und schienen nur dazu dienen zu müssen, das Allgemeine zu veranlassen, herbeizuführen und in das gehörige Licht zu bringen. Dieser Mißgriff entzog nicht allein die Geschichte ihrer eigentlichen Bestimmung und benahm ihr ihre practische Anwend-

[illegible]

[illegible] der Sonnenseite sind: und die
[illegible] vorausgesehen, so
[illegible] ihren Gehalt
[illegible]

[illegible] auch die
[illegible] aber auch
[illegible] zu bestimmen und
[illegible] entschiedene
[illegible] Charak-
[illegible] Neigung der Kam-
[illegible] In
[illegible]
[illegible] der Erschei-
[illegible] Bestimmtheit
[illegible] bei der
[illegible] sich [illegible]

auffinden, unter welche die Erscheinungen subsumirt werden können; sie müssen sich beeifern, auf diese Art sich zu den Gesetzen der Natur zu erheben, indem sie zugleich alle Ausnahmen und Abweichungen von diesen Gesetzen in Anrechnung bringen. Diesem langsamen, aber sichern Gange hat die Geschichte der Natur mit ihren unzählbaren Abzweigungen, der Sternkunde, der Physik und der Chemie, ihre ununterbrochenen Fortschritte in gewissen Perioden und bei einigen Völkern zu verdanken. Aber eben weil dieser Gang langsam war, entsprach er nicht der Ungeduld des menschlichen Geistes, der so gern an's äußerste Ziel der Forschungen gelangen möchte; eben weil der Gang sicher war, schien er furchtsam, unfrei, und dem kühnen Fluge einer genialen Phantasie zu widersprechen. Bald, um sich leicht und rasch hoch emporzuschwingen, erkühnte man sich, die Beobachtungen und die Experimente, die sich doch immer nur auf einen Punkt des Raumes und eine kurze Spanne der Zeit beziehen und beschränken, zu verallgemeinern; was dieser willkührlichen Verfahrungsart sich entgegenstellte, bemühte man sich, als gleichgültig oder unbedeutend, zu beseitigen, und die unendliche Mannichfaltigkeit der noch unbekannten Erscheinungen verkennend oder läugnend, sie außer Acht zu lassen. Man freute sich seiner freien Schöpfungen, man wähnte das große Räthsel gelöst zu haben, und glaubte über der Natur zu stehen, da man öfters nur neben ihr in einem luftleeren Raume stand. Später ging man noch weiter. Man

abstrahirte von den besonderen Gesetzen der verschiedenen Sphären des Daseins und des Lebens, um sich in das allgemeine Leben und in das allgemeine Dasein zu versteigen; man schenkte den materiellen Bestandtheilen der Wesen wenig Aufmerksamkeit, weil man wenig Gewicht auf dieselben legte, und beschäftigte sich nur mit der Bestimmung und der Berechnung der wirkenden Kräfte. Die Naturkunde verwandelte sich dadurch in eine reine Dynamik der Natur. Diese Art von Behandlung schritt immer weiter vorwärts; man fand es ungenügend, kleinlich, der Würde der Wissenschaft unangemessen, die Existenz von vielen verschiedenen Kräften anzunehmen, man reduzirte sie alle auf eine oder zwei Kräfte, deren steter Antagonismus alle Phänomene erzeugen und erklären sollte, und von welchen jede zwei

zes, aber es war ein selbst gemachtes, nicht das in der Wirklichkeit gegebene; ein Gedicht über die Natur, und noch dazu ein trockenes und leeres, aber nicht die Naturgeschichte. Man konnte sich leicht Schöpfer dünken, aber das Erschaffene, statt ein Abdruck der wahren Schöpfung zu sein, lief neben derselben und erschien in seinem ephemeren Dasein wie eine Nebelgestalt, die anderen Gestalten derselben Art leicht Platz macht. Daß die Naturwissenschaften zur wahren Gesetzgebung der Natur sich allmählich erheben sollen; daß nach dem Begriffe der Natur und nach den schon gemachten Beobachtungen und Experimenten diese Gesetzgebung in der Vereinfachung der Elemente und der Gesetze bestehe; daß man also nach der größtmöglichen Verallgemeinerung der Erscheinungen streben muß, wird niemand in Abrede sein, der da weiß, was Natur und Wissenschaft sind. Isolirte, unzusammenhängende Thatsachen, wären sie auch noch so zahlreich und wichtig, können nicht das höchste und letzte Ziel der Naturforschung sein. Allein die Thatsachen bleiben immer die Hauptsache, in wie fern sie allein die Grundlage bilden, welche das ganze Gebäude tragen sollen; Stützpunkte und Leiter der Wesen, die uns bis zum unendlichen Wesen führen. Der richtige Weg ist, vom Besondern ausgehend zum Allgemeinen zu gelangen, und diese Verallgemeinerung wo möglich bis dahin zu treiben, wo sie sich in die Einheit verliert. Aber bei dieser nie zu vollendenden Arbeit müssen alle Einzelheiten und In-

dividualitäten gewissenhaft verfolgt, aufgefaßt, berücksichtigt werden, und man muß nicht glauben, daß der höchste Zweck erreicht sei, weil man ihn willkührlich zum Standpunkt nimmt, statt ihn nur immer vor Augen zu haben. Es ist ein verkehrter Gang und der nur zu Irrthümern führen kann, wenn die Philosophie mit dem Allgemeinen anfängt, in dem Wahn, aus ihm das Besondere zu errathen und abzuleiten, und sich gleich bei ihrem Beginnen in die Einheit versetzt, um die Mannichfaltigkeit zu erzeugen, dieselbe nach Belieben zu erschaffen oder sogar zu entbehren oder ersetzen.

Diesen eben bezeichneten verkehrten Gang hat man auch in den letzten Jahrzehenden in der Ethik, und der Religion, versucht, und ihnen dadurch ihre Bedeutung genommen, ihre thätige Wirksamkeit



thum aufgegeben hatten, und haben alle Entbehrungen einer erkünstelten Armuth gefühlt. Sehr richtig war es, in der Ethik das höchste Gesetz der Handlungen, das Absolute im Thun und Treiben des Menschen in dem Willen des ewigen alleinigen Gesetzgebers zu suchen und zu finden, und den Abdruck dieses Gesetzes in der Freiheit der Seele anzuerkennen. Denn das Gesetz läßt sich nicht ohne die Freiheit, noch die Freiheit ohne das Gesetz denken: beide sind von einander unzertrennlich; aber das Gesetz wäre eine leere Form des Rechts und der Pflicht, ohne Inhalt und Anwendung, wenn die positiven reellen Verhältnisse der Vernunft zu den Neigungen, des Willens zu den Leidenschaften, des Menschen zu sich selbst, der Menschen unter sich und zu den Dingen, nicht den Stoff zu der angebornen Form hergäben und auf diese Art die Idee mit dem Positiven sich vermählte. Doch hat man häufig das Wesen in die Form gesetzt, und die Idee zur Beherrscherin aller Rechte und Pflichten gemacht, indem man von den reellen Pflichten und Rechten ganz abstrahirte. Man wollte alles aus der Freiheit allein hervorgehen lassen, man sah in den vom Gesetz bestimmten Handlungen eine lästige und entehrende Gebundenheit der Freiheit. Die Idee allein oder die Absicht sollte über das Thun und Lassen entscheiden. Die Freiheit wurde entbunden von allen Fesseln. Der Mensch sollte keinen andern Gesetzgeber als sich selbst anerkennen, und seine Gesetzgebung darin bestehen, daß er kein positives ethisches

Gesetz annahm, und in einem jeden Augenblick die momentane Idee den Ausschlag gab. Eine jede menschliche Handlung kann und muß sogar in ethischer Hinsicht aus einem dreifachen Gesichtspunkt betrachtet und beurtheilt werden, nämlich aus der Natur der Handlung selbst, aus den Absichten des Handelnden und aus den Folgen der Handlung. Der erste Gesichtspunkt bleibt immer die Hauptsache. Vor allen Dingen muß die Natur der Handlung gesetzmäßig, d. h. moralisch gut sein. Die Absicht des Handelnden, nachdem sie rein, edel, hochherzig, oder eigennützig, gemein, bösartig ist, kann der Handlung großen Werth geben oder ihr allen Werth benehmen, aber sie kann die Natur der Handlung, sie sei nun an sich böse oder gut, nicht verändern. Die Absicht des Handelnden hat einen großen Einfluß auf die Würdigung der Person, aber kann nie zur Würdigung der Natur der Handlung dienen. Die Wirkungen der Handlung geben auch nicht einen festen sichern Maaßstab, um dieselbe zu beurtheilen. Sie können zwar in gewissen Fällen vorhergesehen, gewollt und herbeigeführt, und in so fern uns wirklich zugerechnet werden; aber sie sind doch in der That im Allgemeinen von unserem Willen und von unserem Thun unabhängig; sie werden von einer Menge Umstände erzeugt und bestimmt, die unsere Intelligenz nicht im voraus berechnen und unsere Freiheit nicht beherrschen kann. Giebt es nun bestimmte Rechte und Pflichten, Handlungen, die ka-

tegorisch geboten oder verboten sind, so giebt es eine moralische Gesetzgebung, eine wirkliche Ethik, die der Freiheit zur unwandelbaren Norm dienen muß. Wenn man aber die positive Gesetzgebung läugnet, den besondern Charakter der Handlung außer Acht läßt oder als gleichgültig betrachtet und es in das Allgemeine der Idee, die den Handelnden leitet, aufgehen läßt, so verschwindet die Ethik als solche; das Reich der Freiheit wird gesetzlos, und die Freiheit selbst, die nur diesen Namen verdient in so fern sie den ewigen Gesetzen folgt, artet in Ungebundenheit aus, wird, zur Willkühr gestempelt, eine verderbliche Kraft, die sich über die moralische Weltordnung wegsetzt oder mit dieser nach Belieben schaltet.

Auf demselben zweckwidrigen Wege bringt man auch der Religion schwere Wunden bei. Indem man das Allgemeine zum Nachtheil und auf Kosten des Besondern vorherrschen läßt, verfliegt alles Bestimmte, Individuelle, Positive; unter dem Vorwande, die Religion zu verfeinern, zu vergeistigen, zur höchsten Potenz zu erheben, bietet sie am Ende keinen festen Punkt mehr dar und verliert alle Haltbarkeit. In Hinsicht der Religion sind zwei entgegengesetzte Extreme gleich denkbar und haben in der That abwechselnd in der Weltgeschichte unter den verschiedenen Völkern ein entschiedenes Uebergewicht gehabt, und um dieselbe dreht sich, wie um zwei Pole, die Geschichte aller Religionen. Der krasse Anthropomorphismus und die reine Idealität haben sich in die Welt

getheilt und haben beide auf verschiedene Art den Geist und das Gemüth der Menschen irre geführt. Die Götter der alten Welt erschienen alle unter besonderen, bestimmten, individuellen Formen, sie mochten nun Gegenstände der Natur an sich, oder personificirte Kräfte, oder der menschlichen Gestalt und den menschlichen Zügen nachgebildete Wesen sein, wie die Götter Griechenlands und Roms, die in einem reinen, gesteigerten Anthropomorphismus bestanden. Bei den Völkern, die zu einer gewissen Höhe der Bildung gekommen waren, erhoben sich die nachdenkenden, besseren Köpfe über diese Götzen, die man für Götter ausgab, und sahen bald ein, daß einzelne Naturwesen, die nur ein bedingtes, abhängiges, ephemeres Dasein hatten, oder poetische Schöpfungen, menschlich ausgestattet, nicht der Urquell alles Seins, das lebendige Princip des Weltalls und des Menschen sein konnten; sie suchten das Absolute, Unbedingte, Unendliche auf, als den ersten Ring aller Existenzen. Allein aus Furcht, immer wieder in den Anthropomorphismus, sei er auch verfeinerter und geistiger Art, zu verfallen, glaubten sie den Begriff der Persönlichkeit bei der Erforschung der Gottheit vermeiden zu müssen, abstrahirten ganz von einem jeden besondern Dasein, und in dem Wahn, in die Tiefen des Seins sich zu versenken, entfernten sie sich von Gott, läugneten ihn, bewußt oder unbewußt, und nahmen am Ende nicht mehr ein Absolutes unendliches Wesen, sondern eine absolute, ewige, unendliche

Wesenheit ohne Wesen, ein Sein ohne Dasein an. Doch sprachen sie immer noch von Gott, fabelten und faselten viel von Religionsgefühlen, und es entstand dadurch ein eigenes psychologisches Phänomen, das man nur, so sonderbar es auch klingt, mit den Worten von atheistischem Mysticismus bezeichnen kann. Einen solchen findet man bei den Indiern und auch bei den ausgezeichnetsten Philosophen der neuplatonischen Schule. Die christliche Religion schien zwar ganz dazu geeignet, diesem Unwesen des Verstandes und der Vernunft ein Ende zu machen, und auf immer demselben zu steuern. Freilich hatten schon die Juden reinere Begriffe von der Gottheit, Begriffe, die sich gleichweit von dem Anthropomorphismus des Heidenthums und der gehaltlosen Idealität des Seins der philosophischen Schulen entfernten. Indessen der Gott der Juden zeigte sich in ihren geheiligten Büchern weit mehr in einem ausschließlichen Verhältniß zu diesem Volke, als in seinen Verhältnissen zum Weltall; er wurde als Nationalgott, nicht als alleiniges schaffendes und leitendes Princip des Universums dargestellt. Die christliche Religion allein offenbarte uns das absolute unendliche Wesen als ein, mit der höchsten Intelligenz und der höchsten Freiheit begabtes Wesen und schrieb ihm wahre Persönlichkeit zu, aber der menschliche Geist begnügte sich nicht mit diesem beseligenden Glauben, blieb nicht bei ihm stehen, und in seinem irrigen Bestreben, auch das Unbegreifliche zu begrei-

sen und in dem Wahn, sich der Wahrheit zu nähern indem er sich von aller gewöhnlichen Vorstellungsart entfernte, verfiel er wieder auf dieselben verderblichen und luftigen Lehren der frühern Philosophie. Gott im Christenthum vereinigte das Allgemeine, Absolute, Unendliche mit der höchsten Persönlichkeit und vollkommener Individualität. Aus Furcht, daß unter der Larve der Individualität der Anthropomorphismus wieder erstehe, und aus einer systematischen Vorliebe zu abgezogenen, allgemeinen, abgesonderten Begriffen, haben die Philosophen neuerer Zeit die Persönlichkeit Gottes wieder aufgehoben und an dessen Stelle das Sein ohne Dasein, die Wesenheit ohne Wesen, zum größten Nachtheil der Wahrheit und der Religiosität wieder angenommen.



Ueber

Idealismus, Materialismus und Dualismus.

Satz. Da eine jede wahre Philosophie in einer Einheit bestehen muß, so giebt es nur zwei mögliche Systeme, die sich wechselseitig ausschließen; Idealismus und Materialismus.

Gegensatz. Es giebt im Weltall zwei Principien oder einen Dualismus; allein diese zwei Prinzipien müssen sich in die Einheit verbinden lassen.

Wir werden in der Welt der sinnlichen Anschauungen geboren und erzogen. Bevor, vermöge der Reflexion, die Seele in sich selbst zurücktritt und wir das Bewußtsein zur Besonnenheit bringen, erscheint uns die sinnliche Welt die einzige wirkliche. Sie lebt in uns, wir leben in ihr. Wir unterscheiden uns zwar, trennen uns aber keineswegen von dieser äußern physischen Ordnung. Das was die Sinne durch das Gesicht, das Gehör, das Betasten erkennen, hat in unseren Augen allein Objectivität und Realität. Alle diese Gegenstände wirken auf uns, wir wirken auf sie ein. Der Raum, und was den Raum erfüllt, was sich im Raume bewegt, hat allein für uns eine wahre Existenz. Der Materialismus, der ganz natürlich aus der ersten Weltansicht hervorgeht, ist die einzige herrschende Philosophie, wenn anders so etwas diesen Namen verdient.

Sobald aber die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit der Seele sich vom Aeußeren auf das Innere wenden, gehen wir von den Gegenständen auf die Vorstellungen, die wir von ihnen haben, und die Empfindungen die sie uns geben, zurück; nehmen uns selbst durch das Bewußtsein wahr, unterscheiden

[illegible] das Ich dem Nicht-Ich. Dann bemer-[illegible] daß Vorstellungen nicht die Gegen-[illegible] [illegible] daß wir auf eine mannichfaltige Art, [illegible] verschiedenen Fähigkeiten, diese Vor-stellungen [illegible], und wir stellen der Körperwelt, [illegible], eine andere Welt entgegen, [illegible], geistige, innere nennen.

[illegible] Menschenverstand erkennt oder fühlt [illegible] und die Realität dieser zwei Wel-ten. [illegible], sich ihrer Wechselwir-kung [illegible] und findet sich nie verm-[illegible] zu bringen oder zu erklären.

[illegible] sich die Forscher dieser [illegible] von zwei verschiedenen Ordnungen [illegible]. Je mehr der Verstand [illegible] mehr dringet er in das Ganze



Der Materialismus hat sich ergeben und ergiebt sich aus folgenden Trugschlüssen:

Das Sichtbare und Fühlbare giebt uns allein die Ueberzeugung der Realität. Wir erkennen was den Raum erfüllt und sich in der Anschauung als ausgedehnt, beweglich, undurchdringlich offenbart. Das Unsichtbare, den Sinnen Unzugängliche, sogenannte Geistige ist als solches nichts Reelles, und da man nicht sagen kann, was es ist, so muß es sich aus dem Organismus erklären lassen.

Es giebt also im Weltall nur Körper, und zwar organische und unorganische. In den organischen sind einige Eigenschaften, die aus dem Spiele dieses oder jenes Organs allein abgeleitet werden können. Andere ergeben sich aus der Totalität der Organisation und sind das Resultat des Gesammtspiels aller Organe, so das Leben, die Empfindung, das Gefühl, der Gedanke, der Wille, alles was man irrig einem jedoch unbekannten Princip, Seele genannt, zugeschrieben hat.

Auch nach dem Urtheile derjenigen, die ein solches Princip annehmen, entspricht immer einer jeden Vorstellung, Empfindung, Begierde, Willensbestimmung, ein gewisser Zustand der Organisation, eine gewisse Bewegung im Körper. Durch die sinnlichen Organe nehmen wir die Gegenstände wahr; vermöge anderer Organe denken, handeln und wirken wir. Fehlt uns ein Organ, stirbt es ab, ist es schwach und krank, so sterben auch gewisse Gefühle und Gedan-

ken in uns aus, oder verlieren an Kraft und Lebendigkeit. Was ist also natürlicher als anzunehmen, daß es nur Eine Welt giebt, die körperliche, daß alles auf dieselbe sich zurückführen oder von ihr ableiten läßt, und daß das vermeintliche Geistige mit derselben zusammenfällt?

So scheinbar diese Gründe des Materialismus sind, so findet man sie doch gehaltlos bei näherer Prüfung und Beleuchtung derselben.

Der Mensch kennt eigentlich die Materie eben so wenig, und vielleicht noch weniger als den Geist. Was wir Materie nennen, ist eigentlich nur eine stets wiederkehrende sich selbst immer gleiche Erscheinung, und nicht das Wesen an sich. Wir können zwar von der einen auf das andere schließen, aber nicht immer im Allgemeinen und nicht mit apodictischer Gewißheit.

Wenn von den Formen, unter welchen die organischen Wesen uns erscheinen, die Rede ist, so betrachten wir selbst sie nur als Formen, unter welchen Kräfte verborgen liegen, Formen, aus welchen die Kräfte wirkend hervortreten, und deren sie sich als Werkzeug bedienen. Von diesen Kräften nehmen wir verschiedene an, nach den verschiedenen Wirkungen und Eigenschaften, welche die Körperwelt uns offenbart, ohne daß wir das geringste vom Wesen dieser oder jener Kraft wüßten. Die Kräfte gehören auch alle, ohne Ausnahme, der unsichtbaren Welt an, und also führt der consequente Materialismus grade wieder dahin, wo er

nicht

nicht gehen wollte, und findet sich am Ende veranlaßt, das, was er läugnete, anzunehmen.

Das Wesen der Materie, in wie weit wir es erforschen können, wenigstens das bleibende von der Materie unzertrennliche Kennzeichen, ist die Vielheit. Das Charakteristische der Seele ist die Einheit des Bewußtseins. Diese Einheit läßt sich nicht aus der Vielheit erklären, nicht einmal mit ihr und in ihr denken. Sagen, daß die Einheit aus der Totalität der körperlichen Organe oder der gesammten Vielheit entsteht, heißt nichts sagen. Denn Totalität setzt immer Mannichfaltigkeit oder Vielheit voraus, und es ist eben so unbegreiflich, wie die Einheit aus der Totalität der Organe hervorgehen, als sie von einem einzelnen Organ abgeleitet werden könnte.

Den Verrichtungen der Seele entsprechen allerdings immer ihnen angemessene Verrichtungen der Organe; wenn diese letzteren schwach oder leidend sind, so leiden auch die Thätigkeiten der Seele. Die Organe wachsen und entwickeln sich mit diesen Thätigkeiten, erscheinen mit ihnen in voller Kraft, und verschwinden dem Scheine nach mit ihnen. Dieses hat Lukrez mit dem größten Aufwand dichterischer Lebendigkeit dargestellt und ausgeführt; allein was beweiset dieses genialische Gemälde? Daß der Künstler ein Werkzeug braucht, um seinen Genius zu offenbaren; daß Mozart Töne hervorbringen muß, um seine Schöpfungen zu versinnlichen, und sie in verwandte Gemüther übergehen zu lassen; daß, je

besser das Instrument, um so besser entfaltet sich, um so größer erscheint der Geist des Saitenspielers; und daß auch der vollendeteste Meister in der Kunst aus einem verstimmten oder zerstörten Werkzeug nicht schöne Schöpfungen hervorrufen kann. Wer könnte oder wollte aus der innigen Verbindung beider folgern, daß der Spieler und das Instrument eins sind? daß die Kunst dem letzteren beiwohnt, und daß es eine Täuschung sei, den Geist und das Werkzeug zu unterscheiden?

Diese unhaltbaren Seiten des Materialismus, dessen Trugschlüsse und Widersprüche, sind von dem reflectirenden Verstand bald entdeckt, und in das gehörige Licht gestellt worden. Je mehr der Mensch in seinem Innern und mit seinem Innern gelebt, je mehr er sich in die dunkeln Schachten des Bewußtseins begeben und mit Besonnenheit die Welt seiner

aus, und versuchte die Materie ganz schwinden zu lassen und zu vernichten; alles war materialisirt worden, jetzt wollte man alles idealisiren, um wieder zu der geliebten Einheit zu gelangen.

Bei diesem kühnen Unternehmen ging man von folgenden Sätzen aus.

Wir erkennen die äußeren Gegenstände nur vermittelst unserer Vorstellungen, Anschauungen und Empfindungen. Von diesen haben wir eine unmittelbare, von den Gegenständen nur eine mittelbare Erkenntniß. Man kann nicht beweisen, daß die Vorstellungen mit den äußeren Gegenständen vollkommen übereinstimmen. Wir sind uns eigentlich nur unserer Vorstellungen bewußt, und also können wir auch nur von ihrem Dasein und von dem Dasein des sie tragenden Ichs mit Gewißheit überzeugt sein.

Die Sinne täuschen uns sehr oft, und doch schreiben wir diesen unberedtsten Täuschungen eine objective Realität zu. Erst später werden wir uns bewußt, daß wir öfters Schein für Sein angenommen haben. So wie es partielle, einzelne Täuschungen giebt, so kann es auch eine allgemeine, der ganzen sinnlichen Welt zum Grunde liegende Täuschung geben. Die Möglichkeit einer solchen kann nicht abgeläugnet werden, und diese Möglichkeit ist schon hinreichend, um der idealistischen Ansicht das Wort zu reden.

Die Ausdehnung, die Form, die Farbe, die Bewegung, die Undurchdringlichkeit, machen nach unse-

rer Vorstellungsart das Wesen der Körperwelt aus. Das Gesicht und die Betastung sind die Haupt-Quellen dieser Grund-Ideen. Wenn wir diese Sinne nicht hätten, würde uns die Materie nicht also erscheinen. Wenn uns andere Sinne zu Theil würden, würde sie uns anders erscheinen. Wenn wir gar keine äußerlichen Sinne hätten, würde sie uns gar nicht erscheinen. Und doch lehrt uns das Bewußtsein, daß das eigentliche Ich doch immer sein würde. Ohne Raum würde es keine Körper für uns geben. Der Raum, die erste Bedingung der sinnlichen Welt, hängt entweder selbst von der Anschauung, der Ausdehnung und der Undurchdringlichkeit ab, oder er ist eine bloße Form unsers Verstandes, welche die Anschauungen voraussetzen. In beiden Fällen kann man ihnen nicht mehr Realität, als den Körpern selbst zuschreiben.

Also, da der Träger der Einheit, oder die Einheit selbst, das Ich, das alleinige unmittelbare ist, das wir erkennen; da alles andere sich uns als Modifikationen dieses Ichs darbietet, und solche, sie mögen nun die Form von sinnlichen Anschauungen oder von sinnlichen Empfindungen annehmen, sich uns immer nur als Erscheinungen darstellen, so ist es viel einfacher und der Wahrheit angemessen, nur das Dasein und die Realität von Intelligenzen anzunehmen. Diese Intelligenzen objectiviren vermöge einer Naturnothwendigkeit einen Theil ihrer Vorstellungen außer sich und schreiben ihnen eine sinnliche äußere

Realität zu, obgleich alle Vorstellungen aus ihrem Innern allein hervorgehen.

Dieses alles schien ziemlich consequent. Man freute sich, alles auf Einheit zurückgeführt zu haben, das Geistige im Menschen gerettet zu sehen, und zugleich der Schwierigkeiten, die der Raum, man mochte ihn sich leer oder ausgefüllt, endlich oder unendlich, beschränkt oder unbeschränkt denken, uns in den Weg legte, überhoben zu sein. Allein man verfiel, durch diese Aufräumung in neue Schwierigkeiten, ja in nicht leicht zu hebende Widersprüche. Indem man die Realität der Sinne oder der äußern Welt läugnete, untergrub man, ohne es zu wissen und zu wollen, alle und jede Realität.

Es ist unstreitig, daß das Ich für sich existirt; nicht allein ist es von der Sinnenwelt unabhängig, sondern in ihm und im Bewußtsein der Vorstellungen, die von außen kommen, ist uns die Sinnenwelt gegeben. Allein, wenn auf der einen Seite uns das Nicht-Ich nur vermöge des Ichs wahrnehmbar ist, so wissen wir dann erst um unser Bewußtsein, und führen dasselbe nur zur Besonnenheit, indem wir uns das Nicht-Ich oder die Sinnenwelt vorstellen und uns von derselben unterscheiden.

Beide setzen sich voraus, und erscheinen uns in ihrer ganzen Klarheit und Eigenthümlichkeit nur durch ihre Wechselwirkung.

Läugnen wir die Realität des Nicht-Ich oder der äußern Welt, so können wir die Unabhängigkeit der

sinnlichen Vorstellungen von unserm Ich nicht erklären. Noch weniger können wir dann den Unterschied begreifen und angeben, der zwischen den scheinbaren Anschauungen und Empfindungen, aus welchen die Träume bestehen, von den Anschauungen und Empfindungen, die wir wachend von den Gegenständen erhalten, statt findet. Und doch, welcher auffallender, allgemeiner, dauernder, unauslöschlicher Unterschied! Es ist zwar schwer mit Worten zu bezeichnen, worin er besteht, allein ein einziger, auch schwacher sinnlicher Eindruck ist hinreichend, um die lebendigsten zusammenhängenden Träume in ihr Nichts aufzulösen. Die Realität zerstäubt den Wahn.

Eine innere Nothwendigkeit über die wir nichts vermögen, und die troz allen Spitzfindigkeiten und Sophismen der transcendentalen Philosophie sich uns immer wieder aufdringt, spricht für die Realität der äußern Welt, wie für die Realität des Bewußtseins, der Ideen und der Gefühle, die in ihm aufgehen und sich uns offenbaren, und bricht dem reinen Idealismus, so wie dem reinen Materialismus den Stab. Zwischen denjenigen die den Geist als solchen aufheben und in die Materie versenken, und denjenigen welche die Realität der Materie, und mit ihr die der äußern Welt läugnen, stehen die Dualisten in der Mitte und in gleicher Entfernung von beiden Extremen.

Der Dualismus begreift die Existenz der äußern Welt oder der Materie eben so wenig als die der innern Welt oder des Ichs, allein er nimmt beide mit

Realität zu, obgleich alle Vorstellungen aus ihrem Innern allein hervorgehen.

Dieses alles schien ziemlich consequent. Man freute sich, alles auf Einheit zurückgeführt zu haben; das Geistige im Menschen gerettet zu sehen, und zugleich der Schwierigkeiten, die der Raum, man mochte ihn sich leer oder ausgefüllt, endlich oder unendlich, beschränkt oder unbeschränkt denken, uns in den Weg legte, überhoben zu sein. Allein man verfiel, durch diese Aufräumung in neue Schwierigkeiten, ja in nicht leicht zu hebende Widersprüche. Indem man die Realität der Sinne oder der äußern Welt läugnete, untergrub man, ohne es zu wissen und zu wollen, alle und jede Realität.

Es ist unstreitig, daß das Ich für sich existirt; nicht allein ist es von der Sinnenwelt unabhängig, sondern in ihm und im Bewußtsein der Vorstellungen, die von außen kommen, ist uns die Sinnenwelt gegeben. Allein, wenn auf der einen Seite uns das Nicht-Ich nur vermöge des Ichs wahrnehmbar ist, so wissen wir dann erst um unser Bewußtsein, und führen dasselbe nur zur Besonnenheit, indem wir uns das Nicht-Ich oder die Sinnenwelt vorstellen und uns von derselben unterscheiden.

Beide setzen sich voraus, und erscheinen uns in ihrer ganzen Klarheit und Eigenthümlichkeit nur durch ihre Wechselwirkung.

Läugnen wir die Realität des Nicht-Ich oder der äußern Welt, so können wir die Unabhängigkeit der

dungen, die wir wachend
halten, statt findet. Und
allgemeiner, dauernder, u
Es ist zwar schwer mit W
er besteht, allein ein einzig
cher Eindruck ist hinreichen
sammenhängenden Träume
Die Realität zerstäubt den

Eine innere Nothwen
vermögen, und die troß
Sophismen der transcende
immer wieder aufdringt, s
äußern Welt, wie für die
der Ideen und der Gefüh
sich uns offenbaren, u
mus, so wie dem
Zwischen denjeni
ben und in di
che die

gleicher Gewißheit und Ueberzeugung an, weil beide ihm als zwei Thatsachen mit einer unwiderstehlichen Evidenz gegeben sind. Das Ich und das Nicht-Ich, so innig verbunden, daß sie correlativ erscheinen, und doch zugleich so wesentlich von einander verschieden, einen Gegensatz zu einander bilden, werden so erst klar und deutlich. Die Seele und der Körper, die eine, den Körper nach Willkühr als ein ihr fremdes aber unterthäniges Werkzeug brauchend, leitend, beherrschend; der andere, vermöge der Eindrücke der Sinne die Seele aus ihrem Schlummer weckend, sie zur eigenen Thätigkeit reizend, ihr ein besonnenes Bewußtsein gebend, ihrem Willen Kräfte zu Gebote stellend, — sind uns beide durch eine unmittelbare Anschauung gegeben, und ihre Existenz, so wie ihre Realität, sind über alle Beweise erhaben.

Da beide Ueberzeugungen auf derselben Grundlage feststehen und beide aus Quellen derselben Art herrühren, so können wir nie die eine verwerfen ohne die andere zu untergraben; und geschieht dieses, so bleibt uns weder Halt- noch Stützpunkt, noch irgend etwas. Den wesentlichen Unterschied beider Welten und Substanzen können wir nicht angeben, noch weniger mit Sicherheit bestimmen, auf welche Art sie, mit einander verbunden, eine stete Wechselwirkung auf einander ausüben; aber so viel wissen wir, daß Ausdehnung oder Vielheit nicht Einheit, Undurchdringlichkeit nicht Persönlichkeit, Bewegung nicht Freiheit, Receptivität nicht Intelligenz ist, noch sein kann.



Ueber

as Absolute und das Relative.



Nach der ersten Ansicht und einer oberflächlichen Wahrnehmung des Weltalls und des Menschen, scheint alles relativ zu sein.

Die Gegenstände außer uns stehen in unzähligen Verhältnissen zu einander; nämlich, man kann keinen einzigen auffassen oder erkennen, ohne zugleich eine Menge anderer gewahr zu werden, die ihn bedingen und von ihm bedingt werden, auf welche er einwirkt oder die auf ihn einwirken. Von einem jeden Gegenstand gehen gewissermaaßen eine Menge Fäden aus, die ihn mit einer ganzen Welt anderer Gegenstände verbinden.

So wie die Gegenstände unter sich in einer Unzahl von Verhältnissen stehen, so auch in ihrer Beziehung auf unser Ich. Unsere Vorstellungen, unsere Empfindungen, unsere Gefühle, unsere Begierden, unsere Willensbestimmungen und Handlungen üben auch alle eine stete Wechselwirkung auf einander aus, und bilden ein Ganzes. Wir empfinden und schauen die Gegenstände an so wie unsere Sinne beschaffen sind, und wie die Gegenstände, die uns umgeben dieselben afficiren. Wir urtheilen unseren Empfindungen und Anschauungen gemäß; wir begehren nachdem

die Gegenstände uns erscheinen und wir über dieselben urtheilen; unser Begehrungsvermögen bestimmt unsern Willen, unser Wille unsere Handlungen, diese letzteren wirken auf unsere Nebenmenschen, die eine Gegenwirkung auf uns hervorbringen, und so bildet sich eine Welt von Verhältnissen, die wie die Räder eines Uhrwerks auf einander berechnet sind und in einander eingreifen.

Aus diesen unläugbaren Thatsachen hat man gefolgert, daß Alles was dem Menschen zufließt und von ihm ausgeht, sein Empfangen und sein Handeln, sein ganzes Fühlen, Denken, Treiben und Thun nur relativ sei; daß es an sich nichts Wahres, Schönes, Gutes gäbe, sondern nur ein [illegible] [illegible] insofern dem Menschen vermöge des Verhältnisses seines Wesens zu andern Wesen, Erscheinende.

Wenn wir andere Sinne [illegible] ein anderes Denk- und Gefühlsvermögen hätten, oder wenn wir, von einer verschiedenen sinnlichen Welt umgeben, andere Gegenstände wahrzunehmen hätten, würden wir andere Stimmungen, andere Begriffe, andere Grundsätze haben. Die Wissenschaft, die Kunst, die Religion, die Tugend sind nur wie die Farben des Regenbogens, Wirkungen einer gewissen Stellung des Beobachters gegen den erscheinenden Gegenstand; so wie diese eine angenehme [illegible] optische Täuschung. Mit der Veränderung der Stellung würde sich alles verändern.

[illegible] Philosoph [illegible] diese Ansicht der Welt und

des Menschen mit mehr Phantasie, Witz und Laune dargestellt, als Swift in Gulliver's Reisen. Oberflächliche Leser sehen in diesem originellen Roman nur eine ergötzliche Dichtung, allein für den Scharfsinnigern und tiefer in denselben eindringenden Leser, ist er von jeher ein verführerisches Werk gewesen. Unter der Maske des Frohsinns und des Spottes wird das System der Relativität in demselben auf eine Art vorgetragen und entwickelt, welche die Wahrheit untergräbt, die Tugend erschüttert, das Schöne verneint, die Religion und die Sittenlehre, wie die Phantasmen in einem Hohlspiegel betrachtet; und indem alles Absolute geläugnet wird, verbleibt nichts, und alles geht in luftige Gestalten auf.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß diese Philosophie, die selbst aus der Luft gegriffen ist, keine Haltung haben kann, weil sie keinen Stützpunkt hat, und indem sie der Realität den Wahn substituirt, selbst nur als Wahn erscheinen kann.

Die Relativität setzt nothwendig voraus, daß es wirkliche Wesen giebt, und daß diese Wesen an und für sich etwas sind. Denn wenn man von Verhältnissen spricht, so frägt es sich gleich, welche Wesen stehen in Verhältnissen, oder zwischen welchen Wesen bestehen diese Verhältnisse? Sobald man annimmt, daß wirkliche Wesen vorhanden sind, so kann man aus einem derselben herausgehen und wahrnehmen, daß es durch unsichtbare Fäden mit einem oder mehreren andern Wesen zusammenhängt. Die Wesen,

die zu einander Relationen haben, können nicht selbst wieder reine Verhältnisse sein, sondern müssen nothwendig ein reelles Dasein haben, und die relativen Vorstellungen laufen doch am Ende auf etwas, das nicht relativ ist, hinaus. Wäre es anders, so könnte man eigentlich keinen Begriff von dem, was eine Relation heißt, haben, sondern alles wäre nichts als ein Schatten von einem Schatten, oder ein Wiederschein und eine Brechung von einem Lichte, das selbst wieder nur ein Wiederschein oder eine Brechung wäre; und so würde es in das Unendliche fortgehen, oder vielmehr in einen wahren Unsinn sich verlieren.

Alles Relative ist bedingt, Relationen setzen voraus, daß ein Wesen das andere bedingt, und von ihm bedingt wird. Diese Relationen, oder diese Bedingungen geben allein den wahren Schlüssel zu dem jedesmaligen Zustand und den Modifikationen der einzelnen Wesen. Aber hieraus ergiebt sich schon, daß die Realität und das Sein dieser Wesen feststehe. Ein jedes Bedingte kann zwar zu einem andern Bedingten führen, und so geschieht es auch in der That. Allein diese Progression kann doch nicht in das Unendliche fortgehen. Bedingungen müssen am Ende auf ein Unbedingtes sich beziehen und Relationen in ein Absolutes sich auflösen.

Es wäre freilich möglich, daß wir nur Relationen erkennen könnten, und daß unsere Vorstellungen so wie unsere Empfindungen, Gefühle und Handlungen, nur relativ wären; allein es ist unmöglich, weil

es sich widersprechen würde, daß es keine Wesen an sich gebe, gesetzt auch, wir könnten als solche diese Wesen nicht wahrnehmen. Daß wir aber etwas mehr erkennen können, als die Nothwendigkeit der Existenz solcher Wesen, und daß uns, vermittelst des innern Sinnes eine gewisse Erkenntniß der Natur dieser Wesen gegeben ist, beweist schon die unläugbare Thatsache, daß wir als Gegensatz zum Relativen etwas Allgemeines, Nothwendiges, Absolutes, anzunehmen uns gezwungen fühlen.

Das System derjenigen, die alles auf Relativität zurückführen, in allem, was wir zu wissen wähnen, so wie in allem, was wir thun, nur Verhältnisse sehen wollen, und alles Absolute läugnen, bildet ein eben so gefährliches als unhaltbares Extrem. Es widerspricht dermaaßen dem Bewußtsein, der eigenen, reellen Kraft und Wesenheit, und der unwiderstehlichen Evidenz gewisser Existenzen und Grundsätze, daß viele geglaubt haben, sich nicht genug von demselben entfernen zu können, und in ein anderes Extrem verfallen sind. Von der Realität des Absoluten ergriffen und durchdrungen, haben sie nicht allein das Absolute dem Relativen entgegengesetzt, sondern haben das erstere allein wollen gelten lassen.

Daher ist das System des reinen Absolutismus entstanden. Nach diesem kann man das Bedingte nur aus dem Unbedingten, das Erscheinende aus dem Uebersinnlichen, das Relative aus dem Absoluten erklären. Das eine setzt das andere immer voraus.

[illegible] wurde nun gefolgert, daß das Unbedingte, [illegible] Absolute allein Sein und Realität habe. Da das Unbedingte, Absolute nur Eins sein kann, so wurden nicht allein alle Relationen und Verhältnisse als leerer Schein beurtheilt, sondern die [illegible] Realität wurde dem bedingten Wesen [illegible] abgesprochen, und die Welt zu einem etwas per- [illegible] Schein als dem der Relationen gemacht.

[illegible] Ansicht gemäß wäre es eine höchst reale [illegible], aber wenn man es so nennen will, ein höchst [illegible]. [illegible] sich auf eine unbe- [illegible] und diese [illegible] über der unendli- [illegible] der Erscheinungen, die sich einander erzeu- gen, [illegible], zerstören, und die alle in mannich- faltigen [illegible] Verhältnissen zu stehen scheinen. [illegible] diese Erscheinungen [illegible] die [illegible] andern



menschliche Wissen nur in der Ueberzeugung von dem nothwendigen Sein des unbekannten Absoluten besteht, und daß alles andere nicht mehr Wesenheit und Realität haben kann als uns selbst zu Theil geworden ist, nämlich gar keine.

Also um dem Extrem zu entgehen, von wo aus alles nur relativ war, und es im Menschen und im Weltall nur Relationen gab, hat man zwar ein Absolutes angenommen, aber den Relationen selbst und den Wesen, die in denselben leben und befangen sind, alle Realität abgesprochen. Das Absolute, das Niemand erfassen und ergründen kann, von dem sich nichts prädiciren läßt als daß es das Absolute ist, erzeugt und zerstört, gebärt und zerstäubt einen immer wiederkehrenden Schein, zu welchem auch wir gehören.

Es giebt freilich in Hinsicht dieser Philosophie des Absoluten Einige die weiter gehen, und über die Natur und die Wesenheit des Absoluten sich aussprechen zu können glauben. Die Einen schreiben ihm Ausdehnung und Denkvermögen zu, machen aus ihm eine wahre Substanz und eine wahre physische Einheit, welche sich in eine unendliche Vielheit theilt, die sie aus sich hervorgehen läßt, um sie wieder in sich aufzunehmen. Die Anderen sehen das Absolute in dem was allen Scheinwesen zum Grunde liegt, und ihnen allen gemeinschaftlich angehört, die Kraft, sie mag nun im unorganischen oder organischen Leben, in der Empfindung oder im Gedanken, in der Nothwendigkeit oder in der Freiheit sich offen-

baren, denn in allen möglichen Formen bleibt sie doch immer nur eine sich stets gleiche Erscheinung und immer dieselbe. Allein so verschieden auch die Sprache aller derjenigen sein mag, die nur die Existenz und die Realität des Absoluten annehmen, so vereinigen sich doch Alle im Abläugnen der Realität aller bedingten Existenzen, und um so mehr aller Relationen und Verhältnisse der endlichen Wesen. Gegen dieses Extrem der Speculation läßt sich mit Recht vieles erinnern.

Von allem, was unser Ich oder unsere Seele sich vorstellen, fühlen, denken kann, hat und kann nichts die Evidenz und die unerschütterliche Gewißheit haben, welche mit dem Bewußtsein unserer eigenen Existenz verbunden ist. Daß wir sind, daß wir wirklich sind; daß, wenn unser Dasein nicht wirklich wäre, das Wort Wirklichkeit keinen Sinn mehr hätte; daß ein Schein, der sich selbst erscheint, ein Unding sei, dieses alles kann man zwar läugnen, aber indem man es läugnet, nicht einen Augenblick zu glauben aufhören. Keines unserer Vorstellungen, Anschauungen, Begriffe kann gewisser sein, als dieses Urbewußtsein, in welchem die Ueberzeugung vom Dasein der Seele uns gegeben ist. Das Absolute hat hier keinen Vorzug vor dem Relativen; im Gegentheil fällt alles zusammen, verdunstet und verfliegt, wenn wir selbst keine reelle Selbständigkeit besitzen, wenn wir selbst nur ein verschwindender Dunst und ein flüchtiges Phantasma sind. Mit

dem Spiegel und dem Zuschauer werden alle Gegenstände, die mit und durch diesen Spiegel dem Zuschauer gegeben sind, zerbrochen und zerstäubt. Das Absolute macht hier keine Ausnahme. Was ist die Seele als ein sich selbst reflectirender und anschauender Spiegel? Was ist der Zuschauer, wenn nicht ein Wesen, welches sich selbst in sich sieht und mit sich alles andere, von dem es sich unterscheidet?

In dem Ich ist uns das Nicht-Ich mit einer Evidenz, die, wo nicht gleichartig mit der des Ich, doch eine gleiche Wirkung hervorbringt. In der Relation des Ich zum Nicht-Ich werden uns alle Relationen gegeben, die zwischen den verschiedenen Vermögen, Fähigkeiten, Vorstellungen und Gefühlen des Ich, mit den verschiedenen Eigenschaften der sinnlichen Welt oder des Nicht-Ich statt finden. Alle diese Verhältnisse werden nicht von uns unmittelbar, sondern mittelbar aufgefaßt, nicht innerlich angeschaut, sondern vom Verstande begriffen, wenn auch nicht alle permanent, doch nach bestimmten Gesetzen und einer festen Ordnung immer wiederkehrend, und keines von ihnen, auch nicht das Verhältniß der Relationen zum Absoluten, kann mehr Realität haben als das Ich selbst.

Mit der Realität des Ichs, des Stützpunktes aller Realität und aller Wahrheit, verschwinden beide. Nichts mehr hat Haltung und einen bestimmten Sinn. Das Weltall und wir selbst, da wir alles nur vermittelst des Ich wahrnehmen, vergehen und lösen sich auf. Es kann eben so wenig von der Realität des

Absoluten und Unbedingten als von der des Bedingten die Rede sein. Will man einen Augenblick das Gegentheil behaupten, und dieses aus widersprechenden Elementen bestehende System annehmen, so versuche man das Unerklärliche zu erklären, nämlich, wie es möglich sei, daß uns mit apodictischer Gewißheit und Wahrheit das Dasein und die Realität des Absoluten gegeben werde, da wir selbst kein wirkliches Sein und keine Realität haben; wie es denkbar sei, daß einem Scheine etwas erscheine, und da das ganze Weltall nur aus einem solchen Schein bestehe, das Relative aus dem Absoluten hervorgehe; und endlich, was denn eigentlich beides verbürgt oder trägt, da das Ich, der anscheinende Träger von allem, auch in einen leeren Dunst aufgegangen ist.

Das System der allgemeinen Relativität, und das des Absoluten, welches Eins und Alles sein soll, sind also beide unhaltbar, weil sie beide Extreme sind.

Hingegen nimmt man reale, bedingte Existenzen an, und eine reale unbedingte, die uns beide in unserem Innern gegeben sind, so bleibt die Art, wie beide zusammenhängen, immer für uns ein Räthsel, aber diese, die beiden Extreme vermittelnde Ansicht entspricht wenigstens den Urthatsachen des Bewußtseins, und zwingt uns nicht, weder die eine noch die andere aufzugeben und, die Evidenz verläugnend, Gott oder uns selbst zu vernichten. Nach dieser Ansicht hat unser Ich eine reale Existenz; die Kraft, die wir in uns fühlen, oder vielmehr die wir als unser Selbst fühlen und

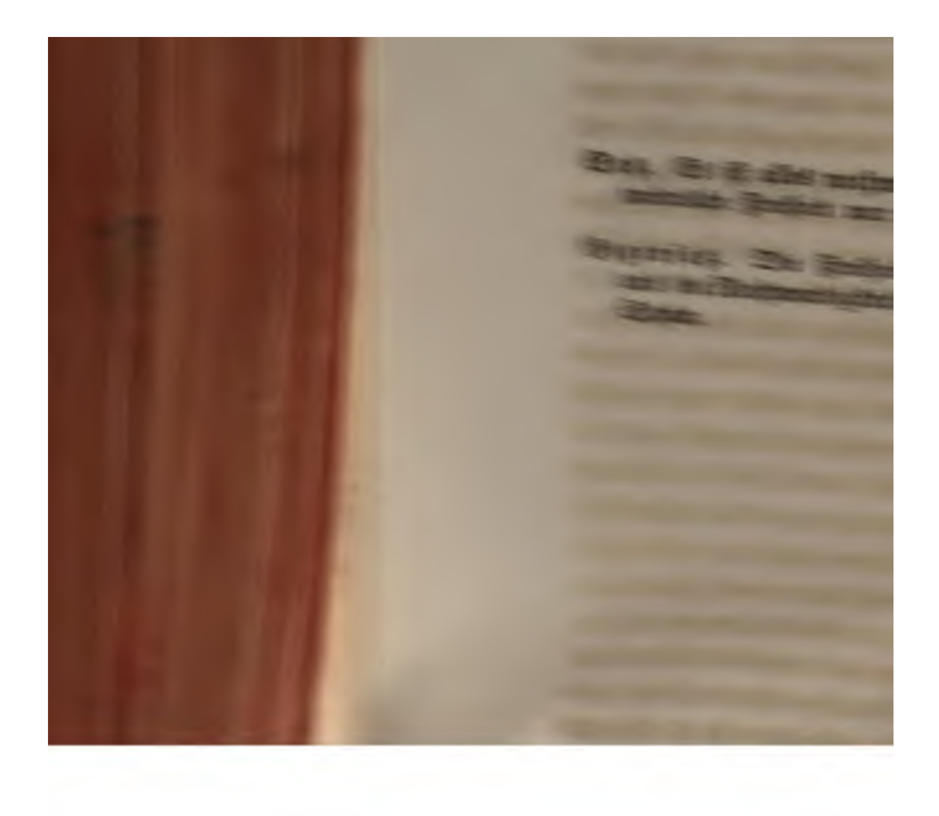
die unser Wesen ausmacht, ist eine Realität. Sie ist nicht immer was sie uns zu sein scheint, allein sie ist wirklich. Mit diesem Haltpunkt können wir begreifen, daß wir uns selbst in gewisser Hinsicht erscheinen, weil etwas da ist, was nicht bloß erscheint.

In dem Ich wird uns durch das Bewußtsein das Nicht-Ich, oder das Weltall gegeben. Auch dieses hat eine reale Existenz. Wir erkennen dasselbe als eine uns gegebene Thatsache, die sich uns mit unwiderstehlicher Evidenz aufdringt. Auch die äußere Welt erscheint uns nur in einem gewissen Sinn, und wir können nicht annehmen, daß sie in der That in den einzelnen Erscheinungen, so wie sie uns erscheint, beschaffen sei; allein indem wir dieses Urtheil fällen, gestehen wir ein, daß sie wirklich sei, und sich als solche uns offenbare. Unser Ich bedingt die äußere Welt, die äußere Welt bedingt unser Ich; allein das abwechselnd bedingende und bedingte, kündigt sich uns als etwas Reales, wirklich Seiendes an. Wir stehen freilich im Verhältniß zu allen Gegenständen der äußern Welt als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck, empfangend und hervorbringend, leidend und handelnd; aus diesen Verhältnissen, die sehr vielen von unseren Anschauungen und Gefühlen, Urtheilen und Vorstellungen, den Charakter der Relativität aufdrücken, geht freilich nichts Absolutes hervor, aber diesen Verhältnissen in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, dient etwas Reales zur Grundlage, sonst wären sie gar nicht denkbar und möglich. Noch mehr, diese Verhält-

nisse und die relativen Vorstellungen und Begriffe, die aus ihnen hervorgehen, haben Wahrheit als Verhältnisse, denn daß gewisse mit Vorstellungen begabte Wesen, unter gewissen Umständen, so und nicht anders gewisse Gegenstände sich vorstellen müssen, und in der That vorstellen, bleibt immer wahr, und kann gar nicht geläugnet werden. In dem Ich und in dem Nicht-Ich, in der Wechselwirkung, die in dem Weltall statt findet, worin alles zugleich bedingend und bedingt ist, wird uns eine dritte Existenz gegeben, die eines Wesens, welches, selbst nicht bedingt aber alles bedingend, als unbedingt und als absolut anzunehmen, wir uns genöthigt finden. Dieses Wesen, Gott, ist die realste aller Realitäten, die Quelle aller Existenzen. Aus ihm strömen sie alle aus, alle zwar abhängig von ihm, aber wirklich seiende reale Wesen. Wie dieses Absolute, das nicht ein reiner und leerer Begriff, noch weniger ein allgemeines, alles Einzelne unter sich aufnehmendes Wort, sondern ein wahres Wesen ist, in den Tiefen seiner Wesenheit sein mag; wie die anderen Wesen, und wir selbst mit ihm zusammenhangen; welcher Unterschied, außer den angegebenen, zwischen dessen Realität und Sein, und unserer Realität so wie unserem Sein existirt, können wir weder ergründen noch erforschen. Allein dieses unendliche Wesen steht in seiner geheimnißvollen Persönlichkeit ewig und unwandelbar da.

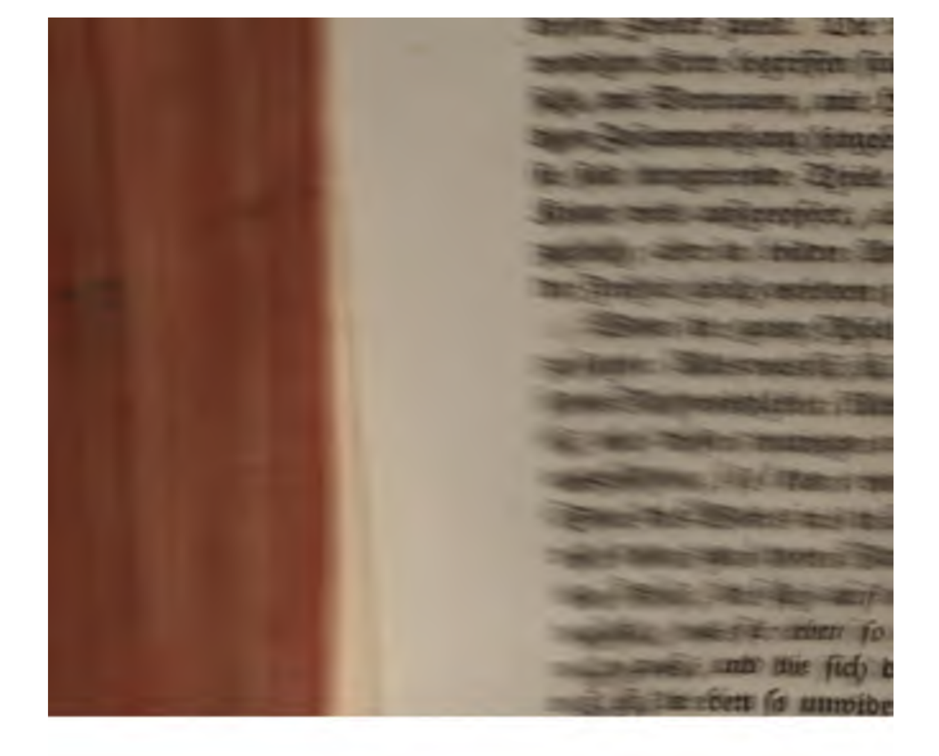
Ueber

Freiheit und Nothwendigkeit.



Nach unseren Begriffen ist die Natur eine Verkettung von Wesen, die als Ursachen und Wirkungen verbunden, unveränderlichen Gesetzen unterworfen sind. Diese Kette, keine Lücke darbietend, keine Unterbrechung leidend, schwebt zwischen zwei unbekannten Punkten. Ihr Anfang läßt sich eben so wenig bestimmen und begreifen als ihr Ende.

Ist die Natur nichts anders als das sich offenbarende, zerspaltende, in unendliche Formen sich verzweigende Absolute, so tritt eine blinde und furchtbare Nothwendigkeit ein, von der sich nichts sagen läßt als nur, Alles was ist, ist, und Alles ist recht und gut, weil es ist. Von Sicherheit, von Bürgschaft, ja von Hoffnung des Guten kann nicht die Rede sein. Ist die Natur die Schöpfung einer unendlichen freien Intelligenz, eines persönlichen Gottes, der aus der Fülle seines ewigen Wesens, vermöge seiner Allwissenheit und Allmacht mit freiwilliger Nothwendigkeit heraus getreten ist, um überzugehen in ein getreues Abbild seiner Unendlichkeit, wo alles bewußt oder unbewußt, ohne Freiheit, ewigen Gesetzen folgt, so ist freilich, dem Scheine nach, alles eben so nothwendig im Weltall, als wenn das Absolute keine Person wäre. Dann kann man aber mit Wahrheit sagen: Alles was sein



Der einzige Unterschied von beiden besteht darin, daß die physischen Gesetze von denjenigen Wesen, die ihnen gehorchen, unbewußt befolgt, und die anderen moralischen Gesetze von dem Menschen mit vorhergehender Vorstellung, Bewußtsein und Willen, in ihrer Anwendung begleitet werden. Allein in jedem besonderen Falle kann weder die Vorstellung noch der Wille anders ausfallen, als sie es jedesmal thun, und eine und dieselbe Nothwendigkeit gebietet über die Handlungen des Menschen, so wie über die Bewegungen der Himmelskörper. Der eine hat mehr physische und geistige Kräfte als der andere, aber ein jeder thut was er thun kann, und alles was er thut ist recht, weil es nicht anders sein konnte. Gewisse Handlungen sind dem Menschen nachtheilig, indem sie üble und für ihn verderbliche Folgen nach sich ziehen; andere sind ihm nützlich, indem sie ihm Annehmlichkeiten oder Vortheile verschaffen. Aber nach erfolgten Handlungen beider Art muß man mit Wahrheit sagen, daß die einen nicht von Unschuld und Verdienst, sondern von Glück, und die anderen nicht von Schuld, sondern von Unglück zeugen, und daß beide unvermeidlich waren. Auch in diesem System kann man sich ein Ideal der menschlichen Natur entwerfen, und mit ihm die einzelnen Individuen vergleichen. In einigen, die sich diesem Ideale nähern, erscheint die menschliche Natur in einer höhern Vollkommenheit; in anderen, und zwar in der Mehrheit, erscheint die Menschheit in einem verfehlten oder höchst man-

gelhaften Zustande befangen, von dem, was die ersteren sind, sehr entfernt. Allein dieses Ideal ist nur die reine Idee von der Vollkommenheit der Natur einer gegebenen Art von Wesen, auf die wir nie gefallen wären, wenn die wirkliche Welt ihre Elemente uns nicht manchmal dargeboten hätte. Dieses Ideal giebt uns zwar an, was Wesen dieser Art unter glücklichen Umständen sind oder sein können, aber bildet keinesweges eine feste Norm von dem, was diese Wesen sein sollen. Es können auch dergleichen Ideale von einer Thier- oder Pflanzenart aufgefaßt und aufgestellt werden. Sie entstehen alle auf dieselbe Weise, und in dem System der Nothwendigkeit sind sie nichts anderes, auch für den Menschen, als das fixirte Bild von denjenigen Individuen dieser Gattung, die von der Hand der Natur am vollkommensten ausgeprägt sind. Befragt man einzig und allein den Verstand, der nur begreift was er erklären kann, und die Vernunft, in so fern sie durch Vernunftschlüsse verfährt und ihre Sätze beweiset, so scheint das System der Nothwendigkeit erwiesen. Alles wird auf bedingte Wirkungen und bedingende Ursachen bezogen. Man steigt längs einer unabsehbaren Leiter oder Kette von einer Ursache zur andern, indem die nächste Ursache sich immer wieder als Wirkung gestaltet, bis die Kette sich in den undurchdringlichen Nebel oder in die unendliche Leere des Absoluten verliert. Die Freiheit verschwindet; sie ist mit diesem System unvereinbar, denn ihr Wesen besteht in dem

Vermögen, eine Folge von Handlungen anzuheben und zu beginnen, die nicht in einer andern vorhergehenden, dieselbe bedingenden Reihe ihr Prinzip hat.

Allein es ist leichter, die Freiheit zu läugnen oder sie irgend einer vorgefaßten Meinung aufzuopfern, als sie in seinem Innern zu verläugnen oder das Gefühl derselben ganz zu unterdrücken. Die Evidenz der Freiheit spricht sich als unmittelbare und transcendentale Anschauung aus. Man braucht dieselbe nicht zu beweisen; sie wird auch unwillkührlich von uns wahrgenommen. Wenn wir uns selbst in dem allgemeinen Zusammenhange der Wesen denken, so huldigen wir der Nothwendigkeit, oder wenigstens glauben uns in derselben befangen. Aber wenn wir uns in unserem Sein und in unserer Wesenheit wahrnehmen und fühlen, so bricht die Kette der Nothwendigkeit ab, und wir treten als Wesen auf, die zwar integrirende Theile der Natur sind, allein in der Sphäre der moralischen Handlungen von der Natur unabhängig sind.

Ein Extrem führt immer zum andern, so auch hier. Die Nothwendigkeit des Einen und Absoluten hatte die Freiheit verschlungen, oder vielmehr war sie in diesem Abgrunde untergegangen. Aber die Thatsache der Freiheit kündigt sich uns mit einer solchen Gewißheit an, diese Thatsache ist dermaaßen eine Ur- und Hauptthatsache des Bewußtseins, daß das System des Absoluten durch dieselbe allein schon widerlegt wird, da es weder die Freiheit mit der blinden Nothwendigkeit in Harmonie bringen kann, noch die innere Stimme der

letzteren unterdrücken. Es war eben so wichtig als natürlich, diese Thatsache in das hellste Licht zu setzen, sie von den ihr verwandten Thatsachen zu unterscheiden, und die Nothwendigkeit in dieser Hinsicht zu bekämpfen. Allein nachdem man allenthalben nur Nothwendigkeit gesehen hatte, versuchte man allenthalben nur Freiheit zu sehen. Die Freiheit wurde zur einzigen wirklichen reellen Kraft erhoben, alles andere sank zum Schein herunter. Die Seele wurde das sich setzende Ich. Durch eine freie Thatsache setzte sie alles andere. Das ganze Weltall sollte gewissermaaßen aus dieser Thatsache hervorgehen. Die Nothwendigkeit wurde zum bloßen Gegensatz des Ich gestempelt, und dadurch in eine reine Erscheinung verwandelt.

Bei dieser schöpferischen Kraft, die der Seele verliehen wurde, und indem man ihr eine göttliche Gewalt ertheilte und zuschrieb, vergaß man, daß, wenn die Freiheit eine unzweifelhafte Thatsache ist, die Nothwendigkeit nicht minder als eine solche sich uns offenbart; daß, wenn die eine sich uns durch den innern Sinn und die intellectuelle Anschauung verkündet, die andere mit derselben Evidenz uns von außen aufgedrungen wird; wenn die erste in der moralischen Welt, wo es auf Handlungen ankommt, allein mit den Ideen des Rechts und der Pflicht, mit dem Bewußtsein des Verdienstes oder der Schuld zu vereinigen ist, die zweite in der Natur, wo nur von Ursachen und Wirkungen gehandelt wird, in der Verstandeswelt, wo nur vom Begreifen und Erklären die Rede ist, — sich eben so wenig wie die erste läugnen läßt.

Aus allem diesem ergiebt sich, daß beide Systeme, in dem was sie als Thatsache anerkennen, Recht, und in dem was sie als Thatsache verwerfen, Unrecht haben. Beide verfallen in ein Extrem: die Absolutisten, indem sie die Nothwendigkeit als das einzige, wahre Prinzip aufstellen und die Freiheit in derselben untergehen lassen; die Autonomisten, indem sie die Freiheit als die einzige reelle, schaffende Kraft annehmen und die Realität der Nothwendigkeit verneinen. Beide sind aus einer einseitigen Liebe zur Einheit in diesen Irrthum gerathen, und um dieselbe dem Scheine nach hervorzubringen und zu construiren, haben sie geflissentlich das eine oder das andere aus den Augen gelassen.

Und doch ist die Entgegensetzung der Nothwendigkeit und der Freiheit eine sich immer wieder erzeugende und trotz allen Spitzfindigkeiten sich uns mit einer unwiderstehlichen Evidenz aufdringende Thatsache.

Wir beweisen die Nothwendigkeit vermöge Vernunftschlüsse, und erkennen also dieselbe mittelbar. Wir fühlen das Dasein der Freiheit, und erkennen dieselbe unmittelbar. Daher entsteht für uns eine doppelte Ordnung der Dinge, die physische und die moralische, die der Natur und die der Freiheit, das Reich der bedingten und das der unbedingten Kraft. In der ersten herrscht ein alles bestimmendes und jeden Widerstand erdrückendes Gesetz; in der zweiten gebietet das Gesetz freiwilligen Gehorsam, und kündigt sich durch den Widerstand, den er vorfindet, an, er mag den Sieg über dasselbe tragen oder ihm unterliegen.

Die Nothwendigkeit selbst am äußersten Ende der Kette löset sich in eine freie Handlung auf, in die freiwillige Thatsache des persönlichen Gottes, die Welt zu erschaffen. Die Freiheit, indem sie das ewige Gesetz, das unbedingt gebietet oder verbietet, anerkennt, folgt auch einer gewissen Nothwendigkeit, die aber eine freiwillige Nothwendigkeit ist.

Die reine Intelligenz Gottes hat alles vorhergesehen, gewollt, angeordnet, und also auch die Handlungen der freien Menschen, sonst könnte das Weltall keine Einheit und keine Totalität bilden; aber eben so wahr ist es, daß die Freiheit sich selbst bestimmt, und sie sich so bestimmen will, ohne irgend eine zwingende Vorstellung oder eine äußere Ursache.

Wie lassen sich nun diese zwei Wahrheiten in Harmonie bringen? Wie kann man Freiheit und



Ueber

Eudämonismus und Ethik.

Satz. Es giebt nur angenehme oder unangenehme Empfindungen, schädliche oder nützliche Dinge. Die Sittlichkeit bestehet in der Kunst, die einen zu vermeiden, die anderen zu erhalten und zu bewahren. Eudämonismus allein ist die wahre Ethik.

Gegensatz. Es giebt Pflichten und Rechte, die über alles andere erhaben sind. Die Ethik ist die Theorie von beiden, und der Begriff der Vollkommenheit gleicht sie mit allen anderen Forderungen der menschlichen Natur aus.

Sobald man dem Menschen die Freiheit zuerkennt, und annimmt, daß er mit Einsicht und Bewußtsein handelt, daß bei ihm die Vorstellung das Begehren, das Begehren den Willen, der Wille die Handlung herbeiführt; so kann man sich auch nicht den Menschen ohne Gesetze denken, die sein Thun und sein Lassen bestimmen oder bestimmen sollen.

Das Wissen um dieses Gesetz oder das Bewußtsein dieses Gesetzes mit den ihn begleitenden oder aus ihm entspringenden Gefühlen nennen wir das Gewissen.

Welches ist die Natur dieses Gesetzes, oder worin besteht sein eigentliches Wesen; sei es in Hinsicht der Handlungen, die es uns gebietet oder verbietet; sei es in Hinsicht der Beweggründe, die uns dieselben eingeben oder eingeben sollen; sei es endlich in Hinsicht der Folgen unsers Thuns und Lassens?

In zwei Hauptsysteme über die Beantwortung dieser Fragen theilt sich die denkende Welt. Beide schließen sich wechselseitig aus, fassen nur eine Seite des Gegenstandes auf, und stellen dieselbe in das grellste Licht; beide sprechen ein Extrem aus. Das eine ist das der reinen strengen gebietenden Pflicht, das andere das der Glückseligkeit.

Die Ansicht, die dem ersten zu Grunde liegt, ist folgende.

Es giebt gewisse Handlungen, die, sobald sie von uns gedacht werden, sich als allgemein und nothwendig gebotene oder verbotene Handlungen ankündigen. Diese Handlungen sind die Pflichten.

Mit dem Begriff der Pflicht ist der ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit unzertrennlich verbunden, und zugleich ein diesem Begriff entsprechendes Gefühl des uns inwohnenden freiwilligen Zwanges.

Das Recht ist der Pflicht correlativ. Das eine bestimmt was gethan werden darf, das andere was gethan werden soll. Mit dem Rechte, eine Sache zu thun oder zu unterlassen, hängt die Pflicht der anderen Menschen, dieses Recht nicht zu verletzen, zusammen. Mit der Pflicht, eine Handlung zu thun oder zu unterlassen, hängt das Recht zusammen, alles zu dürfen was zur Erfüllung dieser Pflicht nothwendig ist.

Es giebt also positive Rechte und positive Pflichten, die ursprünglich vom Gesetz, welches in uns von der Hand Gottes niedergelegt ist, gegeben sind. Da dieses Gesetz in uns als rein objectiv erscheint und gedacht werden muß, und wir durch intellectuelle Anschauung sein Dasein in uns wahrnehmen, so kann man es, wenn man nicht die Vernunft mit Vernunftschlüssen verwechselt, die practische Vernunft nennen.

Die Folgen die dieses Gesetz und dessen strenge Beobachtung mit sich führen, können und müssen

uns gleichgültig sein, da sie nicht von uns abhängen, wir sie nicht übersehen können, sie sich in die Unendlichkeit verzweigen und verlieren, aus zufälligen Ursachen und nicht aus der Freiheit hervorgehen. Ob es angenehm oder schmerzhaft, nützlich oder schädlich in einem gegebenen Fall sein mag, seinen Pflichten nachzuleben, darauf kommt es hier gar nicht an; ob die Handlung, welche die Pflicht gebietet, in einer gegebenen Zeit Glück oder Unglück gebärt, kann und soll keinen Einfluß auf die Erfüllung derselben haben. Sobald ein Gebot oder ein Verbot sich mit Allgemeinheit, Nothwendigkeit und Objectivität ankündigt und als solches aus unserem Gewissen und unserer Vernunft hervortritt, so müssen für uns alle etwanigen Folgen desselben in Hinsicht der Individuen oder der Gesammtheit verschwinden.

Also sollen Betrachtungen, die aus den angenehmen oder unangenehmen Gefühlen, aus der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit gewisser Handlungen zu einem bestimmten Zweck, uns nicht zu denselben bestimmen oder als Beweggründe bei uns vorwalten. Achtung und Ehrfurcht gegen das Gesetz sollen hier allein den Ausschlag geben. Es sind die einzigen Motive, welche die Ethik gelten läßt. Es wird uns unbedingt von einer höheren Stimme etwas befohlen, und wir sollen ohne weiteres diesem Befehl freiwilligen Gehorsam leisten, weil wir mit uns selbst in Widerspruch gerathen würden, wenn wir uns dem entziehen wollten.

Dieses System ist unst
ral. Es faßt eine Seite
richtig auf, und stellt diese
von allem Fremdartigen ode
grell dar. Allein im Mens
zelt: denn jeder Mensch bil
kann also der Wahrheit ge
geschiedenheit und Abschne
betrachtet werden. Nun
Berührung und Verbindu
und dem Schmerz; mit de
lichen; mit dem Glück und
nen und der Staaten; mit
nigfacher Art. Die Wahr
die Pflicht mit allen diesen
len der geistigen und mora
schen in Harmonie bringe
demselben zu vermischen,
genes Gebiet und ihre eigen
sen alle die Punkte, — und
schen Ausdrucks zu bediene
chen ihre Bahn andere Ba
zusammentrifft, oder sie di
angegeben und bezeichnet,
wirkung aufgefaßt und beri
eine solche Vielseitigkeit wir
immer mangelhaft und i
menschlichen Natur erschein

Alles, was die strengen und ausschließlichen Anhänger der reinen Pflicht verläugnen, verdammen, verwerfen, nimmt der Eudämonismus auf, und gründet darauf seine Lehrbegriffe. Er geht von dem Angenehmen oder Nützlichen, von Gefühlen und Berechnungen aus, es sei nun, daß er alle diese Prinzipien der menschlichen Thätigkeit, alle diese verschiedenen Gegenstände des Begehrens mit einander zu verbinden und auszugleichen versucht, oder daß er einen derselben als Grundbegriff oder Hauptansicht in der Ethik aufstellt.

So mannichfaltig auch die Formen sein mögen, unter welchen der Eudämonismus aufgetreten ist, so vereinigen sich doch die Systeme dieser Gattung in einer und derselben Wurzel, nämlich in dem Interesse höherer oder niedrigerer Art, feinerer oder gröberer Natur, als dem einzigen und rechtmäßigen Princip unsers Thuns und Lassens. Der reine Begriff einer unbedingten Pflicht, die von allen anderen unabhängig, ja ihm öfters entgegengesetzt, ohne weiteres Gehorsam erheischt und erhalten muß, geht in allen diesen Systemen verloren und im Interesse unter.

Die Eudämonisten, welche dem gröbern Eigennutz oder dem sinnlichen Vergnügen huldigen, tragen ihre verderbliche Lehre folgendermaaßen vor, oder können ungefähr folgendes sagen:

Jedes lebende Wesen will fortleben und sein Leben genießen. Jedes empfindende Wesen sucht Vergnügen, fürchtet und meidet Schmerz.

So auch der Mensch. In dieser Hinsicht hat er nichts vor den Thieren voraus. Eine jede Gattung derselben sucht Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Triebe, ihrer Organisation und der Natur, der sie umgebenden Gegenstände gemäß. Der Zweck ist derselbe, die Mittel ihn zu erreichen sind verschieden. Der Mensch handelt mit Bewußtsein und Verstand; er stellt sich vor dem Handeln die Wirkung vor, die er hervorbringen will, um etwas Gutes zu erzielen und etwas Böses zu vermeiden; er berechnet und wählt die Mittel, beides zu erreichen. Das Thier folgt blindlings dem Triebe der es zu einer gewissen Handlung hinreizt, und die Mittel, so wie die Werkzeuge die es dazu anwendet, findet es in seinen Organen niedergelegt und vorbereitet. Bei Gelegenheit des Gegenstandes, der ihm von seinem Bedürfniß angegeben wird, treten sie aus ihrer geheimnißvollen Verborgenheit hervor. Vermöge seines Verstandes und seiner Vernunft begnügt sich der Mensch nicht mit der augenblicklichen angenehmen Empfindung oder mit der zeitigen Entfernung des Schmerzes, sondern strebt nach einem Ideal von Sensualismus, indem er die größtmögliche Summe von mannichfaltigen, in Hinsicht des Grades auf das höchste gesteigerten Vergnügen für die Dauer zu verwirklichen und um sich zu vereinigen trachtet. Hingegen ist das Thier das Kind des mächtigen Augenblicks, und auch da, wo es scheint für die Zukunft zu arbeiten, und einen Zweck zu fassen und Mittel für denselben anzuwenden, folgt es

nur der natürlichen Richtung seiner Organe, die, durch irgend eine sinnliche Empfindung in Thätigkeit gesetzt, wie die Cylinder einer Flötenuhr ihr Spiel abspielen. Der Mensch thut mehr. Die Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eintheilend, nimmt er seinen Stützpunkt in den Erfahrungen der ersteren, und erhält von sich selbst, die zweite der letzteren aufzuopfern. Er faßt den Begriff des Nützlichen in seiner ganzen Ausdehnung; um gewisse Güter und gewisse Quellen des Vergnügens auf eine entferntere Zeit zu erwerben und sich zu sichern, unterzieht er sich freiwillig in einem bestimmten Zeitpunkt Entbehrungen, ja Mühseligkeiten und Leiden. Das Thier ist dessen ganz unfähig; da es keinen Begriff fassen kann, so kann es auch nicht den der Zeit und den des Nützlichen haben. —

Wenn der Mensch kein anderes Gesetz seines Thuns und Lassens zu befolgen hat, als dem Vergnügen nachzustreben, und sich dem Schmerz zu entziehen; das ihm Nützliche zu suchen und sich anzueignen; das ihm Schädliche und Nachtheilige zu entfernen und zu vermeiden, so giebt es keine Tugend und kein Laster, sondern nur Klugheit und Glück oder Unklugheit und Unglück. In diesem System kann von Ethik nicht die Rede sein, denn es existirt keine feste Norm, nichts Gebietendes, Unbedingtes, Allgemeines, gleichbindend für alle Menschen und alle Zeiten, sondern alles ist, in Hinsicht der Handlungen, rein relativ, individuell, willkührlich, nach Ort und

So auch der Mensch. In dieser Hinsicht hat er nichts vor den Thieren voraus. Eine jede Gattung derselben sucht Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Triebe, ihrer Organisation und der Natur, der sie umgebenden Gegenstände gemäß. Der Zweck ist derselbe, die Mittel ihn zu erreichen sind verschieden. Der Mensch handelt mit Bewußtsein und Verstand; er stellt sich vor dem Handeln die Wirkung vor, die er hervorbringen will, um etwas Gutes zu erzielen und etwas Böses zu vermeiden; er berechnet und wählt die Mittel, beides zu erreichen. Das Thier folgt blindlings dem Triebe der es zu einer gewissen Handlung hinreizt, und die Mittel, so wie die Werkzeuge die es dazu anwendet, findet es in seinen Organen niedergelegt und vorbereitet. Bei Gelegenheit des Gegenstandes, der ihm von seinem Bedürfniß angegeben wird, treten sie aus ihrer geheimnißvollen Verborgenheit hervor. Vermöge seines Verstandes und seiner Vernunft begnügt sich der Mensch nicht mit der augenblicklichen angenehmen Empfindung oder mit der zeitigen Entfernung des Schmerzes, sondern strebt nach einem Ideal von Sensualismus, indem er die größtmögliche Summe von mannichfaltigen, in Hinsicht des Grades auf das höchste gesteigerten Vergnügen für die Dauer zu verwirklichen und um sich zu vereinigen trachtet. Hingegen ist das Thier das Kind des mächtigen Augenblicks, und auch da, wo es scheint für die Zukunft zu arbeiten, und einen Zweck zu fassen und Mittel für denselben anzuwenden, folgt es

Um diese Gefühle zu retten und den Eudämonismus mit ihnen in Einklang zu setzen, haben Andere ihn geläutert, verfeinert, gewissermaaßen idealisirt. Von den sinnlichen, angenehmen Empfindungen rein abstrahirend oder wenigstens sie im Hintergrunde aufstellend, das Nützliche als etwas Untergeordnetes einem höhern Zweck aufopfernd, haben sie versucht, die Norm der Handlungen und die Bestimmung des Menschen auf die Befriedigung von Bedürfnissen und Neigungen, die sie die moralischen genannt haben, zu gründen.

Sie haben gesagt und sagen, daß es einen moralischen Sinn giebt, der uns für ein gewisses Vergnügen ganz eigener, feinerer, höherer Art empfänglich macht, ein Vergnügen, das aus unseren freiwilligen Handlungen hervorgeht oder welches dieselben mit sich führen. Dieses Vergnügen ist zugleich die Norm der Handlungen, insofern alle diejenigen, welche dieses Vergnügen dem Menschen geben können, gethan werden sollen; es ist der Bewegungsgrund der Handlungen, in so fern dieses Vergnügen unser Thun bestimmt, und die Folge der Handlungen, in so fern dieselben dieses Vergnügen als ihre natürliche und nothwendige Wirkung hervorbringen. Dieses angenehme, begeisternde, belohnende Gefühl nimmt verschiedene Formen und verschiedene Namen an, je nachdem wir es von unsern eigenen Handlungen oder von den Handlungen der andern Menschen erhalten und empfangen. Im ersten Fall ist es Selbstbilli-

gung oder Zufriedenheit m
Achtung und manchmal V
gen, die diesem Gefühl ent
in uns, statt Vergnügen
Handlungen dieser Art selb
peinigende Gefühl des Sel
verachtung; thun andere
uns Verachtung, ja Absch
sche Gefühl, von allen ande
deren in Hinsicht der Dau
Reinheit und seines beglücke
niederdrückenden Charakter
über die Seligkeit des Leb
wir Ursache, mit unserm Th
den und zufrieden zu sein,
les Gute was uns widerf
was uns abgeht ersetzen.
send oder straft es uns, statt
schwinden oder erblassen a
Empfindungen und Gefühle

Man kann dieses Gefü
gens, welches die tugendhaft
oder ihnen folgt, auf andere
fühle zurückführen und es
benennen. So hat man
weil in der That, wenn wir
schen solche Handlungen b
sympathisiren oder mitfühlen
chen Handlungen thun, so

schen theilnehmend und billigend mit uns. So haben es andere das Gefühl des moralisch Schönen und Erhabenen genannt, und in der That hat dieses Gefühl viel von dem reinen Vergnügen, welches uns die Werke der Kunst geben. Allein man mag es nennen wie man will, so bleibt es immer ein Vergnügen eigener, höherer Art, welches, dem materialistischen Egoismus entgegengesetzt, ihm dem Stab bricht, und das, als einziger Zweck, einziger Bewegungsgrund, einzige Basis der moralischen Handlungen, eine Art von uneigennützigem Eigennutz und von übersinnlichem Vergnügen aufstellt.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Eudämonismus der Würde der menschlichen Natur, der Tugend und dem Wohl der Gesellschaft angemessen, entsprechend und in seinen Folgen wohlthätig. Hier ist vom sinnlich Angenehmen, Nützlichen und Selbstsüchtigen nicht mehr die Rede. Im Gegentheil kann man seine höchste Glückseligkeit darin setzen und finden, allem sinnlichen Vergnügen freiwillig zu entsagen, um des belohnenden Gefühls, auf dieselben Verzicht gethan zu haben, in seinem Innern sich bewußt zu sein. Man kann ein jedes Privatinteresse außer Acht lassen, sogar es mit der größten Bereitwilligkeit aufopfern, und nur für das Wohl der anderen, für die Erhaltung und die Wohlfahrt der Gesellschaft, des Staats, des Menschengeschlechts leben und sterben, um nur die herzerhebende Ueberzeugung zu gewinnen, daß man einer solchen Hingebung fähig war. Allein

bei dieser edeln, preiswürdigen, seltenen Denk- und Handlungsweise geht doch der strenge Begriff der gebietenden, unbedingten Pflicht verloren. Diese Ansicht vom Leben und vom Menschen hat an und für sich nichts Allgemeines, Nothwendiges. Man kann nicht behaupten, daß es allen Menschen obliege, dieses Gefühl zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen und Bedingungen zu haben, und daß es von ihnen kategorisch gefordert werde. Wer es besitzt oder dessen fähig ist, wird es bei anderen lieben, hochschätzen, bewundern, diese Gesinnung allein der Würde des Menschen angemessen halten und die entgegengesetzte als eine gemeine, niedrige betrachten; aber man wird dieses moralische Gefühl eben so wenig wie das Gefühl für das Schöne und Erhabene den anderen Menschen als eigentliche Pflicht auflegen können, noch dasselbe bei allen voraussetzen, noch von ihnen, daß sie ihm gemäß handeln, verlangen dürfen. Am Ende, wenn einer das sinnliche Vergnügen dem moralischen Gefühl vorzieht, das allgemeine Beste dem persönlichen nachsetzt, und keinen Sinn für das Höhere, Reinere hat, so kann er mit dem Schein der Wahrheit die Anhänger eines feineren Eudämonismus zum Schweigen bringen, indem er behaupten wird, daß es keine strenge, unbedingte, allgemeine Norm gebe, und daß, sobald man alles auf Empfindung und Gefühl zurückführe oder auf das Nützliche gründe, ein jeder Mensch Richter in seiner eigenen Sache sei, und nur sich selbst, seinen Geschmack und seine Individualität zu befragen habe.

Beide Systeme, das auf den reinen und strengen Begriff der Pflicht alles beziehende, und das des groben oder feinen Eudämonismus sind beide einseitig, ausschließend, und in so fern beide von der Wahrheit entfernt. Das eine faßt eine der Hauptseiten der menschlichen Natur auf, erkennt die Gewalt und die Macht des Gewissens an, und giebt ihm, was ihm gebührt, verkennt aber einen eben so ursprünglichen Trieb des Menschen, der ihm nicht erlaubt, sein Vergnügen, seinen Nutzen, seine Glückseligkeit ganz außer Acht und aus den Augen zu lassen. Das andere huldigt den eigennützigen Trieben der höheren oder niederen Gattung, und thut es auf Kosten der Pflicht, dessen Dasein, Gewalt und unbedingte Rechte es läugnet. In dem ersten erscheint der Mensch nur als ein moralisches Wesen, und wird als ein solches behandelt. In dem zweiten haben seine Gefühle und seine Empfindungen nicht allein das Uebergewicht, sondern die Alleinherrschaft; der Verstand und die Vernunft werden nur gebraucht, zwischen den verschiedenen Empfindungen und Gefühlen zu wählen, und mit nüchterner Besonnenheit ihre Mannichfaltigkeit, Lebendigkeit und Dauer zu sichern.

Zwischen beiden oder über denselben steht ein drittes System oder vielmehr ein dritter Begriff, der die Anhänger der strengen Pflicht und die der Glückseligkeitslehre näher bringen und zur Vermittlung, wie zur Ausgleichung ihrer wechselseitigen Aussprüche dienen kann; dieser Begriff ist der der Vollkommenheit.

Von der absoluten Vollkommenheit kann hier nicht die Rede sein; sie gehört dem unendlichen Wesen allein, und bleibt sein unvergängliches Besitzthum.

Die Vollkommenheit, von welcher wir sprechen, ist eine relative, nämlich die Vollkommenheit der menschlichen Natur. Diese Vollkommenheit besteht in der harmonischen Entwicklung aller Kräfte und aller Vermögen des Menschen.

Diese harmonische Entwicklung ist für den Menschen Zweck an sich selbst; so lange er nicht aus der menschlichen Natur heraustritt, braucht man ihm keinen andern Zweck zu setzen; die Einheit derselben findet sich in der Zweckmäßigkeit.

Alles was ist, ist, und da bei endlichen Wesen und Dingen das Sein nur in einem steten Werden besteht und bestehen kann, so müssen bei einem jeden solcher Wesen alle die Vermögen, Fähigkeiten, Anlagen, die dessen Natur ausmachen und bestimmen, sich entfalten und entwickeln; alle Bedürfnisse und Triebe, die in demselben als Keime niedergelegt wurden, müssen berücksichtigt und befriedigt werden. Nichts soll in der menschlichen Natur beseitigt, vernachlässigt, noch weniger erstickt und zerstört werden. Je vielseitiger, je reichlicher der Mensch begabt ist, um so mehr muß auch seine Bildung mannichfaltig und vielseitig ausfallen.

Allein alle Fähigkeiten und Vermögen können weder zugleich, noch in demselben Grade gepflegt werden und zur Reife gelangen. Nicht zugleich, weil

weil mehrere dieser Kräfte schon die Entwickelung von anderen voraussetzen oder bedürfen, um sich selbst entwickeln zu können; nicht in demselben Grade, denn alle haben nicht dieselbe Würde noch denselben Werth, und sie würden sich nur wechselseitig zerstören, wenn man sie alle gleichmäßig auszubilden versuchte.

Die Vollkommenheit des Menschen besteht also nicht darin, daß die physischen Kräfte und Fähigkeiten den geistigen aufgeopfert werden, noch weniger die letzteren den ersten; nicht darin, daß die Sinne ein entschiedenes Uebergewicht über die Phantasie oder die Phantasie über die Sinne erhalten, daß der Verstand die Vernunft oder die Vernunft den Verstand zum Schweigen bringe, daß man dem gröberen Vergnügen ganz entsage oder sich ihm ganz hingebe, daß man ein Gefühl bis zur Leidenschaft steigere, sich von dieser beherrschen lasse, und allen anderen Gefühlen fremd bleibe, daß man die äußeren Güter, die Gesundheit, den Reichthum, die Ehrenstellen, den Ruhm entweder überschätze oder verachte; mit einem Worte, daß irgend etwas in der menschlichen Natur und im menschlichen Leben ausschließlich emporrage und alles andere hebe oder überflügele: sondern die Vollkommenheit fordert, daß ein jedes, dem Ganzen gemäß und nach seinem eigenthümlichen Werth, Aufmerksamkeit und Pflege erhalte, auf eine Weise und in einem Grade, der, weit entfernt die Harmonie zu stören, dieselbe vielmehr begründe und befördere.

Daraus ergiebt sich schon, daß es dem Begriff

der Vollkommenheit entgegen ist, den reinen unbeding-
ten Begriff der Pflicht, als die einzige Norm, den ein-
zigen Zweck, den einzigen Gegenstand des Willens
gelten zu lassen. Die reine Moralität, die dem Gesetz
Gottes huldigt und folgt, hat unstreitig den höchsten
Werth, nimmt die erste Stelle in der Oekonomie un-
serer Natur ein, und verdient Ehrfurcht, wie sie Ge-
horsam fordert. Daraus ergiebt sich, daß da, wo das
Gesetz Gottes gebietet oder verbietet, ihm unbedingt
gefolgt werden muß, und daß es, in Collision mit an-
deren Elementen der Vollkommenheit oder anderen
Gegenständen des Begehrens begriffen, nie unterlie-
gen, sondern immer Allem überlegen sein, bei allen Ge-
legenheiten den Ausschlag geben soll. Allein die reine
Moralität bleibt doch immer nur ein Bestandtheil der
Vollkommenheit, eine Seite des geistigen, innern
Menschen, eine Positivität, die einer Negativität
ähnlich sieht, da bei allem sonstigen Thun und Treiben
des Menschen doch die Hauptsache zu sein scheint,
die Pflicht nie aufzuopfern oder gegen sie anzusto-
ßen. Immer der Pflicht gemäß handeln, aber
dabei vermöge seiner Sinne, eines kräftigen und
gewandten Körperbaues, eines tiefen, mit allem
Schönen erfüllten Gemüths, einer lebendigen und
alles belebenden Phantasie, eines schnellen, scharf-
sinnigen, thätigen Verstandes, einer ruhigen, klaren,
hohen Vernunft, vermöge mannichfaltiger Fertigkei-
ten, gemäßigter Triebe, geregelter Neigungen, sich die
physischen Kräfte dienstbar zu machen, die Welt an-

zueignen, und auf diese Art alle wahren Güter der Erde wo möglich um sich vereinigen, entspricht allein der vielseitigen Natur des Menschen. In der harmonischen Verbindung und Entwickelung des ganzen Menschen und seiner Verhältnisse zu der Gesammt-Natur besteht die Vollkommenheit, und also die Bestimmung der Menschheit. In der höchst möglichen, innigen und dauerhaften Vereinigung aller Vorzüge, welche die Vermögen des Menschen erzielen, und die umgebende Natur und der Zufall ihm zuführen können, besteht das höchste Gut. Die Pflicht, oder die Befolgung derselben, die Tugend, ist zwar ein Hauptbestandtheil dieses Grundbegriffs; allein man muß nie außer Acht lassen, daß es noch andere giebt, die nicht vergessen, vernachläßigt, ja aufgeopfert werden sollen, wenn in einzelnen Fällen die Pflicht, das Oberhaupt des Menschen, es nicht förmlich erheischt.

Das System der reinen, strengen, allgemein unbedingt gebietenden Pflicht läßt sich also mit dem Eudämonismus zusammen reimen und in Harmonie bringen. Die eine schließt den andern nicht aus, und keines von Beiden muß also ausschließlich als Norm und Zweck angenommen werden. Die Pflicht gebietet oder verbietet, aber es giebt viele Verhältnisse und eine Menge von Handlungen, in Hinsicht welcher sie weder das eine noch das andere thut. Die Pflicht will vor allen anderen Dingen befolgt sein; sie kann und soll nie als Mittel zu irgend einem belie-



bigen Zweck gebrauche
immer als Zweck an sich
Zweck giebt es eine gro
unschuldiger, nicht verbo
tiven Werth haben, und
nen wir viele Gegenständ
achten, begehren oder n
suchen oder fliehen. D
an; durch Erfahrung un
sie beurtheilen; die Klug
gegen sie zu verhalten ha

Es ist nicht allein e
sie bei unserm Thun un
sie zu vermeiden oder zu e
zu erstreben, wohl versta
daß es der Pflicht unbesch

Ist keiner der Bestan
ohne weiteres zu verachten
sie alle ihren Platz neben
dingten Pflicht finden, so
dem feinen geläuterten Eud
ihn mit der wahren Ethik

Die Ethik stellt allgem
setze auf, welche die Norm
Verfahrens auf ewige Zeit
denen die Handlungen, w
hältnisse veranlaßt werden,
ner unendlichen Menge von

Diese Positivität der et

bietende Gewalt der Pflicht fordert Gehorsam, kann und soll ihn immer erhalten. Nicht, weil die Beobachtung der Pflicht, die Kämpfe und Opfer, die ihr oft vorangehen, ein herzerhebendes Gefühl in uns erzeugen; nicht, weil ein pflichtgemäßes Leben Schönes, Ganzes darbietet, den Zuschauern so wie in uns selbst Würde verräth und Achtung der Menschheit beweiset; nicht, weil eine gute Handlung öfters segensreiche Früchte trägt, unserer eigenen Person oder dem Gemeinwesen Nutzen bringt, sollen wir die Pflicht beobachten, unser Leben nach ihren Vorschriften bestimmen, gute oder große Thaten verrichten; sondern die Pflicht bliebe noch die Pflicht, wenn sie auch keine dieser heilsamen Wirkungen hervorbrächte, und wir müßten ihr noch huldigen, wenn sie auch das Gegentheil von dem allen mit sich führte. Allein wir können nicht umhin, diese die Pflicht begleitenden oder ihr folgenden beglückenden Gefühle, Umstände und Begebenheiten, die noch unseren späteren Nachkommen preiswürdig erscheinen werden, zu erkennen, zu bemerken, gehörig zu würdigen und werthzuschätzen. Wir sollen nicht die Pflicht mit dem Vergnügen, auch edlerer höherer Art, vermischen und verwechseln; allein daraus folgt nicht, daß man die Pflicht ohne Freude und Liebe üben kann und üben muß. Im Gegentheil, die Liebe des moralisch Schönen, und die Freude, die Würde des Menschen in sich selbst zu fühlen, dienen der Pflicht nicht zur Begründung noch zum Motive, aber sind die himmlische Begleitung



und die belebende Belohn
nützlichen und heilsamen
mögen sie das Individu
auf kleinere oder größere
sind weder zu verläugne
können freilich nie das Pri
sie sind nicht unabänderlic
Natur der Umstände abh
im Voraus zu berechnen,
fällt allemal anders aus
welchem man sie anstelle
unbedingten und allgeme
gemein; allein, obgleich
nicht das Wesen derselben
unzweifelhaft und beachtu

Der Begriff der rei
streitig eine Hauptseite de
sogar ihr charakteristische
monismus findet sich auch
und muß mit der Pfli
werden, wenn man and
die Bestimmung des Me
menheit, und diese Vol
einseitigen und ausschließ
Eigenschaften und Fähigke
rigsten Entwickelung alle
sehen und setzen will.

Ueber

eigennützige und reine Liebe.



Der oben abgehandelte Gegenstand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine sinnliche Liebe, ist die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo sie einen höhern Charakter anzunehmen scheint, ihre Quelle in der Selbstsucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem ersten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verschieden ist?

Diese Gegensätze haben unstreitig Berührungspunkte und Verwandtschaften mit den Prinzipien der Ethik und den verschiedenen Meinungen über ihren Ursprung und ihre Natur. Allein so viel Aehnlichkeit und Verbindung zwischen ihnen und den verschiedenen Systemen über das höchste Gut sein möge, so sind sie doch von ganz verschiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man sie auch denken mag, handelt es sich immer von Gefühlen, und sie gehört ausschließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieselbe gehörig zersetzt und zergliedert, sei am Ende und im Grunde immer nur eine sinnliche Lust oder mindestens ein selbstsüchtiger Trieb, der seine Befriedigung immer nur in der äußern Welt sucht.

Diejenigen, die dieser entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Voraussetzung aus, daß der Mensch, wenn er sich einem Gegenstand nähert, welcher Natur dieser auch sein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß sucht.

Den Gegenstand oder die Person, die uns Vergnügen und Genuß verspricht, besitzen, ist in einem solchen Fall die erste Bedingung der Glückseligkeit für den Menschen. Der Besitz allein sichert uns das Gut, nach welchem wir streben, und schließt die anderen Menschen davon aus. Die Liebe setzt eine solche Tendenz, sich eines Gegenstandes auf diese Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, sinnliche Liebe bezieht sich also immer auf uns selbst. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unserer selbst wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Personen erwarten, sind freilich von sehr verschiedener Art. Es mögen uns die Geistesgaben oder der schöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Gestalt, des Ranges, der Macht zu einer Person hinziehen und uns für sie dermaaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Besitz und in ihrer Gunst glücklich fühlen können, so sehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unseren selbstsüchtigen Absichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem

ganz verschiedenes sei, wird ein jeder der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit fester Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgestellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen diese erniedrigende und höchst entwürdigende Lehre erfüllen.

Es ist schon an sich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verstande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt sich nicht in seine Elemente auflösen; es wird durch dergleichen Versuche in seiner Wesenheit zerstört und vernichtet: sei es, daß es vermöge seiner Einfachheit einer jeden Analysis widerstrebe, oder, daß seine Natur in der geheimnißvollen Mischung verschiedenartiger Elemente bestehe, die gerade durch eine künstliche Trennung derselben verflieget, verschwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich schien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathsam, ja möglich, so würde doch diejenige, die zum Resultat nur Selbstsucht in der Liebe sucht, sieht und findet, gewiß nicht die richtige sein. Daß etwas Egoismus sich auch in die edelsten uneigennützigsten Gefühle einschleicht, beweiset eben so wenig, daß solche Gefühle nur Egoismus sind, als der Umstand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verschiedene Gasarten eindringen oder sich erzeugen, beweisen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen bestehen.

Diese sogenannte Theorie widerspricht den Phänomenen und allen Thatsachen, welche die Liebe, sie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundschaft

oder als Familienliebe erscheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den sinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen da wo man sich freiwillig des geliebten Gegenstandes willen moralischen und physischen Leiden aussetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man sich selbst aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt man nicht Gesundheit, Wohlstand, ja das Leben selbst hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

Von der Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche das vermeintliche System, Alles auf Eigennutz oder sinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfnisse wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtsein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menschen zur wahren Größe anzuspornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel besser sei, ihn um etwas in dieser Hinsicht zu überschätzen als ihn zu erniedrigen, — haben andere geglaubt, der Mensch könne eine so geläuterte, von allem Irdischen befreite, von aller Beziehung auf sein eigenes Ich so unabhängige Liebe empfinden, daß man sie eine reine Liebe nennen könne, da sie ohne irgend ein persönliches Interesse von allem Fremdartigen getrennt sei und auf das höchste steigen könne.

Das Ideal einer solchen Liebe, des vollkommensten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenste Wesen einflößen. Gott allein verdient so geliebt zu werden, und das unendliche Wesen kann allein der Gegenstand einer solchen in das Unendliche fortschreitenden Liebe sein. Nicht weil er uns mit Gaben und Wohlthaten aller Art überhäuft hat, und wir alles was wir besitzen von ihm erhalten; nicht allein weil es das seligste Gefühl ist sich mit ihm zu verbinden, zu vereinigen und uns in ihn zu versenken, sollen wir ihn auf diese Art lieben, sondern die Heroen dieser Liebe, die heilige Theresia und der nicht heilig gesprochene Fenelon, wähnen, daß, wenn wir auch der ewigen Seligkeit verlustig werden sollten, so müßten wir die Gottheit auf diese Art lieben, einzig und allein weil sie die Gottheit ist, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit.

Um dies Ideal der reinen Liebe aufzustellen, hat man sich genöthigt gesehen, Unmöglichkeiten zu erdichten und Voraussetzungen zu machen, die Widersprüche enthalten, und eigentlich keinen Sinn haben. Ein Wesen, welches Gott uneigennützig und ohne Rücksicht im höchsten Grade lieben könnte, wäre schon dadurch der Seligkeit würdig, wenn es nicht schon in diesem überirdischen beseligenden Gefühle dieselbe besäße. Gott würde nicht Gott sein, wenn er ein solches auserkohrnes Wesen nicht der höchsten Glückseligkeit theilhaftig machte; aber welcher Mensch gelangt zu dieser unerreichten Höhe? Um den ange-

dringung und Verschmelzung derselben ist das höchste Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückseligkeit gewähren. Ein jeder Schritt, welcher sie diesem Ideale näher bringt, sei er auch dem Scheine nach noch so unbedeutend, giebt den Liebenden mehr Freude als der Besitz ihres Gegenstandes der sinnlichen Liebe geben und verschaffen kann. Vor allen Dingen wollen sich die Liebenden wechselseitig geistig besitzen und finden sich beiderseits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung selig. Ein jeder liebt in dem andern alles was auch schon in der Idee gut, edel, schön, der Huldigung der Menschheit würdig erscheint. Wer ist Zweck, wer ist Mittel in diesem zarten innigen Verhältniß? Keiner von beiden. Es giebt vielmehr weder Zweck noch Mittel für sie außerhalb der Liebe, die zugleich Mittel und Zweck an sich ist. In dieser Verläugnung seines Ich's, die da macht, daß man sich selbst vergißt, daß man nichts auf sich, sondern alles auf den geliebten Gegenstand bezieht, liegt freilich die höchste Glückseligkeit; allein da ein jeder der Liebenden nur an die Glückseligkeit des Andern denkt, so genießt er die seinige absichtslos, man könnte sagen ungewollt, aber nicht unbewußt.

Wer einer solchen Liebe fähig ist, wer aus den Händen der Natur diese höhere Gewalt, ja diese Genialität des Gemüths empfing, der liebt auch in niederer untergeordneter Potenz uneigennützig seine Freunde, alle Gegenstände, welche der Himmel

um ihn vereinigt hat, und vor allen sein Vaterland. Während daß die eigennützige Liebe alles auf sich selbst bezieht, und in den anderen nur das schätzt und sucht, was ihr nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuß verspricht, bezieht sich das edlere, reinere liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus sich selbst heraus. Ein solcher Mensch liebt zwar in seinem Freunde, seinen Eltern, seiner Gattin, seinen Kindern die Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die sie auszeichnen, er liebt die Dienste die sie ihm geleistet, die Wohlthaten die sie ihm erzeigt, die schönen Tage die er ihnen verdankt, er liebt ihre Liebe zu ihm. Allein er scheint dies alles nicht zu wissen, außer in den wenigen Augenblicken, wo er sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will. Der Mensch überläßt sich dann der Gewalt der Wahlverwandtschaften, welche diese Gegenstände seiner Liebe mit ihm haben. Er liebt sie, weil sie sind, was sie sind, weil er selbst ist, was er ist; weil ihr Glück, ihm anvertraut, von ihm abhängt. Für sie leiden, wäre für ihn eine Art höherer geistiger Wollust, und in den Fall zu kommen, ihnen alles, ja das Leben selbst aufzuopfern, würde für ihn die Krone der Liebe und des Lebens sein.

Die reinste, erhabenste Liebe ist unstreitig die Liebe zu Gott, zu dem erhabensten aller Wesen. An ihn, den Unsichtbaren, denken, als wäre er sichtbar, ihn, den Unendlichen, in sich aufnehmen, in so weit die

End-

Endlichkeit es zuläßt, oder vielmehr selbst in ihn zu versenken; ihn, den Allgütigen, auch im Unglück mit inniger Freude anbeten, weil er die ganze empfindende und lebendige Schöpfung und ihre größtmögliche Seligkeit zu seinem Zweck macht; ihn, den Allerweisesten, bewundern wegen der vollkommenen Harmonie der Dinge, die er angeordnet, und nicht allein weil wir selbst ein Glied der großen Kette der Dinge sind; ihm, dem Gerechtesten, uns mit Demuth unterwerfen, ob wir gleich wegen unserer Sünden diese Gerechtigkeit zu fürchten haben; — darin besteht die Liebe Gottes, und nicht in einem erzwungenen Gehorsam, in einer verkappten Furcht, in dem geheimen Wunsch, Gott zu bestechen, in dem stets erneuerten Versuch, ihn für uns zu gewinnen. Allein so uneigennützig diese Liebe auch sei und sein muß, oder vielmehr weil sie uneigennützig ist, versetzt sie den Menschen in den seligsten Zustand, wird für ihn die Quelle der reinsten Wonne, und giebt ihm Gefühle, die in Hinsicht ihrer Dauer, so wie ihrer steten Steigerung, ihm ein Vorbote der Unsterblichkeit sind. Er liebt nicht Gott um glücklich zu sein, sondern er ist glücklich weil er Gott liebt.



Ueber

Glauben und Unglauben.

Satz. Der Unglaube allein bewahrt vor Aberglauben und vor Schwärmerei.

Gegensatz. Der Glaube allein sichert gegen den Aberglauben, so wie gegen die Schwärmerei, indem er die wahre Frömmigkeit erzeugt.

Der Unglaube ist der Hang oder die Gewohnheit, nichts als wahr anzunehmen, als das, was man selbst sinnlich wahrgenommen hat oder wahrnehmen kann.

Die den Unglauben am weitesten treiben, lassen nur die Wahrnehmungen der äußeren Sinne gelten. Was ihnen nicht äußerlich erscheint, es sei als Anschauung oder als Empfindung, was dem innren Sinn allein, es sei als Gefühl oder Anschauung, sich offenbart, ist in ihren Augen eine leere Täuschung, oder könnte es wenigstens sein; welches in Hinsicht der Gewißheit auf eins hinausläuft.

Hat der Unglaube einmal diesen Schritt gethan, so muß er, um consequent zu sein, die ganze übersinnliche Welt in Zweifel ziehen, oder vielmehr dieselbe läugnen. Für ihn hat nur dasjenige Realität, was gesehen, gehört, geschmeckt und betastet werden kann.

Sobald man das Uebersinnliche als ein reines Phantasiegebilde verwirft, so bleibt nichts anderes als der grobe Materialismus. Der reflectirende Unglaube nimmt nur das an, was verstanden werden kann, und wähnt, dasjenige vollkommen zu verstehen und zu erkennen, was wir mit unseren Sinnen fas-

fen. Ein doppelter Irrthum, da der Mensch vieles annehmen muß, was über seinen Verstand geht, und er eben so wenig die sinnlichen Anschauungen und Empfindungen, als das, was ihnen zur Grundlage dient, zu verstehen vermag.

Der Unglaube geht noch weiter. Die Natur der Vernunft verkennend, schützt er oft dieselbe vor, um sein Abläugnen gewisser Existenzen zu rechtfertigen. Er sieht die Vernunft nur in Vernunftschlüssen, und verfehlt dadurch ihr wahres eigentliches Wesen; er fordert von ihr, zu beweisen, was, als eine Urwahrheit, sich allen Beweisen entzieht, und behauptet, alles, was solche Beweise nicht zuläßt, verwerfen zu dürfen und sogar zu müssen.

Diese drei Stufen oder diese drei Quellen des Unglaubens, nämlich: nur den sinnlichen Wahrnehmungen Realität zuzuschreiben; nur als wahr anzunehmen, was verstanden werden kann, und endlich Gewißheit nur in den Vernunftschlüssen zu finden, führen nothwendig den consequenten Unglauben zum Atheismus; denn sinnlich kann man Gott nicht wahrnehmen, verstehen kann man ihn eben so wenig, und nie hat die Vernunft eine Existenz beweisen können.

Des Unglaubens Gegensatz ist der Aberglaube. Der erste glaubt nichts Uebersinnliches, der zweite spielt gewissermaaßen alles in die übersinnliche Welt. Der eine traut zu viel und allein der sinnlichen Wahrnehmung, dem Verstand, den Vernunftschlüssen, und verschließt sich geflissentlich die höhere Welt, zu wel-

cher diese Flügel nicht erheben können. Der andere befragt die sinnliche Wahrnehmung, den Verstand und die Vernunft gar nicht oder wenig; auch in den Dingen, die ihnen zugänglich sind, und über welche ihnen der Ausspruch gebührt, spricht er ihnen Hohn und Troß, und folgt einem unwiderstehlichen Hang, der ihn beständig zum Unverständlichen, Unbegreiflichen treibt.

Statt die Erscheinungen der physischen und moralischen Welt mit unbefangenen Augen zu beobachten, richtig aufzufassen, ihre Gesetze zu erforschen, festzuhalten, anzuwenden, und sie wechselseitig als Ursachen und Wirkungen aus einander zu erklären, oder, wenn er ihren wahren Zusammenhang nicht zu erkennen vermag, der Unwissenheit und des Unvermögens des Menschen sich bewußt, kein Urtheil zu fällen, erdichtet der Aberglaube lieber allerlei Verhältnisse zwischen den Erscheinungen der physischen und der moralischen Welt um die einen von den anderen abzuleiten, verbindet mit einander was in der Wirklichkeit ganz getrennt dasteht, verkennt oder verschmäht die Naturordnung, um an ihre Stelle eine phantastische Welt zu erschaffen, wo alles abenteuerlich erscheint, und nichts natürlich geschieht.

Der Aberglaube kommt theils von Unwissenheit her, theils aber auch von einer lebendigen Phantasie, welche die Welt nach Belieben modelt, erdichtet und umschafft. Bald rührt er von einem kleinmüthigen Charakter, der alles, was ihn umgiebt, als gefahrvoll

fürchtet, bald von einem schwärmerisch empfindsamen Gemüthe her, welches alles belebt und bedeutend machen möchte.

Da der Aberglaube gern allenthalben unmittelbare Einwirkung höherer Wesen sieht und annimmt, und allen Gegenständen eine prophetische Bedeutsamkeit zuschreibt, hat er unstreitig Wahlverwandtschaft mit der Dichtkunst und ist selbst eine Art von Gedicht. Hinwieder kann die Dichtkunst leicht dem Aberglauben neue Kraft verleihen, wenn man ihr eigentliches Wesen und ihre wahre Bestimmung verkennt.

Der Unglaube schützt nicht vor dem Aberglauben. Man hat Freigeister gesehen, die von einer Menge abergläubischer Vorstellungen wie mit Fesseln gebunden waren. Die Seele des Menschen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen, und füllt der Mensch diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Die Vernunft verlangt zu wissen oder zu glauben. Da das menschliche Wissen theils beschränkt, theils schwankend ist, so kann der philosophische Glaube allein die Vernunft befriedigen, indem sie in ihrem Innern und in ihrer Tiefe Wahrheiten auffindet, die ihr zur Beruhigung und zum Stützpunkte dienen. Verliert die Vernunft diesen Halt, läugnet sie die Existenz des unendlichen Wesens die ihr durch eine intellectuelle, unmittelbare Anschauung offenbart wird, so hat der Mensch gegen die unbekannten Größen der Natur keine Bürgschaft mehr. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, der erste-

ren besonders hingegeben, die unbestimmbare Gewalt der im großen Weltall wirkenden geheimen Kräfte ahnend, und vor ihr zurückbebend, bevölkert er öfters die Welt mit Dämonen, die über sein Schicksal entscheiden, und jeden Augenblick es schrecklich machen können.

Der Glaube allein kann dem Unwesen des Unglaubens und des Aberglaubens ein Ende machen. Er allein vermittelt die beiden Extreme.

Der Glaube ist eine Ueberzeugung, nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus dem Wesen der Vernunft selbst geschöpft, und aus ihrer Tiefe hervorgehend; ein unwiderstehliches Fürwahrhalten gewisser Thatsachen des innern Sinnes, die uns als objective Existenzen aufgedrungen werden. Indem sie uns die Seele, die Freiheit und die Gottheit offenbaren, erheben sie uns über die sinnlichen Schranken, und öffnen uns die ewigen Pforten der übersinnlichen Welt. Dieser Glaube ist zugleich der Anfangs- und der Endpunkt des menschlichen Wissens. Von ihm geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück. Wer ihn nicht in der Wurzel seines Gemüths findet, der findet ihn nirgends, und für den giebt es auch nichts anderes sicheres, unzweifelhaftes und gewisses.

Dieser Glaube, die Vernunft selbst in ihrer Wesenheit aufgefaßt, ist die Grundlage aller Vernunftschlüsse; auf diesem festen Punkt müssen sie alle beruhen, oder sie schweben in der Leere. Allein, wenn sie einmal an diese goldene und unbezwingliche Kette befestigt sind,

der ähnlich die, nach Homer's Ausspruch, vom Throne Jupiters ausgeht, so kann der Mensch mit voller Zuversicht die Vernunftschlüsse ausdehnen und in ihrer Anwendung so weit gehen, wie es ihm die Zeit und die Umstände erlauben. Er läßt der schließenden Vernunft, so wie dem Verstande ihre Rechte, er beweis't was bewiesen werden kann, sucht zu verstehen was zu verstehen ist, erkennt den Gang der Natur, forscht nach dem Zusammenhang der Ursachen und der Wirkungen, und so lange von Erscheinungen die Rede ist, tritt er nie aus dieser Verkettung heraus. Indem er dieses thut, schlägt er den Aberglauben zu Boden und verschließt ihm die phantastische Welt seiner eigenen winzigen Schöpfungen, in welcher er so gern der Vernunft Hohn spricht, und dem Verstand Stillschweigen gebietet. Aber zugleich steuert und wirkt der Glaube dem Unglauben entgegen, indem er den sinnlichen Wahrnehmungen reelle Existenzen unterlegt, eine Vernunft annimmt, die höher steht als die, welche Vernunftschlüsse bauet, und nur das, was zur Verstandeswelt gehört, zu begreifen sich bemüht.

Man kann zwar Glauben und Gottlosigkeit, Unglauben und Schwärmerei in sich verbinden, aber in der Regel bringt Unglauben Gottlosigkeit mit sich, und die Schwärmerei zeigt sich nur manchmal im Gefolge des Glaubens, als ein Auswuchs desselben.

Die Gottlosigkeit lebt im Sinnlichen, Materiellen, Endlichen befangen; sie kann allenfalls einen überirdischen persönlichen Gott annehmen, allein

dann denkt sie sich ihn um die menschlichen Handlungen und das menschliche Schicksal unbekümmert und unbesorgt, oder vielmehr sie denkt gar nicht an ihn, und diese Leere ist höchstens für sie eine unstäte, schwankende Meinung, die keinen Einfluß auf das Thun und Lassen hat. Obgleich im Allgemeinen also Unglaube und Gottlosigkeit zusammenhängen und eine stete Wechselwirkung über einander ausüben, so giebt es doch einzelne Beispiele vom Gegentheil. ¡Ein Mann von hohem Geiste, von einem leidenschaftlosen edlen Charakter, der eine moralische Erziehung genossen, und welchen die Umstände vom Laster entfernt haben, kann auch dann noch in seinen Sitten Reinheit, in seinen Handlungen Tugend zeigen, wenn durch das Uebergewicht seines Verstandes über sein Gemüth und die Verirrung seiner Vernunft er allen Glauben an Gott verloren hat; ja er kann sogar, einen innern Hang zum Uebersinnlichen bewahrend und nährend, oft sehnlich wünschen, daß es eine unsichtbare Welt gäbe, in welcher er sich Gottes und der Unsterblichkeit zu erfreuen hätte. Auch kann ein in gottlosen Neigungen, Begierden, Handlungen versunkener Mensch doch noch des in der Kindheit eingesogenen Glaubens an Gott, an Unsterblichkeit, an Vergeltung sich nicht erwehren. Dieser Glaube wird sich zwar nur in augenblicklichen Aufwallungen, in vorübergehender Reue, in unwillkührlichen Eindrükken offenbaren, allein er beurkundet doch auf eine erfreuliche Weise, daß die Früchte der ersten Erziehung

nicht ganz verschwunden sind. Diese Beispiele sind in beiden Fällen und Voraussetzungen Ausnahmen von der Regel, nach welcher der Unglaube und die Gottlosigkeit sich wechselseitig erzeugen und verstärken.

Das dieser Krankheit des menschlichen Gemüths entgegengesetzte Gebrechen ist die Schwärmerei. Ihre Kennzeichen sind leicht aufzufassen und aufzustellen. Sie entspringt aus einem irre geleiteten, blinden, der Würde der menschlichen Natur entgegengesetzten Glauben. Statt mit dem Verstande so weit zu gehen, als es dem Menschen gegeben ist, verschmäht und verhöhnt die Schwärmerei den Verstand. Statt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und sich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die Schwärmerei die Vernunft, und spricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab. Statt in der Welt der wahrnehmbaren, erklärlichen Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die Schwärmerei keinen großen Werth auf die thätige Tugend, sondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geistige Verzuckungen. Statt überzeugt zu sein, daß kein Mensch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der übersinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die Schwärmerei solcher Gaben theilhaftig zu sein, oder werden zu können, und rühmt sich mit stolzer Demuth eines innigeren ausschließlichen Verkehrs mit Gott. Statt das Gesetz Gottes als den Polarstern des menschlichen Lebens zu betrach-

ten, und es immer im Auge zu haben, um sich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältnisse und in dem Getümmel der Leidenschaften zu orientiren, setzt die Schwärmerei ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Gesetz, ordnet die bestimmtesten, heiligsten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Beruf unter, und behandelt dieselben wie bloße Mittel, die sie dem sich selbst erschaffenen Zweck aufopfern kann und muß.

Von der Gottlosigkeit, die nach dem Uebersinnlichen, Unsichtbaren, Geheimnißvollen der Religion gar nicht trachtet, und außer dem Sinnlichen nichts ahnet, wünscht und will, und von der Schwärmerei, die durch phantastische Bilder die Wirklichkeit der sichtbaren Welt verdrängt und durch erdichtete Mittel sich der von ihr erträumten Welt zu bemächtigen glaubt, von diesen beiden Extremen gleich entfernt, tritt die wahre Frömmigkeit einher. Mit demüthigem Vertrauen, mit einfacher, herzlicher Ergebung, mit unbefangener Würde geschmückt, athmet und lebt sie gern in der übersinnlichen Welt; allein aus Ansichten und Gefühlen, die dieser Welt entlehnt sind, handelt und wirkt sie, wohlwollend und wohlthätig in der sichtbaren Welt, und bewährt sich dadurch als ächte Tochter der Religion.

Der Begriff der wahren Frömmigkeit fällt mit dem der Religion zusammen. Denn das Wesen der Religion besteht nicht in den rein objectiven Gegenständen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, son-

dern in dem subjectiven Verschmelzen dieser objectiven Gegenstände mit dem Gemüth des Menschen. Glaube, Liebe, Hoffnung, alle drei sich auf die übersinnliche Welt beziehend, haben alle drei etwas Unendliches an sich. Indem der Mensch das Unsichtbare glaubt, liebt und hofft, nimmt leicht seine ganze Existenz den Anstrich eines unschuldigen Mysticismus an, der nichts anderes ist, als das Aufnehmen der übersinnlichen Welt in das Gemüth, und das sehnsuchtsvolle Versenken des Gemüths in dieselbe Welt.

Der Mensch hat einen angebornen Hang zum Mysticismus, weil alles in der Natur, und die Natur selbst, jeder Theil des Weltalls und das Weltall in seiner Totalität, ihm ein Geheimniß erscheint und bleibt. Er kann auf der einen Seite weder durch seinen Verstand diese ihn umgebenden Mysterien durchdringen und erklären, noch durch seine Vernunft alle Existenzen umfassen; andererseits erkennt er genug, um zu wissen, daß obgleich alles dem geistigen Auge verschleiert ist, doch hinter diesem Schleier die Wesen liegen, wie sie sind. Auf dem Schleier selbst erscheinen sie nur, indem sie ihn mit flüchtigen Gestalten, glänzenden Farben und einem vielfach gebrochenen und zurückgeworfenen Lichte bedecken. Vermöge seiner Intelligenz kann der Mensch diesen Schleier nicht ganz lüften, allein sein Gemüth, das in seinen Ahnungen so wie in seinen Wünschen etwas Unendliches verräth, verweilt gern, seines unsterblichen Ursprungs sich bewußt, in dieser verschleierten geheimnißvollen Welt. Nicht aus eitler Neugierde, sondern von einer unwidersteh-

lichen Sehnsucht getrieben, verlieren wir uns in den unermeßlichen Ocean der Existenzen, und versenken uns freiwillig mit einem wollüstigen Grauen in denselben. Dieser Mysticismus findet sich mehr oder weniger entwickelt. Allen Religionen liegen die großen und ewigen Geheimnisse des Weltalls und der Menschen zum Grunde, und die Mythen, die Symbole, die Bilder treiben nur auf der Oberfläche dieses dunkeln und unerforschten Grundes ihr buntes und leichtes Spiel. Hinter den personifizirten Symbolen der ägyptischen und indischen Religionen, hinter dem Fetischismus oder dem Gottesdienst der Natur unter seinen unendlich mannichfaltigen Formen, von der Sternverehrung an bis zur Anbetung der Pflanze; hinter dem heitern glänzenden Olymp der Griechen und den idealisch menschlichen Gestalten die ihn belebten, lag das ewige Chaos, die uralte Nacht, das immer sich gleiche große All, und die, den Menschen und Göttern gebietende, alles beherrschende und zwingende Nothwendigkeit des Schicksals. Alles dieses war dem menschlichen Auge zwar unerforschlich, aber erfüllte das menschliche Gemüth mit einer geheimen Scheu, einer Art bald erhebender, bald niederschlagender Furcht, und einer unbestimmten aber stets wiederkehrenden Sehnsucht.

Keiner Religion ist dieser Mysticismus eigenthümlicher und einheimischer als der christlichen, dessen Heimath, die übersinnliche Welt, sich in allen Lehren, Vorschriften, Gesetzen, Hoffnungen, die sie dem Menschen darbietet, beurkundet und ausspricht. Hier

findet der Verstand viel Unbegreifliches, die Vernunft wenig zu folgern und zu forschen; aber eine unermeßliche, übersinnliche Welt öffnet sich der Phantasie und dem Gemüth. Aus diesen gehen Hoffnung und Liebe hervor, und der Mensch wird von einem unaussprechlichen und unersättlichen Begehren getrieben, sich den ewigen, unsichtbaren Gegenständen seiner Hoffnung und seiner Liebe zu nähern. Zu diesem nie ganz befriedigten Wunsch und immer von neuem versuchten Fluge leihen ihm die Phantasie und das Gemüth die ohnmächtigen Flügel, die ihn zwar nie bis in das innere Heiligthum führen, aber bis auf die Schwelle desselben erheben. Da verweilt er nun mit herzerhebendem Gefühl, von der Gegenwart unbefriedigt, durch den Gedanken der Zukunft gestärkt, die undurchdringlichen Geheimnisse ahnend, anbetend, ohne ihnen näher treten zu können, die Augen auf den Schleier geheftet, ohne ihn heben zu dürfen, seine Schwäche und sein Unvermögen in tiefer Demuth anerkennend, ohne von denselben entmuthigt oder niedergedrückt zu werden. So betrachtet der Mensch mit Ehrfurcht die Höhen und die Tiefen der Religion. In seinem jetzigen Zustand wird er von denselben zugleich angezogen und zurückgestoßen: indem er öfters betrauert, daß sein Vermögen und seine Kräfte seinen Wünschen und Bedürfnissen so sehr nachstehen, so freut er sich doch, solcher Bedürfnisse und solcher Wünsche, die seine Kräfte überflügeln, fähig zu sein.

Ueber

italienische und spanische Poesie

in den fünf letzten Dezennien.

Als Anhang zur Abhandlung über classische und romantische Poesie.

Auch hier spricht sich in den Urtheilen der Satz, daß Italien und Spanien viel, und der Gegensatz, daß sie nichts geleistet haben, aus.

In den südlichen Halbinseln, in Italien und in Spanien, wo früher eine so originelle, lebendige, mannichfaltige Poesie zugleich so viel Blüthen und Früchte getragen hatte, schien die schöpferische Phantasie ausgestorben. Zu einer Zeit wo im übrigen Europa die Muse kaum einige Versuche wagte, hatte Dante die dichterische Sprache erschaffen und seinen Adlerflug in die Hölle und in den Himmel mit gleicher Kraft und mit gleichem Erfolg genommen. Petrarca und Boccacio hatten diese Sprache zu einer Vollendung gebracht, welche den späteren Jahrhunderten in dieser Hinsicht nichts mehr zu thun übrig ließ. Das herrliche ihnen vorliegende Werkzeug benutzten meisterhaft zu ihren genialen Werken die großen Dichter des funfzehnten und der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Seit diesem Culminirungspunkt, zu welchem Ariost und Tasso die Poesie erhoben hatten, trat eine Periode der Ermattung und der Erschlaffung ein, von welcher das italienische Genie sich nie erholt hat. Die poetische Bewegung der Gemüther war allmählich aus dem Leben gewichen mit der immer mehr abnehmenden Freiheit der Städte, mit der politischen Bedeutsamkeit von Italien, mit dem Fall der päpstlichen Gewalt, und durch die Kriege, welche Frank-

reich, Oesterreich, Spanien in der Halbinsel gegen einander führten, wo Italien zugleich das Theater war und die Beute abgab, wo es sich nur um die Frage spielte, welcher fremden Macht das Land gehorchen und gehören sollte. Von den drei Elementen, aus welchen das Ritterthum, diese Seele des Mittelalters, bestand, hatten die Italiener die abenteuerliche Tapferkeit, die mit dem Wundervollen so nahe verwandt war, aufgefaßt und dargestellt. Viel weniger hatten sie die Minne, die ritterliche Liebe, begriffen, gefühlt und geschildert, und wenn man Dante ausnimmt, in welchem der Geist des Christenthums das Vorherrschende ist, haben die Italiener das religiöse Element in der Poesie, wo nicht verschmäht, doch verkannt und vernachläßigt. Dieses von der Natur so reichlich begabte Volk eignet sich ganz besonders zu gewissen Dichtungsarten, liebt sie leidenschaftlich, und hat sie mit Glück gepflegt, während es weder Talent noch Sinn für andere verräth. Die epische und die lyrische Poesie hat es immer besonders angesprochen, und Italien besitzt in beiden Meisterstücke, die es mit den gediegensten und gelungensten Werken aller Zeiten aufnehmen können; allein in der dramatischen Poesie, es sei im Trauerspiel oder im Lustspiel, sind sie gegen andere Nationen sehr zurückgeblieben. Diese Erscheinung erklärt sich hinlänglich aus dem Nationalcharakter. Eine lebhafte Einbildungskraft, ein natürlicher, leicht fassender und leicht combinirender Verstand, ein schneller, schlagender Witz, eine un-

getrübte Munterkeit, die alle Spiele der Laune gern treibt, und das Leben selbst nur wie ein Spiel nimmt, eine angeborne Vorliebe für einen gewissen äußern Pomp der Sprache, die leicht zu allen Arten von Uebertreibung führt, sind die Hauptzüge der Nationalindividualität der Italiener von den Alpen bis zur Meerenge von Messina, mit Nüanzen, die da machen, daß das eine oder das andere bei dieser oder jener Völkerschaft mehr hervortritt. Der Italiener hat in der Regel mehr Phantasie als Gemüth, er sucht weit mehr sinnliche Empfindungen sich zu verschaffen, als moralische Gefühle in sich zu nähren und zu entwickeln; die ihn umgebende objective Welt hat zu viel Reize für ihn, um der Gedankenwelt und dem innern reflectirenden Wesen in ihm nicht entgegen zu stehen; er fordert auch von seinen Dichtern, ihn in eine objective Welt von ihrer Erfindung zu versetzen. Die Leidenschaftlichkeit seines Charakters läßt ihn leicht alles Maaß in den Ausdrücken überschreiten; seine Gefühle sind heftig, mehr als innig, daher liebt er nicht und vermeidet sogar Einfachheit und die prunklose Wahrheit der Sprache des Herzens; leicht verwechselt er das Pathetische mit dem Deklamatorischen, das Pomphafte mit dem Großartigen, das Würdevolle mit dem Schwülstigen; ihm gelten oft Anstrengung für Kraft und hyperbolische Bilder für erhabene.

Bei solchen charakteristischen Eigenschaften des Geistes war es schwer, daß das wahre, echte Trauer-

spiel bei den Italienern aufkommen und Glück machen konnte. Die Richtung des Nationalgeistes theilt sich gewöhnlich den Dichtern mit, zumal den dramatischen, da sie ganz besonders für das Volk arbeiten, und demselben gefallen wollen. Maffei war der erste, der in seiner Merope sich der Einfachheit, der Würde des Trauerspiels und der wahren Sprache der Affecte befleißigte. Seine Verdienste wurden mehr bewundert als tief gefühlt; er fand Nachahmer, allein es gelang ihm doch nicht, eine durchgreifende Revolution in der dramatischen Dichtkunst herbeizuführen. Diese Ehre war Alfieri vorbehalten; er war mit einem ernsten, leidenschaftlichen Charakter geboren, aber zu diesem gesellte sich ein Geist, der Wahlverwandtschaft mit allen hohen, großartigen, erhabenen Gedanken und Gesinnungen hatte. Nach einer wilden, geräuschvollen Jugend, wo er zwar sinnlich schwelgte, aber stets einen bestimmten Hang zum Abenteuerlichen verrieth, blieb ihm bis an sein Ende das Bedürfniß, heftige Gemüthsbewegungen zu fühlen, zu schildern, und sie in die Seele der andern übergehen zu lassen. Stolz, unabhängig, war er ein enthusiastischer Freund und Verfechter der bürgerlichen und politischen Freiheit. Allein die der alten Republiken, die aus den Sitten und den Gesinnungen hervorging, sprach ihn weit mehr an, als die aus den künstlichen Formen des Verstandes sich ergebende der neueren Zeiten. Die edeln, kraftvollen, großen Gestalten Griechenlands und Roms schwebten immer seiner

Phantasie vor, als Ideale, die er lebendig und energisch darzustellen strebte. Im Anfange der französischen Revolution glaubte er, getäuscht wie so Viele, die Blüthe einer schönen Zeit aufgehen zu sehen; später, als sie von Blut triefend, Verbrechen und Greuel aller Art erzeugte, überschüttete er sie mit gerechten Verwünschungen, und Bonaparte's Despotismus, der, unter dem Schein der Freiheit, Italien zerrüttete und unterjochte, erregte in ihm einen unversöhnlichen Haß. Spät, erst in seinem reiferen Alter, lernte er die griechischen Tragiker in der Ursprache kennen; sie begeisterten ihn dermaaßen, daß er sie als alleinige Muster der wahren tragischen Kunst immer vor Augen hatte, doch drang er nicht tief in ihre Eigenthümlichkeit ein, und unterschied nicht gehörig, was ihrer Zeit, so wie ihrer Individualität zugehörte, von dem was der tragischen Kunst wesentlich war. Daher kam es denn, daß er auch noch in denjenigen seiner Trauerspiele, deren Gegenstand aus der neuen Geschichte entlehnt war, dem Schnitt der Alten getreu blieb, in Hinsicht der Einfachheit der Handlung, der kleinen Zahl der handelnden Personen und des Colorits der Sprache. Doch konnte er nicht, und versuchte es nicht einmal, den Chor, dieses Hauptelement der alten Tragödie, auf die Bühne versetzen. Trotz dieser Nachahmung, die Alfieri wagte, und die er mehr im Sinn hatte, als er sie wirklich durchführte, hat er in seinen dramatischen Schöpfungen nur sich selbst abgespiegelt, und alle tra-

gen vor allen Dingen den Stempel seiner eigenen Individualität. Ein Charakter und ein Geist wie der seinige, hoch, energisch, von der Meinung unabhängig, sich selbst vertrauend, kann noch will sich selbst verläugnen, seine Denkens- und Empfindungsart ablegen, um sich in eine fremdartige zu versetzen, und eine solche, sei es auch nur in den Stunden des Dichtens, anzunehmen; zu einer totalen Verläugnung war er zu stark ausgeprägt, zu spröde und zu stolz. Man findet Alfieri in allen seinen Trauerspielen unter dem Namen seiner Helden wieder. Der Leser und der Zuschauer vergeben es ihm, weil man eine so ausgezeichnete, große Natur gern vertreten sieht. Aber eine gewisse ermüdende Einförmigkeit und zu wenig Objectivität in der Wahl und in der Behandlung seines Stoffs sind von dieser Eigenthümlichkeit unzertrennlich. Von Natur wenig zu sanften Gefühlen, zu zarten Verhältnissen und rührenden Situationen gestimmt, hat er nur Sinn für das pathetisch Erhabene, welches aus dem Kampf der starken, gewaltigen, wilden Leidenschaften unter sich, mit den Umständen, mit andern gleichartigen Leidenschaften entsteht, und schildert nur immer ergreifendes, schreckhaftes Unglück und großartige Verbrechen. Man merkt es auf jeder Seite seiner Gedichte, daß Freiheit, Ruhm, Macht, Herrschsucht allein seine Brust aufschwellen und sympathetisch auf ihn wirken. Er versteht es zwar auch, die Liebe darzustellen, aber es sind nicht ihre sanften Rührungen, sondern ihre hef-

tigen Bewegungen, die leicht in Wuth und Verzweiflung ausarten. Vergebens würde man in seinen Gedichten die Harmonie der Töne, die Melodie des Versbaues, die Weichheit und den Schmelz der Sprache suchen, die uns in dem sonst schwachen Metastasio gefallen und uns seine Kraftlosigkeit verschmerzen lassen. Der Vers des Alfieri ist hart, seine Sprache rauh, aber kräftig, gebieterisch, ausdrucksvoll, und er hat dem italienischen Idiome bei einer reichen Gedankenfülle eine Kürze, eine prunklose Nüchternheit verliehen, die ihr ziemlich fremd waren, und die man in den besten Prosaikern nur selten wahrnimmt. In einer höchst bewegten Zeit, die auch Italien durchzog und es aus seiner Apathie wo nicht wirklich erweckte doch aufrüttelte, erscheint Alfieri wie eine höhere, imponirende Gestalt, über seine Zeit und seine Nation erhaben. Seine Landsleute waren ihm nicht gewachsen, aber sie wurden doch von ihm ergriffen. Der Mensch war in ihm größer als der Dichter, aber beide, in eins verschmolzen, haben in das Volk Gesinnungen und Gedanken niedergelegt, die, wie fruchtbare Keime, einst vielleicht noch aufgehen können. Bis jetzt sind in Italien Alfieri's Trauerspiele viel gelesen und gepriesen worden, aber sie sind weniger und seltener aufgeführt, es sei, daß es an tüchtigen, genialen, der Aufgabe gewachsenen Schauspielern gefehlt, es sei, daß manche, ihrer eigenen Schwäche und Unwürdigkeit sich bewußte Regierungen die hochherzigen

Gesinnungen, die in Alfieri so kräftig ausgesprochen sind, geschwächt und geschändet haben. Alfieri's Genie hat in der neuen Bahn, die er dem Trauerspiel geöffnet hat, nicht allein Bewunderer, sondern Nachfolger und Nachahmer gefunden. Unter ihnen verdienen Monti und Niccolini einer ehrenvollen Erwähnung. Der erste kommt unstreitig Alfieri am nächsten; er hat vielleicht mehr Gemüth als sein großer Vorgänger, obgleich er ihm in Hinsicht der Energie und der Gedankenfülle nachsteht. Auch hat er nur wenige Trauerspiele gedichtet; seine Anlagen und Neigungen zogen ihn weit mehr zur lyrischen Dichtkunst. Kein italienischer Dichter hat ihn in der eigentlichen Ode übertroffen. Chiabrera weit überlegen, tragen seine Oden das Gepräge einer wahren Begeisterung, und fließen wild und brausend in der Tiefe wie ein Waldstrom, oder erheben sich mit Adlerflug zu den

versöhnt, ist der Umstand, daß es nicht von einer niedrigen, berechneten Schmeichelei, sondern von einer wahren Begeisterung eingegeben, seine Quelle in einer leider! getäuschten Vaterlandsliebe hatte.

Vor der Periode wo Alfieri so mächtig auftrat, schien das Lustspiel, bis dahin in Italien wenig gepflegt, sich günstigerer Zeiten zu erfreuen. So munter, so witzig und muthwillig, so voll komischer Laune auch das italienische Volk im Allgemeinen ist, so sehr leicht es auch das Lächerliche auffaßt und darstellt, so hat es doch eigentlich wenig Sinn für das höhere, mit Kunst entworfene, durchgeführte, vollendete Lustspiel, und hat sich seit Machiavelli's Mandragola selten zu wirklichen Charakterstücken erhoben. Es ist nicht schwer, diese Erscheinung zu erklären. Der gesellschaftliche Ton und alle Reibungen und Contraste, welche das gesellige Leben entwickelt, sind in Italien seltener als in Frankreich. Eine komische Laune, die Spott mit Ernst versetzend, und sich keck und kühn über alles auslassend, alle Verhältnisse in ihrer Ausgelassenheit bedrohte oder angriffe, wäre leicht den Regierungen ein Stein des Anstoßes, den sie mit Gewalt aus dem Wege räumen würden. Sie erlauben einen derben gemeinen Spaß, der geschwind verfliegt, aber nicht eine aus der Tiefe geschöpfte und tief eingreifende dramatische Satire. Auch hat der Italiener es immer lieber mit einer spielenden, abenteuerlichen Phantasie, als mit der Anstrengung des Verstandes und einer anhaltenden reflectirenden Aufmerk-

samkeit zu thun; ihm ist ein gesundes, kräftiges Lachen mehr werth, als das Lächeln, welches ein mit Genialität und Kunst sorgfältig ausgearbeitetes komisches Produkt erregt; er sucht auf der Bühne nichts anders als reine Ergetzung und augenblickliche Zerstreuung. Gozzi, der Volksmärchen auf dramatische Art bearbeitete, und diese geistreich, obgleich phantastisch und abenteuerlich dem Nationalgeschmack darbot, machte weit mehr Glück als Goldoni, der einen ernsteren Ton anstimmte, Charaktere zu zeichnen versuchte, und dem Lustspiel sogar eine ethische Tendenz zu geben wagte. Die Posse war in Italien von jeher einheimisch, und wird es noch lange bleiben; sie ist aus dem Volke hervorgegangen, und der Nationalgeist findet sich ganz in derselben wieder. Schon die Römer zogen die atellanischen Spiele des Witzes den Lustspielen des Plautus und des Terenz vor; das Groteske, Carrikirte war in denselben vorherrschend, und tritt noch heute in den italienischen Possen mit einer Wahrheit, einer Lebendigkeit, einem Erfindungsgeist, einer unerschöpflichen Drolligkeit auf, die alles übertrifft, was andere Völker in dieser Art aufzuweisen haben.

In den anderen Dichtungsarten haben die Italiener der neuern Zeit nichts Vorzügliches geleistet. Seit dem Ricciardetto des Nicolo Carteromaco, der in der Manier von Ariosto dichtete, aber sehr weit hinter ihm zurückblieb, und den Versuchen des Abate Frugoni, ist die romantisch-epische Dichtung nicht mehr bearbeitet worden. In der Elegie hat Pindemonte seinen

harmonischen Versen einen melancholischen Anstrich und einen reflectirenden Charakter gegeben, die bis dahin den Italienern ziemlich fremd geblieben waren. Die Fabeln von Pignotti haben das Verdienst der Erfindung, aber sie haben den einfachen, ungezwungenen Ton, der den größten Reiz dieser Dichtungsart ausmacht, verfehlt, und die hochtrabende, mit Bildern überladene Erzählung dieses Dichters erscheint öfters als eine wahre Versündigung gegen den guten Geschmack.

Die schöne Zeit der originellen, genialen Nationalpoesie der Spanier, die mit der heroischen Periode dieses einst mächtigen Staats und dieses edlen Volks zusammenfällt, und die sich auch noch unter den schwachen Regierungen des aussterbenden österreichischen Stammes erhielt, scheint unter dem Scepter der Bourbonen unwiderruflich verloren gegangen zu sein. Die kräftige, hohe Individualität der spanischen Nation, welche sie von allen anderen Nationen unterscheidet, und aus tiefer Religiosität, schwärmerischer Liebe, wahrer Begeisterung für König und Vaterland, Anhänglichkeit an das Alterthümliche, aus einer eigenen Beharrlichkeit in den Grundsätzen und Gesinnungen, und einem alles durchdringenden Ernste zusammengesetzt zu sein scheint, hatte sich früher in der Nationalpoesie auf eine herrliche Art ausgeprägt, und ihr einen Schwung verliehen, der den Bedürfnissen des Geistes und des Gemüths der Spanier angemessen war; es war ein einheimischer Baum, der

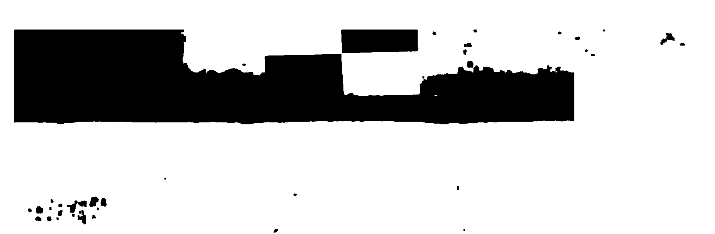
dem [illegible] [illegible], nur unter dieser Sonne, in dieser [illegible] [illegible] Luft zu der Höhe und [illegible] die wir an ihm bewundern, gedeihen konnte. [illegible] unter dem [illegible] Carl II. hatte die Nachahmung der [illegible] Literatur der Poesie eine falsche Richtung gegeben; als das Bourbonische Haus den Thron [illegible], mußte natürlich dieser Uebelstand zunehmen. Die [illegible] mit Frankreich [illegible] [illegible] [illegible], es [illegible] [illegible] der melancholische [illegible] Philipp V., nach der Schwäche, der [illegible] Fer-dinand VI. [illegible] [illegible]

[illegible]

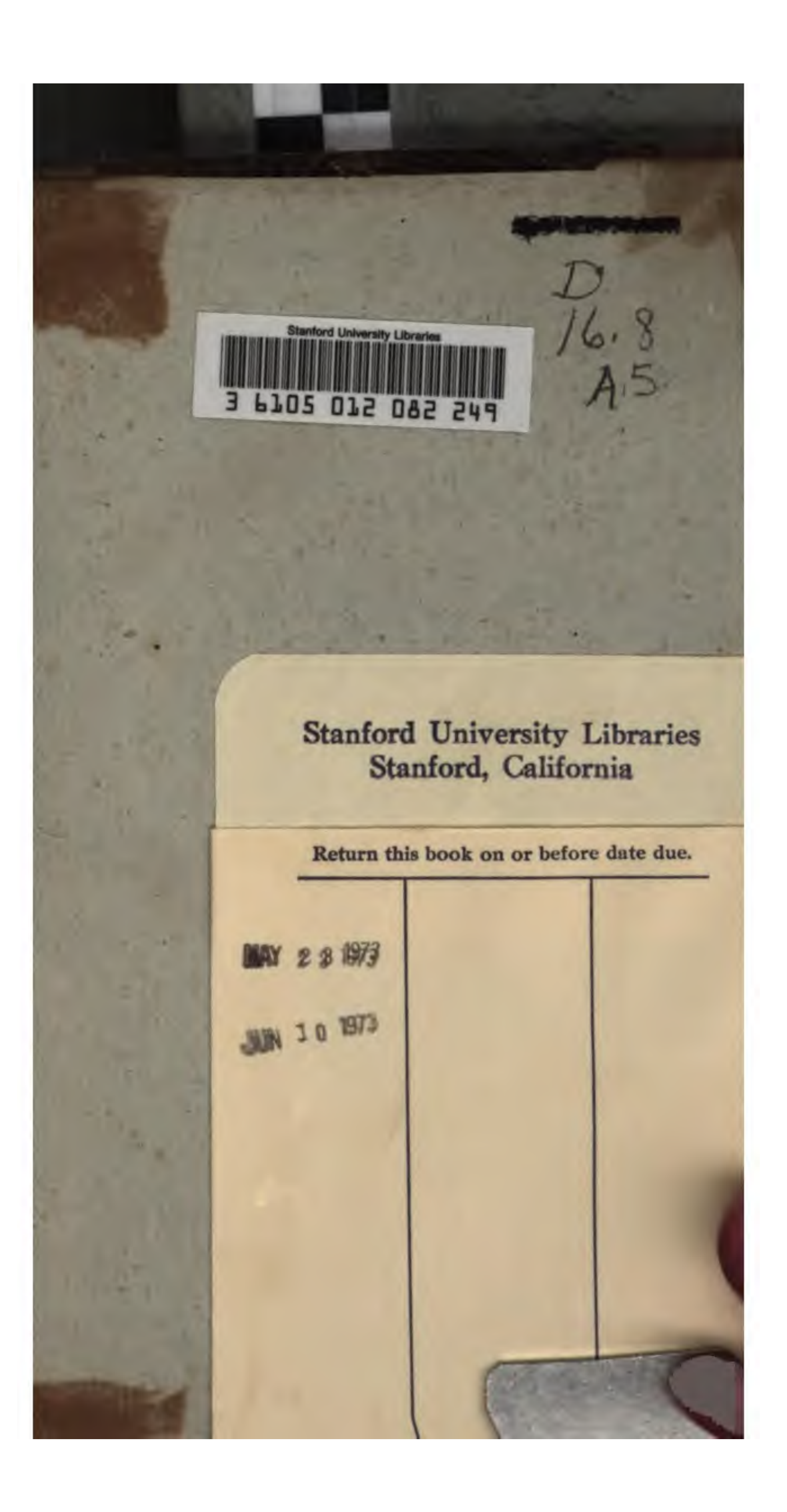
geistlichen Sonnetten, — Luzan, der neben seiner schwerfälligen großen Poesie, in welcher er öfters gegen die ältere spanische Poesie einen ungerechten Krieg führte, ganz artige, kleine Gedichte machte, — Yriarte, der von den Staatsgeschäften sich durch geistreiche Fabeln zu erholen suchte, — Moratin, der die Bühne mit einigen Lustspielen feinerer Art, die als Conversationsstücke nicht ohne Verdienst sind, bereicherte, — und vor allen Valdez, der in seinen Oden an bessere Zeiten erinnert, ließen sich zwar hören, aber diese ausgezeichneten Männer blieben nicht allein gegen ihre früheren großen Vorgänger zurück, sondern erreichten nicht einmal die Höhe, zu welcher, von der Natur bestimmt, sie in einer schwungvolleren Periode sich hätten erheben können.

Also auch aus dieser Darstellung des spätern und jetzigen Zustandes der Poesie in den südlichen Halbinseln, ergiebt sich was wir schon im Allgemeinen mit verschiedenen Abstufungen ausgesprochen haben, daß unser Zeitalter, außer in Deutschland und in England, sowohl in Beziehung auf die Producte der Dichter, als auch auf die Bedürfnisse und die Tendenz der Leser, kein poetisches sei: es hat wenig frische, edle, zur Unsterblichkeit sich eignende und berufene Gedichte hervorgebracht, es giebt noch weniger Hoffnungen, sogar in den beiden obenbenannten reichhaltigern Ländern. So bringt es der Gang des menschlichen Geschlechts mit sich. In seiner Jugend sind die Phantasie und das Gemüth vorherrschend, später überflügeln der Verstand und die Vernunft in ihrer

Entwickelung diese schaffenden Vermögen. Das Nützliche wird vor allem gesucht und gepflegt, man hat Bedürfnisse anderer Art; die Einen begnügen sich mit der Verfeinerung der Sinnlichkeit; die Anderen, geistiger gestimmt, forschen nach Wahrheit; beide sind der dichterischen Imagination feind oder abhold. Der Erfindungsgeist vervollkommnet die materiellen Bedingungen des Lebens, und beschäftigt sich mit der wirklichen Welt, statt sich in die idealischen Gefilde der Imagination zu verlieren. Der Trieb, zu wissen was da ist, erstickt den Trieb, schöne oder erhabene Träume und Gebilde zu erschaffen; es ist bis jetzt das Loos des Menschen gewesen, nur das eine, es sei in sich oder außre sich, zu pflegen, und eine harmonische Entwickelung aller Kräfte und aller Vermögen hat noch nie bei irgend einem Volke statt gefunden. Vielleicht kommt einst eine Zeit, wo man vielseitiger zu Werke gehen wird, wo man vom Wissen weder zu viel noch zu wenig hoffen, von den materiellen Künsten und von den Genüssen, welche sie verschaffen, weder zu viel noch zu wenig erwarten, oder, auf die äußerste Grenze beider gelangt, wo man, ohne die Wirklichkeit zu vernachlässigen, sich wieder mit gesteigerter Kraft und neuem Vergnügen in die Welt der Phantasie und des Gemüths begeben wird, um ihr neue Schätze abzugewinnen.







Stanford University Libraries
3 6105 012 082 249
D
16.8
A5
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
MAY 2 8 1973
JUN 1 0 1973

